

HENNINGSEN
Aus fernen Zonen.



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Aus Sernen Zonen

Originalberichte
berühmter Forscher und Reisenden

Berausgegeben

von

Johannes Benningfen

Dritte Auflage

Mit zahlreichen Abbildungen



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH
1913

ISBN 978-3-662-33738-7 ISBN 978-3-662-34136-0 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-34136-0
Softcover reprint of the hardcover 3rd edition 1913

Vorwort.

Shakespeare läßt den edlen Mohren Othello, der von Brabantio geklagt wird, das Herz seiner Tochter Desdemona durch Zauberei vonnen zu haben, sich folgendermaßen verteidigen:

„Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein,
Erforschte fleißig meines Lebens Lauf,
Von Jahr zu Jahr, die Schlachten, Stürme Schicksal',
So ich erlebt.

Ich ging es durch, vom Knabenalter an
Bis auf den Augenblick, wo ich gefragt.
So sprach ich denn von manchem Mißgeschick,
Von rührender Gefahr zu See und Land;
Wie ich ums Haar tödlicher Bresch' entkam;
Wie mich der stolze Feind gefangen nahm
Und mich als Sklav' verkauft; wie ich erlöst
Und wie mich hielt auf meiner Wunderfahrt:
Wobei von weiten Höhlen, wüsten Steppen,
Steinbrüchen, Felsen, himmelhohen Bergen
Zu melden war im Fortgang der Geschichte;
Von Kannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, Völkern, deren Kopf
Wächst unter ihrer Schulter: Das zu hören
War Desdemona eifrig stets geneigt.
Oft aber rief ein Hausgeschäft sie ab;
Und immer, wenn sie eilig dies vollbracht,
Gleich kam sie wieder, und mit durst'gem Ohr
Verschlang sie meine Rede. — — — —

— — — — —
Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand;
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen.
Das ist der ganze Zauber, den ich brauchte.“

Wie Othello, so erzählt auch dies Buch von kühnen Abenteuern zu Wasser und zu Lande, von Völkern, die in fernen Zonen wohnen, deren Sitten und Gebräuche uns seltsam erscheinen, und wie die Erzählungen des tapferen Mohren einen eigenartigen Zauber ausstrahlen, so werden auch diese Berichte das Interesse des Lesers wecken und sein Herz rühren, sind es doch die bedeutendsten Vertreter auf dem Gebiete der Erdforschung, die zu uns reden, und was mehr ist, setzten sie doch vom edelsten Forschungstrieb befeelt Kraft und Leben ein, das Dunkel zu entschleiern, das noch weite Gebiete unserer Mutter Erde einhüllt.

Den Autoren und Verlegern, die bereitwilligst die Aufnahme der einzelnen Berichte in dies Buch gestatteten, spricht der Herausgeber seinen herzlichsten Dank aus; derselbe gebührt ebenfalls den rastlosen Bemühungen eines längst bewährten Verlegers, denen es zu danken ist, daß es in einem so schönen Gewande erscheinen kann.

Altona, im Juli 1906.

Johannes Henningsen.

Inhalt.

	Seite
Fridtjof Nansen, Ein harter Kampf	9
Carl Peters, Durch die Massais über das Leikipia-Plateau zum Baringo-See	69
Hermann von Wissmann, Die Araber und der Sklaven- handel in Innerafrika	127
Ernst Haeckel, Sechs Wochen unter den Singhalesen .	165
Carl Chun, Die Nikobaren	183
Otto E. Ehlers, Stromabwärts nach Hanoi	201
J. J. Rein, Das japanische Volk	216
Friedrich Raumann, Nazareth und Jerusalem	259

Aus
Sernen Zonen.



Fridtjof Nansen
in seiner Kabine vor dem Antritt der Zehntentour. 13. Februar 1895.

Ein harter Kampf

von

Fridtjof Nansen.¹⁾

„Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunklen ins Helle strebt“. Dies Wort Goethes bewahrheitet sich auch und hat sich von jeher bewahrheitet in bezug auf die Erforschung unserer Erde. Es hat, soweit unsere geschichtlichen Überlieferungen zurückreichen, stets kühne Reisende gegeben, die unter Gefahren und Mühen, ja, unter Hingabe ihres Lebens, ein Stück unserer Erde nach dem anderen erforschten.

Ganz besonders fühlten sich die Menschen von jeher getrieben von einem unwiderstehlichen Drang, die Geheimnisse des hohen Nordens zu entschleiern. Dahin wies beständig mit „magischem Beben“ die Magnetonadel, und sie sahen darin eine stumme Mahnung und Aufforderung, ihr zu folgen.

Zunächst suchte man neue Länder im Norden der Küsten, die den Nordpol umschließen, und man hoffte, in diesen Ländern wertvolle Schätze der Natur, vor allem Gold, zu finden. Diese Hoffnung und der Drang nach Abenteuern trieb schon die Wikinger zu ihren kühnen Fahrten nach dem eisigen Norden, wo ihr Helheim, das Haus des Todes, lag.

Später waren es Handelsinteressen, die zu weiteren Fahrten die Veranlassung gaben; man versuchte, von Norden her einen neuen Seeweg zu den Schätzen Indiens zu finden.

¹⁾ Aus „In Nacht und Eis“. Die Norwegische Polarexpedition 1893 bis 1896. Von Fridtjof Nansen. Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup. 211 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten. Neue revidierte Ausgabe. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig, der uns gütigst den Abdruck dieses Artikels gestattete und die dazu gehörenden Abbildungen S. 8–68 zur Verfügung stellte.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die wissenschaftliche Forschung die Haupttriebfeder der Nordpolexpeditionen. Alle Zweige der Geographie und der Naturwissenschaften konnten sich von einer Erforschung des hohen Nordens reichen Gewinn versprechen. Ein Raum, größer als der ganze Erdteil Australien, war dort noch zu entdecken und in die Karten einzutragen. Die Witterungskunde, die für uns von immer größerer Wichtigkeit wird, die Meeresströmungen, die Menschen-, Tier- und Pflanzenkunde mußten durch wissenschaftliche Nordfahrten außerordentlich aufgehellt werden. Vor allen Dingen aber schien das so interessante Problem des Erdmagnetismus nur durch sie gelöst werden zu können. Bekanntlich weist die Magnetnadel nicht genau nach den geometrischen Polen hin. „Der magnetische Pol, d. h. der Punkt, auf den die Richtung aller in den verschiedensten Teilen der Erde aufgehängten Magnetnadeln zusammentrifft, liegt unter etwa 70 Grad Breite und 264 Grad östlicher Länge auf einer Insel des arktisch-amerikanischen Archipels, Boothia Felix, und wurde bereits im Jahre 1831 von John Ross betreten. Hier zeigt die Magnetnadel senkrecht nach unten, als wollte sie dadurch andeuten, daß man hier tief unter der Erde ihr Geheimnis suchen solle. Und doch liegt es in Wirklichkeit weit oberhalb im Kosmos. Nicht eine etwa fest da unten vergrabene magnetische Masse zieht die Nadel an, denn der magnetische Pol wandert beständig unter der Erde fort. Diese Abweichung der Nadel vom astronomischen Meridian oder ihre „Declination“ ändert ihre Richtung langsam aber ständig, ebenso ihre „Inklination“ oder die Neigung der Nadel zum Horizont, und auch die „Intensität“, das heißt die Größe der Kraft, mit der die Nadel angezogen wird, ist solchen Schwankungen unterworfen. Diese Schwankungen sind dreierlei Art. Zu der durch die Jahrhunderte langsam fortschreitenden Bewegung treten wellenförmig auf- und absteigende Bewegungen, die eine deutliche elfjährige Periode besitzen und völlig übereinstimmen mit der der Sonnenfleckenhäufigkeit. Wir sehen hier, wie die Mächte des Kosmos über einen Raum von nahezu 150 Millionen Kilometer hinweg, die uns von der Sonne trennen, in die irdischen Verhältnisse eingreifen.

In noch höherem Maße tritt dies in die Erscheinung durch die dritte Art von Schwankungen der Magnetnadel, die der „täglichen Variation“. Zuweilen zuckt die Nadel in ganz auffälliger Weise plötzlich und bleibt dann stunden-, selbst tagelang in fortwährender Unruhe. Unter der Erde bewegen sich dann elektrische Ströme, oft

von solcher Stärke, daß sie störend in die telegraphischen Apparate eingreifen. „Erdströme“ treten auf. Gleichzeitig hiermit sieht man oft einen besonders großen Fleck auf der Sonne, der gerade seinen ungeheuren Schlund der Erde zukehrt. Die Sonnenflecke, gewaltige Stürme dort, wirken also ganz unmittelbar auf den Erdmagnetismus ein. Und noch mehr. Ebenso gleichzeitig mit jenen Flecken und den „magnetischen Stürmen“ erscheinen in den Polarregionen, oft auch hinausgreifend bis in unsere Breiten, die geheimnisvollen Polarlichter. Man ist heute der Ansicht, daß um diese Zeit wirklich direkt von der Sonne her elektrisch geladene Partikelchen unsere Erdatmosphäre erreichen und dann an den Polen die Bedingungen finden, die jene wundervollen, vielfarbigen, zuckenden Lichter erzeugen und den endlos langen Nächten dieser Eisregionen einen so zauberischen Reiz verleihen, daß alle Polarfahrer davon begeisterte Schilderungen geben.

Die Form und Gruppierung der Polarlichter hängt von der Lage der magnetischen Pole ab. Alle diese Zusammenhänge zu studieren, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Polarforschung.“ (Dr. M. Wilh. Meyer.)

Der Amerikaner Maury weist mit folgenden Worten auf die wichtigen Probleme hin, deren Erforschung durch Expeditionen nach den Polargegenden erhofft werden darf: „Nicht nur die Verteilung von Land und Meer, von Gletschern, offenem Wasser und undurchdringlichem Eise in der Nähe des geheimnisvollen Pols ist zu durchforschen, sondern es gilt auch wichtige physikalische Tatsachen zu ergründen, die helles Licht auf noch ungelöste Probleme werfen können. In jenen Weltgegenden, wo die Magnethadel ihre Kraft, nach Norden zu zeigen, verloren hat, wo Sonne und Mond nicht mehr mit der täglichen Drehung der Erde auf- und niedergehen, wo das Nordlicht seine Heimat hat, wo die Eigenschaften der Stoffe von dem uns bekannten Zustande so wesentlich abweichen, daß das Eisen bröcklig, das Quecksilber fest, der Schnee griechlich wie Meerstrand wird; wo die Zentrifugalkraft der Erdrotation aufhört und eine unbefahrene See nach bisher unbekanntem Gesetze ebbet und flutet, wo sechs Monate lange Tage von ebenso langen Dämmernächten abgelöst werden und eine Durchsichtigkeit der Atmosphäre, wie wir sie bei uns nicht kennen, der Erforschung des nördlichen Himmels unvergleichlich günstige Bedingungen bietet, wo die Verteilung der Temperatur eigentümlichen und noch unentdeckten Gesetzen folgt — in jenen Regionen sind von

einer mit geeigneten Apparaten in den Händen unterrichteter Männer ausgerüsteten Expedition zahllose wissenschaftliche Ergebnisse zu erzielen.“

Im Jahre 1553 sandte England eine Expedition von drei vorzüglich ausgerüsteten Schiffen aus. Man wollte versuchen, eine nordöstliche Durchfahrt aufzufinden, um so die Umschiffung Asiens zu bewerkstelligen. Das Schicksal der Expedition war tragisch. Ein heftiger Sturm trennte schon bald eines der Schiffe für immer von den beiden anderen. Zwar gelang es diesem einen Schiffe, in das Weiße Meer zu kommen und wichtige Handelsverbindungen mit Rußland anzuknüpfen, aber die beiden anderen Schiffe wurden an der lappländischen Küste vom Eise eingeschlossen, und die ganze Besatzung erlag den Schrecken und Strapazen der langen Polarnacht.

Auch die Holländer versuchten vergeblich jene nordöstliche Durchfahrt zu gewinnen. Zwar wurden Nowaja Semlja, die Bäreninsel und Spitzbergen entdeckt; aber die undurchdringlichen Eismassen des Karischen Meeres vereitelten jedes weitere Vordringen.

Die österreichisch-ungarische Expedition unter Payer und Wenprecht, die 1872 unternommen wurde, war insofern vom Glück begünstigt, als man im hohen Norden ein großes Inselgebiet, das den Namen Franz Josephs-Land erhielt, entdeckte, aber das ersehnte Ziel wurde nicht erreicht. Man mußte das Expeditionsschiff, den „Zegetthoff“, das vom Eise umschlossen war, seinem Schicksal überlassen und in vier kleinen Booten den Rückweg nach Nowaja Semlja antreten.

Dem Schweden Nordenfjöld gelang es endlich im Jahre 1879 die Aufgabe zu lösen, an der Jahrhunderte hindurch die kühnsten Seefahrer der seetüchtigsten Nationen vergebens gearbeitet hatten. Er führte seine Schiffe „Vega“ und „Vena“ durch die Jugorstraße, durchschiffte das so gefürchtete Karische Meer in drei Tagen und gelangte nach kurzer Zeit zu dem nördlichsten Punkte Asiens, dem Kap Tscheljuskin. Nur wenige Längengrade von der eisfreien Beringstraße entfernt, wurde aber die „Vega“ vom Eise eingeschlossen und mußte hier überwintern. Erst im Juli des folgenden Jahres kam sie vom Eise los, und nach 2 Tagen hatte man schon das Ostkap Asiens umschifft und lief in die Beringstraße ein.

Inzwischen war man um das Schicksal der vom Eise festgehaltenen „Vega“ besorgt geworden, und der Amerikaner Gordon Bennett, der Eigentümer des New Yorker Weltblattes „Herald“ hatte ein Schiff, die „Jeannette“, ausgerüstet und ihr durch die Beringstraße

entgegengesandt. Das Schiff fand die „Vega“ nicht; bei der Wrangelinsel ereilte es das Schicksal aller früheren, es wurde vom Eise umschlossen. Beinahe zwei Jahre lang trieb es mit dem Eise langsam nach Westen, um endlich nördlich von den Neusibirischen Inseln von den gewaltigen Eismassen zerdrückt zu werden. Nur ein geringer Teil der Mannschaft rettete im verzweifeltsten Kampfe mit dem Eise und nach Erduldung unfäglicher Leiden das nackte Leben.

Der Untergang der „Jeannette“ gab die Veranlassung zu dem wahrhaft genialen und kühnen Plan des Norwegers Dr. Fridtjof Nansen. Er selbst schreibt: „Mein Plan ist in Kürze folgender: Ich beabsichtige, ein Schiff bauen zu lassen, so klein und so stark wie möglich; dasselbe soll gerade groß genug sein, um Kohlenvorrat und Proviant für 12 Mann auf fünf Jahre fassen zu können. Ein Fahrzeug von ungefähr 170 Tonnen (brutto) wird vermutlich hinreichen. Es soll eine Maschine haben so stark, daß es in der Stunde 6 Seemeilen zurücklegen kann; aber außerdem soll das Schiff auch volle Segeltafelung besitzen.

Das Wichtigste bei diesem Fahrzeuge ist, daß es nach einem Prinzip gebaut wird, wonach es den Druck des Eises aushalten kann. Es muß so schräge Seiten erhalten, daß das Eis bei seinen Pressungen keinen festen Halt gewinnen kann, wie dies der Fall war mit der „Jeannette“ und anderen Fahrzeugen, die arktische Expeditionen an Bord hatten, sondern das Eis soll es statt dessen in die Höhe heben. Es wird kaum einer großen Veränderung in der Konstruktion bedürfen. Trotz ihrer ganz ungeeigneten Form hielt die „Jeannette“ dennoch beinahe zwei Jahre lang den Eispressungen stand. Daß man einem Schiffe mit Leichtigkeit eine Form, wie hier angedeutet, geben kann, darüber wird niemand im Zweifel sein, der ein Fahrzeug während einer Eispressung gesehen hat. Aus demselben Grunde muß das Schiff auch klein sein; denn abgesehen davon, daß mit einem solchen im Eis leichter zu manövrieren ist, wird es während der Pressungen auch leichter gehoben, gleichwie es auch eher gelingt, dasselbe besonders stark zu machen. Es muß selbstverständlich aus ausgesuchtem Material gebaut werden. Ein Schiff von der erwähnten Form und Größe wird kein gutes und bequemes Seefahrzeug werden; aber das ist von geringerer Bedeutung in einem mit Eis angefüllten Fahrwasser, von dem hier die Rede ist. Freilich muß das Schiff einen weiten Weg durch das offene Meer zurücklegen, ehe es so weit kommt. Aber so schlimm, daß man mit demselben überhaupt nicht vorwärts kommen

könnte, wird es doch nicht werden, obschon seekrankte Passagiere den Seegöttern ihren Tribut werden zollen müssen.

„Hat man erst ein solches Fahrzeug sowie eine Besatzung von zehn, höchstens zwölf, Kräftigen und im übrigen sorgfältig ausgesuchten Männern nebst einer auf fünf Jahre berechneten Ausrüstung, die in jeder Beziehung so gut ist, wie sie mit den Mitteln unserer Zeit beschafft werden kann, so glaube ich, daß das Unternehmen gesichert ist. Mit diesem Fahrzeuge versuchen wir durch die Beringstraße und westwärts längs der Nordküste von Sibirien nach den Neusibirischen Inseln zu dringen, so frühzeitig im Sommer als es die Eisverhältnisse gestatten.

„Bei den Neusibirischen Inseln angelangt, gilt es, die Zeit aufs beste zu benutzen, um die Strom- und Eisverhältnisse zu untersuchen, und dann den günstigsten Augenblick abzuwarten, der es erlaubt, in eisfreiem Fahrwasser am weitesten nordwärts zu gelangen. Dies kann nach den über die Eisverhältnisse von der Beringstraße vorliegenden Berichten der amerikanischen Walfischfänger voraussichtlich im August oder Anfang September geschehen.

„Ist die rechte Zeit gekommen, so durchqueren wir das Eis nordwärts, soweit wir kommen. Daß wir auf diese Weise über die nördlichsten der Neusibirischen Inseln hinaus kommen können, darf man unter anderm aus der Jeannette-Expedition schließen. Während die Expedition im Eise nördlich von der Bennettinsel trieb, notierte De Long in seinem Tagebuch, daß sie dort „dunklen Wetterhimmel“ — das heißt einen Himmel, der den dunklen Widerschein von offenem Wasser zeigt — auf allen Seiten um sich sahen. Es muß folglich, bis zu einem gewissen Grade wenigstens für ein starkes Eisfahrzeug durchzukommen möglich sein.

„Dann muß man bedenken, daß die ganze Expedition an der Bennettinsel bis zur sibirischen Küste in Booten reiste, teilweise in offenem Wasser. An der Küste fand bekanntlich der größte Teil von ihnen ein trauriges Ende. Nordenfjöld ging nicht weiter nach Norden als bis zu der südlichsten der genannten Inseln (Ende August 1878), aber hier war das Fahrwasser überall offen.

„Es ist also Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß wir imstande sein werden, bei den Neusibirischen Inseln nordwärts zu dringen, und sind wir einmal so weit, dann sind wir auch mitten in dem Strome, dem die „Jeannette“ ausgesetzt war; es gilt denn nur, sich weiter nach Norden durchzuarbeiten, bis man im Eise festfährt.

„Dann wählt man einen geeigneten Platz, vertaut das Fahrzeug gut zwischen geeigneten Eisschollen und läßt das Eis sich um dasselbe herum auftürmen, soviel es mag — je mehr, desto besser; das Schiff wird dadurch nur gehoben werden und wird sicher und fest sitzen. Daß das Schiff sich unter der Eispressung auf die Seite legen sollte, ist bis zu einem gewissen Grade möglich, aber kaum von Bedeutung. Von jetzt an besorgt der Strom die Beförderung, während das Schiff nicht länger ein Transportmittel ist, sondern zum Quartier wird, in welchem man reichliche Zeit hat, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen.

„Auf diese Weise wird die Expedition nach dem, was ich früher nachgewiesen habe, wahrscheinlich über den Pol und weiter ins Meer zwischen Grönland und Spitzbergen treiben. Hier werden wir, wenn wir den 80. Breitengrad erreichen, oder sogar früher, wenn es Sommer ist, Aussicht haben, das Schiff freizumachen, und werden nach Hause segeln können. Sollte das Schiff jedoch vor der Zeit zerstört werden, — wozu ja die Möglichkeit vorhanden ist, obschon sie mir sehr gering erscheint, wenn das Schiff auf die vorher angedeutete Weise gebaut wird —, so wird die Expedition dennoch nicht mißlungen sein, denn die Rückreise muß trotzdem mit dem Strom über den Pol bis zum nordatlantischen Becken gehen. Es ist Eis genug vorhanden, um darauf zu treiben, und eine solche Fahrt haben wir früher schon versucht. Hätte die Jeannette-Expedition Proviant genug gehabt, und wäre sie auf der Eisscholle geblieben, auf der sie die später gefundenen Gegenstände zurückließ, der Ausgang der Expedition wäre sicherlich ein ganz anderer geworden, als er tatsächlich war!

„Das Fahrzeug kann bei einer Eispressung nicht so schnell sinken, daß nicht Zeit genug bliebe, um mit der ganzen Ausrüstung und dem Proviant auf eine starke Eisscholle zu flüchten, die man schon im voraus für diesen Fall ausgewählt hat. Hier schlagen wir die Zelte auf, die wir zu dem Zweck mitgenommen haben. Um unseren Proviant und die übrige Ausrüstung uns zu erhalten, sammeln wir sie nicht an einer Stelle, sondern verteilen sie übers Eis und legen sie auf Holzflöße, die wir aus Brettern und Balken gebaut haben. Hierdurch wird vermieden werden, daß etwas von der Ausrüstung sinkt, wenn die Scholle darunter brechen sollte. Denn infolge des Berstens einer Scholle verloren die Männer der „Ganja“, die über ein halbes Jahr lang an der Ostküste von Grönland entlang trieben, einen Teil ihrer Ausrüstung.

„Damit eine solche Fahrt gelinge, bedarf es nur zweier Dinge Guter Kleider und viel Nahrung, und dafür können wir Sorge tragen. Wir werden uns somit auf unserer Eisscholle ebenso sicher fühlen, wie auf unserm Fahrzeuge und ebenjogut zum Grönländischen Meer gelangen können. Dort angekommen, wird der Unterschied nur der sein, daß wir anstatt mit dem Schiffe in unseren Booten fahren müssen, die uns jedoch ebenso sicher bis zum nächsten Hafen bringen können.

„Ich glaube demnach, daß überwiegende Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, daß eine solche Fahrt gelingt.

„Manche werden jedoch gewiß einwenden: „In allen Strömungen befinden sich Gegen- und Nebenströme. Gesetzt den Fall, daß ihr in einen solchen hineingeratet und vielleicht auf ein unbekanntes Land am Pol stoßt und dort festliegen bleibt, was wollt ihr dann machen? Darauf kann ich nur antworten: Was den Gegenstrom betrifft, so müßten wir doch einmal aus demselben herauskommen, ebenso sicher wie wir hineingeraten sind, und wir haben Proviant auf fünf Jahre! Und was die zweite Möglichkeit betrifft, so würde ein solches Ereignis mit Freuden begrüßt werden; denn nicht leicht ließe sich ein Fleck unserer Erde von größerem wissenschaftlichen Interesse finden. Wir würden in dem neuentdeckten Lande so viele Beobachtungen als möglich sammeln. Sollten wir mit dem Schiffe nicht wieder in die Drift kommen und der Aufenthalt zu lange dauern, so würde nichts anderes übrig bleiben, als dasselbe zu verlassen und zu versuchen, mit den Booten und der notwendigen Ausrüstung in den nächsten Strom zu gelangen, um auf die vorher angedeutete Weise wieder in die Drift zu kommen.

„Wie lange wird nun eine solche Reise dauern können?

„Wie wir früher gesehen haben, können die von der Jeannette-Expedition herrührenden Sachen höchstens zwei Jahre gebraucht haben, um auf demselben Wege bis zum 80. Breitengrad hinabzutreiben; dort dürfen wir also mit einiger Sicherheit darauf rechnen, vom Eise loszukommen. Dies würde einer täglichen Fahrt von ungefähr zwei Seemeilen entsprechen.

„Es ist daher keine unmögliche Annahme, wenn wir erwarten, im Laufe von zwei Jahren das Ziel zu erreichen; möglich ist es ja auch, daß das Schiff in höheren Breiten, als hier vorausgesetzt, loskommen kann. Der auf fünf Jahre berechnete Proviant muß daher reichlich genügen.

„Aber ist die Winterkälte in diesen Gegenden nicht zu groß, daß ein Aufenthalt dort unmöglich sein wird?

„Dies ist nicht wahrscheinlich, ja wir können sogar mit ziemlich großer Sicherheit sagen, daß es am Pol selbst im Winter nicht so kalt ist wie z. B. im nördlichen Sibirien, das ja ein bewohntes Land ist, oder im nördlichen Teile der Westküste Grönlands, welcher gleichfalls bewohnt ist. Meteorologen haben ausgerechnet, daß die mittlere Temperatur am Pol im Januar ungefähr 36° C unter Null sein wird, während sie z. B. in Jakutsk -42° C, in Werchojansk -48° C beträgt. Man muß bedenken, daß der Pol wahrscheinlich von Meer bedeckt ist, dessen Wärmeausstrahlung viel geringer ist als die so großer Landmassen, wie es die Ebenen Nordasiens sind. Die Gegend um den Pol hat somit aller Wahrscheinlichkeit nach ein ozeanisches Klima mit verhältnismäßig milden Wintern, dafür aber kalten Sommern.

„Die Kälte in diesen Gegenden kann also kein direktes Hindernis sein. Eine Schwierigkeit, mit der viele der früheren Expeditionen zu kämpfen hatten und die auch hier nicht übersehen werden darf, ist indessen der Skorbut. Während eines längeren Aufenthaltes in einem so kalten Klima wird diese Krankheit sich unstreitig leicht einstellen, wenn man keine Gelegenheit hat, frischen Proviant zu bekommen. Ich glaube jedoch, daß mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die vielfachen kräftigen Nahrungsmittel, die wir in unserer Zeit in Gestalt hermetisch verschlossener Konserven und dergleichen besitzen, sowie die uns zu Gebote stehende Kenntnis der dem Körper nötigen Stoffe uns in den Stand setzen werden, die Gefahr des Skorbutis fernzuhalten. Außerdem wird meiner Ansicht nach ein vollständiger Mangel an frischem Proviant in den Gewässern, die wir bereisen werden, nicht eintreten; wir können sicher darauf rechnen, Eisbären und Seehunde noch hoch im Norden, wenn nicht sogar beim Pol, zu finden. Noch ist zu erwähnen, daß das Meer gewiß Mengen von kleinen Tieren enthält, die uns im Notfalle zur Nahrung dienen können.

„Man sieht, daß, welche Schwierigkeiten man auch als möglich aufstellt, diese doch nicht so groß sind, daß sie nicht durch sorgfältige Zusammenstellung der Ausrüstung, durch eine glückliche Wahl der Mitglieder und durch eine planmäßige Leitung der Expedition überwunden und dabei gute Resultate erzielt werden könnten. Wir werden ebenso sicher darauf rechnen dürfen, daß wir das offene Meer zwischen Grönland und Spitzbergen erreichen werden, wie daß wir in den „Jeannette-Strom“ bei den Neusibirischen Inseln gelangen können.

„Aber wenn nun dieser „Jeannette-Strom“ nicht gerade über den Pol führt, wenn er z. B. zwischen diesem und Franz-Joseph-Land hindurchgeht, wie früher angedeutet, was tut die Expedition dann, um den Pol zu erreichen?“

„Hier scheint in der That die Achillesferse des Planes zu stecken; denn wird das Fahrzeug in einer Entfernung von mehr als einem Grade (60 Seemeilen) am Pol vorbeigeführt, so kann es als höchst unflug oder unsicher erscheinen, das Schiff mitten im Strome zu verlassen, um mit Schlitten über rauhes, ebenfalls in der Drift befindliches Meereis einen so weiten Weg zurückzulegen Hätte man auch den Pol erreicht, so würde es ganz unsicher sein, ob man das Schiff bei der Rückkehr wiederfinden würde. Ich meine jedoch, daß das von geringer Bedeutung ist; wir sind nicht hinausgezogen, um den mathematischen Punkt, der das nördliche Ende der Erdachse bildet, zu suchen — denn diesen Punkt zu erreichen, hat an und für sich nur geringen Wert —, sondern um Untersuchungen in dem großen unbekanntem Teile der Erde, welcher den Pol umgibt, anzustellen, und diese Untersuchungen werden nahezu die gleiche große wissenschaftliche Bedeutung haben, ob die Reise über den mathematischen Pol selbst führt oder ein Stück davon entfernt bleibt.“

Dieser kühne Plan Nansens fand bei der norwegischen Regierung und dem Könige kräftige Unterstützung. In kurzer Zeit waren die Kosten der Expedition, die ungefähr eine halbe Million Kronen betragen, aufgebracht, und in Colin Archer, dem bekannten norwegischen Schiffsbaumeister, fand sich ein Mann, der die ihm gestellte Aufgabe, die Erbauung eines Schiffes, das jenen fürchterlichen Eispressungen zu widerstehen vermochte, mit seltener Umsicht und Tatkraft vollständig löste. Daß die Fahrt glücklich ausgefallen ist, verdankt man nach Nansens eigenem Wort in nicht geringem Grade dem Erbauer der „Fram“, einem kräftigen Dampfer mit Dreimastjchooner-Tafelung.

Die Fahrt wurde auf drei Jahre berechnet, aber für fünf Jahre Proviant, der allein ungefähr 39000 Kronen kostete, an Bord genommen. Nicht weniger bewundernswert als die Kühnheit, mit der der Plan entworfen und ausgeführt wurde, ist die Sorgfalt und Umsicht, mit der bei der Ausrüstung des Schiffes verfahren wurde. Vor allen Dingen galt es, dem Skorbut zu begegnen, jener gefürchteten Krankheit der Polargegenden, die durch ungenügende oder

für dieses Klima falsch gewählte Nahrung entsteht. Diese fürchterliche Krankheit, die mit Verdauungsstörungen beginnt und mit einer Mundfäule endet, die jede Aufnahme von Nahrung höchst schmerzhaft und zuletzt unmöglich macht, wurde denn auch dank der Fürsorge in der Ausrüstung mit geeigneten Nahrungsmitteln glücklich vermieden. Nicht ein einziger nennenswerter Krankheitsfall ereignete sich während der ganzen Dauer der Expedition.

Am Johannistage, dem 24. Juni 1893, verließ die „Fram“ mit einer Besatzung von dreizehn erprobten Männern, von denen jeder einzelne von dem brennenden Wunsche befeelt war, das gesteckte Ziel zu erreichen, den Hafen von Christiania. Ohne erhebliche Schwierigkeiten wurde das Karische Meer durchschifft, und bei einem Punkte, der ungefähr 20 Grad westlich vom Untergangsorte der „Jeannette“ liegt, steuerte man nach Norden um. Ganz nach Wunsch froz die „Fram“ am 21. September 1893 unter ungefähr 79 Grad ein. Aber nicht nach Wunsch war es, daß die Scholle nach Südosten hin zurücktrieb. Nach einigen Wochen änderte sie indessen ihren Kurs und die Drift ging jetzt nach Nordwesten. Wieder aber wendete die Scholle um, und nachdem man ungefähr ein Jahr umhergetrieben war, fand es sich, daß man von dem Ausgangspunkte der Schollenfahrt nur ca. 150 Kilometer entfernt war. Zwar trat wieder eine Wendung zum Besseren ein, allein am Ende des zweiten Winters hatte man die Ansicht gewonnen, daß die allgemeine Richtung der Fahrt ungefähr ebensoweit vom Pole bleiben würde, wie das Einfrieren des Schiffes westlich vom Untergangsorte der „Jeannette“ stattfand.

Nun stand Nansens Entschluß fest: das Schiff zu verlassen und auf Schlitten und Schneeschuhen von Scholle zu Scholle wandernd geradeswegs auf den Pol zu gehen. Das Schiff hatte sich in den Eispressungen vorzüglich bewährt, und ohne Bedenken konnte er es seinem erprobten Führer Kapitän Sverdrup überlassen. Mit Leutnant Johansen verließ er daher am 14. März 1895 unter beinahe 84 Grad nördlicher Breite seine Gefährten, und mit Schlitten, Rajaks¹⁾, Hunden und dem nötigen Proviant wohl versehen be-

¹⁾ Die Rajaks sind Schlitten aus Bambusrohr gemacht und mit Segeltuch überzogen. In der Mitte ist eine Öffnung mit einem Holzringe, über den der untere Rand des Rajakpelzes gezogen wird. Schnürt man dann die Kapuze und die Ärmel am Handgelenk zu, so sitzt man beim stärksten Seeegang im Trocknen. Vorn und hinten sind Öffnungen, damit der Proviant und andere Geräte leicht erreichbar sind.

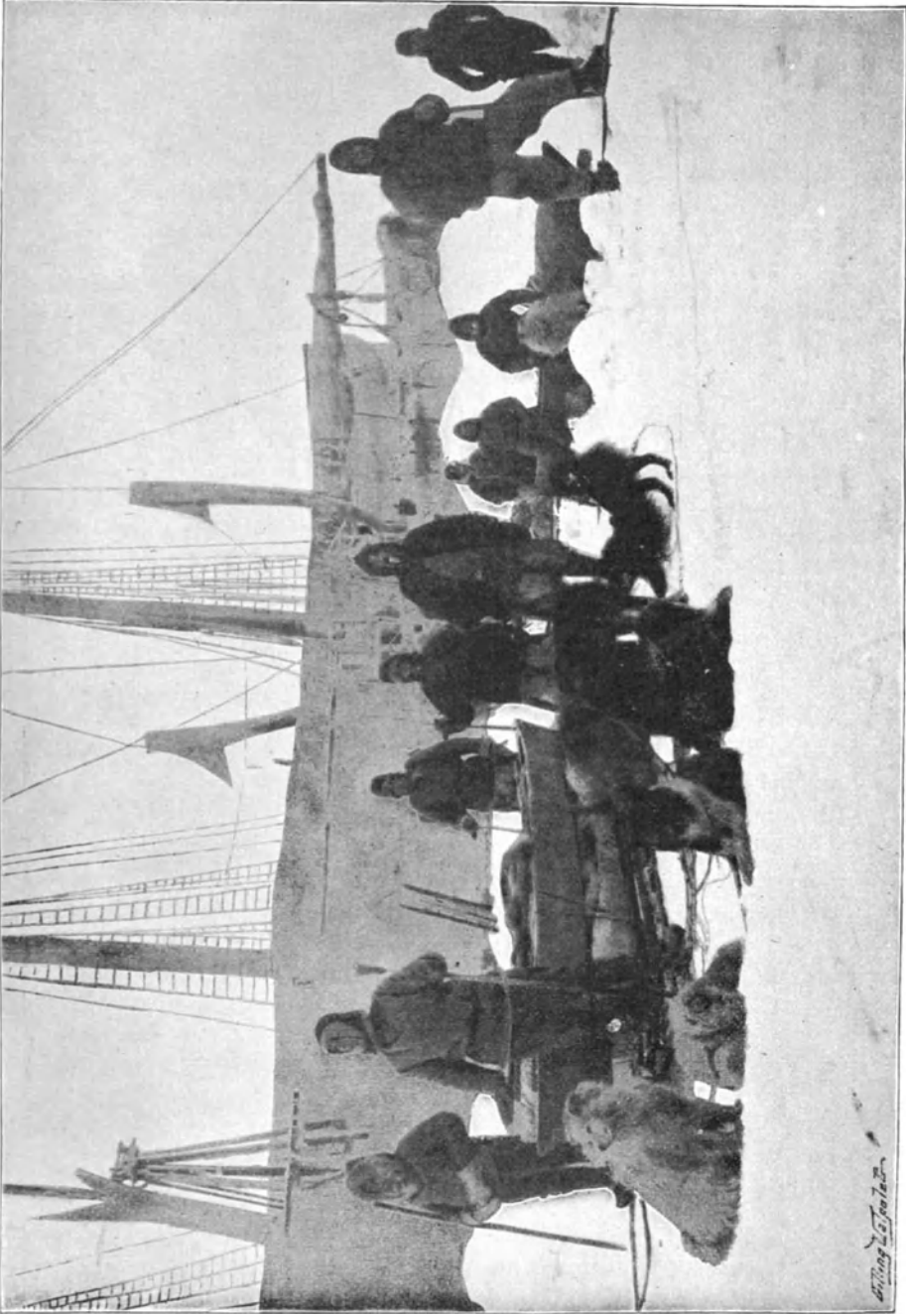
gannen die kühnen Männer ihre abenteuerliche Fahrt. Unter unerhörten Anstrengungen gelangte man bis $86^{\circ} 13' 36''$ nördlicher Breite, drei Grad nördlicher als je zuvor eine Expedition vorgedrungen war. Aber die Schollen trieben schneller nach Süden, als sie selbst nach Norden vorzudringen vermochten. Diese Erkenntnis zwang sie zur Umkehr, und glücklich wurde Franz-Joseph-Land erreicht, wo man den Winter von 1895 auf 96 verbringen mußte. Nur einem glücklichen Zufall war es zu danken, daß sie hier mit dem Engländer Jackson, der zur näheren Erforschung dieses Landes mit einer Expedition hierher gesandt war, zusammentrafen. Die kühnen Nordpolfahrer landeten am 13. August 1896 in Wardö, von wo ungefähr drei Jahre vorher die „Fram“ mit ihnen abgefahren war.

Auch diese hatte sich glücklich vom Eise befreit, und an demselben Tage, als Nansen und Johannsen den Fuß auf norwegischen Boden setzten, hatte sich die „Fram“ nach dem offenen Meere durchgebrosen.

Die Ergebnisse von Nansens Expedition bewertet Dr. M. Wilh. Meyer folgendermaßen: „Die vielfach angezweifelten Voraussetzungen ihres Führers sind praktisch auf das schönste bestätigt worden, und ein Erfolg von der weittragendsten Wichtigkeit für die Zukunft der Polarforschung krönt die mutige Tat: der Erfolg — kein Land gefunden zu haben und kein offenes Wasser. Die bisher noch immer unausrottbare Mythe des polaren Archipels ist endgültig beseitigt. Blieben auch Nansen sowohl wie die „Fram“ ein gut Stück vom Pol entfernt, so hat doch die Entdeckung einer Tiefsee von einigen tausend Metern, zu der die Lotungen führten, das Nichtvorhandensein einer irgendwie erheblichen Landmasse, die sich immer in weitem Umkreise durch Untiefen kundgibt, außer Frage gestellt. Da nun auch die meteorologischen Verhältnisse der Polumgebung durch die dreijährigen Beobachtungen auf der „Fram“ recht gut studiert sind, so bleibt der wissenschaftlichen Nordpolarforschung nichts Erhebliches mehr zu tun übrig.“

Überaus lebensvoll und anschaulich schildert Nansen den Kampf mit Nacht und Eis, den er und sein Begleiter auf ihrer Fahrt zum Pol zu bestehen hatten, im dritten Kapitel des zweiten Bandes unter der Überschrift: „Ein harter Kampf“:

Dienstag, 2. April. Auf dieser Reise sind viele Schwierigkeiten verschiedener Art zu überwinden. Die schlimmsten von allen sind aber vielleicht die vielen Kleinigkeiten, die vor dem Ausbruche zu



Stansen und Johansen verlassen die „Øram“
(14. März 1894).

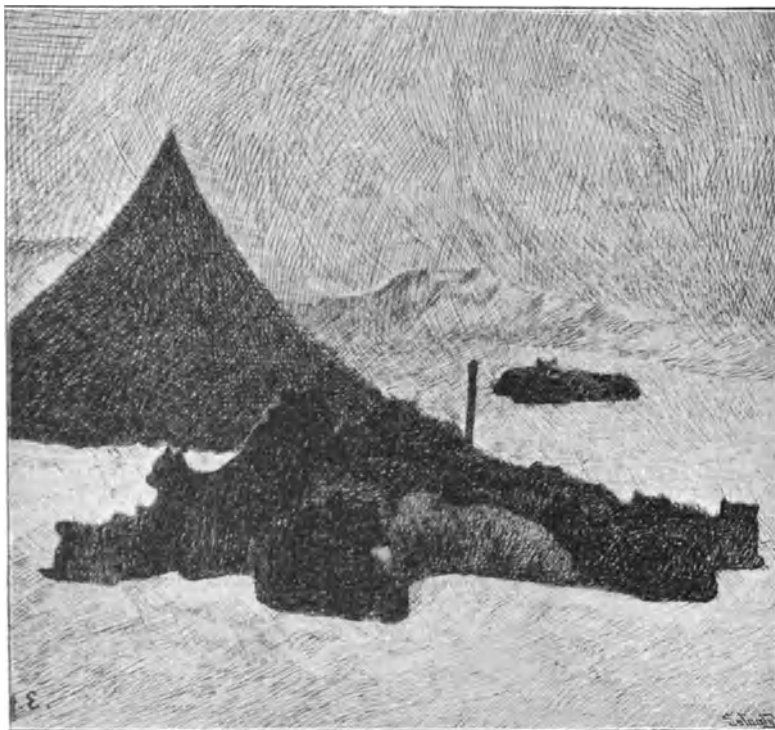
W. J. G. J. G. J. G.

beforgen sind. Obwohl ich am Montag abend schon um 7 Uhr aufgestanden war, um zu kochen, war es doch fast 2 Uhr morgens, ehe wir den Lagerplatz verlassen konnten. Die Last auf Johansens Schlitten mußte neu befestigt werden, da wir den Inhalt des einen Sackes unter dem Rajak verzehrt hatten und durch einen Sack mit Brot ersetzen mußten; ein anderes von den Bootspolstern mußte zugenäht werden, weil der Pemmitan herausfiel. Dann mußte der Schlitten, dem der Brotsack entnommen war, aufs neue durch Taue befestigt werden, und da wir dieselben doch einmal gelöst hatten, konnten wir gleich auch einen Vorrat Kartoffeln herausnehmen¹⁾. Bei dieser Beschäftigung entdeckten wir, daß der Sack mit Fischmehl ein Loch bekommen hatte. Kaum hatten wir dieses geflickt, da fanden wir, daß ein weiterer großer Sack genäht werden mußte. Als wir dann den Kartoffelsack verstauteu, hatte auch dieser ein Loch, das verstopft werden mußte, und so ging es weiter. Darauf mußten die Hundestränge geordnet werden, die sich wieder zu einem unlöslichen Wirrwar verschlungen hatten; die Knoten und Verdrehungen des mit Eis bedeckten gefrorenen Tauwerks waren immer schlechter zu lösen. Johansen beeilte sich und wurde mit dem Flicken seiner Beinkleider vor dem Frühstück fertig. Der Südwind war mittlerweile zu dem geworden, was wir an Bord einen „Mühlenwind“ genannt haben würden, d. h. er wehte mit einer Geschwindigkeit von 6 bis 7 Meter in der Sekunde; mit seiner Hilfe machten wir uns wieder im Schneetreiben auf den Weg. Anfänglich ging alles prächtig; dann aber kam eine Eiskette nach der anderen und die nächste immer schlimmer als die vorhergehende. Um 8 oder 9 Uhr morgens hielten wir eine lange Mittagsrast, nachdem wir uns einen geschützten Platz an der Leeseite eines Eisrückens ausgesucht hatten. Wir breiteten den Schlafsack aus und krochen mit unserem Eissen hinein; aber ich war so müde, daß ich mit diesem in der Hand einschlief.

Mir träumte, ich sei in Norwegen und besuche bei Fredrikshald Leute, die ich in meinem Leben nur einmal gesehen hatte; sie waren so lieb und freundlich. Es war der erste Weihnachtsfeiertag, und ich wurde in ein großes leeres Zimmer geführt, wo wir zu Mittag speisen sollten. Es war dort so kalt, daß ich zitterte, doch dampften

¹⁾ Wir hatten stets einen Vorrat unserer verschiedenen Lebensmittel in kleinen Beuteln im Innern des Rajak, so daß wir das, was wir für den täglichen Bedarf brauchten, leicht erreichen konnten, ohne die großen Säcke öffnen zu müssen, die zugenäht oder in anderer Weise sicher geschlossen waren.

bereits einige heiße Schüsseln auf der Tafel, sowie eine wunderschöne fette Gans. O, wie unjagbar freute ich mich auf die Gans! Dann begannen andere Gäste einzutreffen, durchs Fenster konnte ich sie ankommen sehen; als ich hinausgehen wollte, um sie zu begrüßen, stolperte ich und fiel in tiefen Schnee. Wie das mitten im Speisesaal möglich war, weiß ich nicht. Der Wirt amüsierte sich darüber



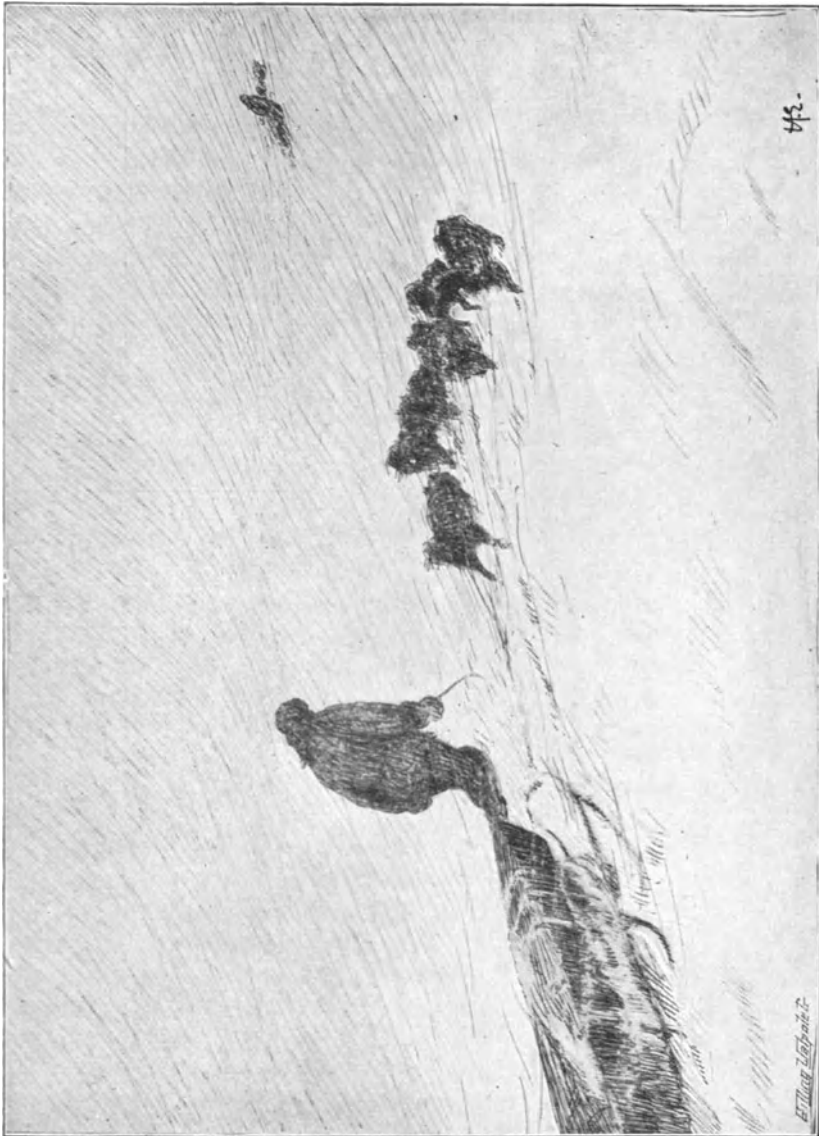
Nachtlager auf unserem Weg nach Norden.

und lachte — und ich wachte auf und fand mich zitternd vor Kälte in einem Schlafsack auf dem Treibeise im fernen Norden. O, wie elend und unglücklich fühlte ich mich da! Wir standen auf, packten schweigend unsere Sachen zusammen und setzten den Marsch fort; erst um 4 Uhr nachmittags hielten wir an. Doch mir schien alles düster und trostlos, und es dauerte lange, bis ich meine Enttäuschung verwunden hatte. Was würde ich nicht für das Mittagsmahl gegeben haben oder für eine Stunde im Speisesaal, so kalt er auch war! Ach, der Wind dringt durch und durch!

Die Eisrücken und die wieder zugefrorenen Rinnen mit zusammengeschobenen Eisblöcken auf beiden Seiten wurden schlimmer und immer schlimmer, und es war eine verzweifelte Arbeit, sich über die neuen Eisgrate einen Weg zu bahnen. Die Schneeschuhe können nicht benutzt werden, weil zwischen den aufgetürmten Eisblöcken zu wenig Schnee liegt, man muß also ohne jene weiter waten. Bei diesem unsichtigen Wetter, wo alles weiß in weiß ist, ist es unmöglich, etwas von den Unebenheiten und Löchern zu sehen, zumal die Zwischenräume zwischen den Eisblöcken mit einer dünnen, trägerischen Schneeschicht bedeckt sind, durch welche man in Spalten und Fallgruben hineinstürzt; dabei kann man noch von Glück sagen, wenn man ohne Beinbruch davontkommt. Um einen Weg zu finden, muß man weite Strecken vorausgehen, manchmal in der einen, manchmal in einer anderen Richtung suchen, und hat man einen entdeckt, dann heißt es wiederumkehren, um die Schlitten zu holen, so daß man den Weg viele Male machen muß. Als wir gestern Halt machten, war ich fast fertig. Das Schlimmste war jedoch, daß wir so lange unterwegs gewesen waren, daß es mittlerweile zum Aufziehen unserer Uhren zu spät geworden war, als wir das Lager aufschlugen. Johansens Uhr war vollständig stehen geblieben; die meinige tickte und ging glücklicherweise noch, als ich sie aufzog, so daß sie hoffentlich noch in Ordnung ist. Um 12 Uhr mittags — 31,5° C. Klares Wetter, südöstlicher Wind (4 m Geschwindigkeit in der Sekunde).

Das Eis scheint immer schlechter zu werden, und ich beginne zu zweifeln, ob es klug sein wird, den Marsch zu lange nach Norden fortzusetzen.

Mittwoch, 3. April. Brachen gestern nachmittag etwa um 3 Uhr auf. Der Schnee war nach dem südöstlichen Winde, der bis spät am Tage anhielt, in allerbestem Zustande, das Eis ziemlich passierbar, und alles sah hoffnungsvoll aus, da das Wetter schön war und wir gute Fortschritte machten. Allein nach mehreren flachen Strecken mit etwas altem, höckerigem Eise kamen einige sehr unebene Stellen, die wie gewöhnlich von offenen Wasserläufen durchschnitten und mit Eisrücken besetzt waren. Im Verlaufe der Zeit wurde das Eis nicht besser, und um Mitternacht oder vielmehr heute morgen wurden wir durch sehr schlechtes Eis und eine neu zugefrorene Rinne aufgehalten, mit so dünnem Eis, daß es uns nicht tragen wollte. Da wir sonst einen sehr weiten Umweg zu machen haben würden, schlugen wir das Lager auf. Hier wurde „Russen“ getötet, der zweite Hund, den



Vorwärts durch das Schmetreiben.

das Schicksal ereilte. Das Fleisch wurde in 26 Portionen eingeteilt, jedoch wollten acht Hunde es nicht fressen, so daß sie mit Pemmikan gefüttert werden mußten. Das Eis vor uns sieht nicht sehr einladend aus; die Eisketten können einen zur Verzweiflung bringen,

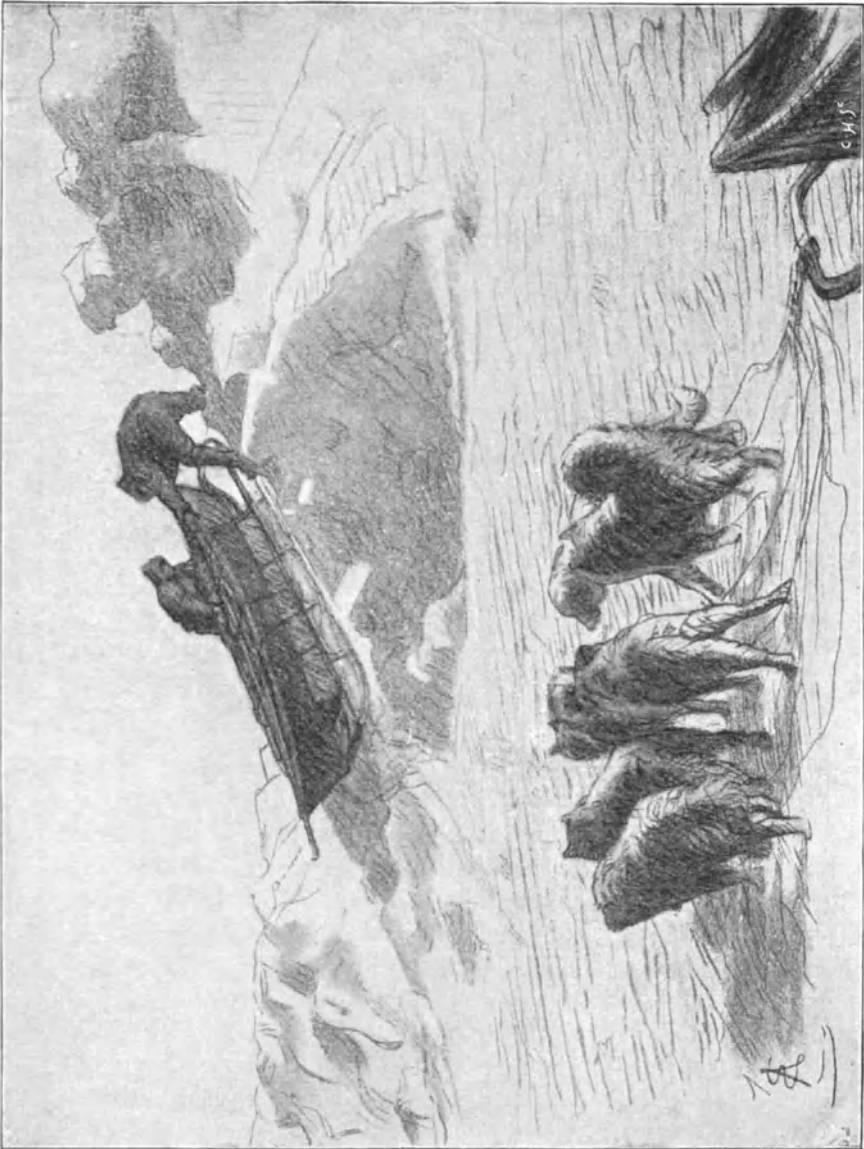
und es scheint noch gar keine Aussicht auf eine Besserung der Verhältnisse vorhanden zu sein. Um Mittag stand ich auf, um eine Meridianhöhe zu nehmen, die uns auf $85^{\circ} 54'$ nördlicher Breite versetzt. Es ist erstaunlich, daß wir noch nicht weiter gelangt sind; wir quälen uns ab, soviel wir können, aber ohne große Fortschritte zu machen. Ich fange ernstlich zu zweifeln an, ob es ratfam ist, den Marsch noch viel weiter nach Norden fortzusetzen. Nach Franz Joseph-Land ist es dreimal so weit wie die Distanz, die wir jetzt zurückgelegt haben. Wie mag wohl das Eis in jener Richtung sein? Wir können kaum darauf rechnen, daß es besser ist als hier und daß wir schneller vorwärtskommen. Außerdem sind uns auch Gestalt und Ausdehnung des Landes unbekannt und können uns vielleicht beträchtlichen Aufenthalt bereiten; möglicherweise werden wir dort auch nicht sofort Wild finden können.

Ich habe schon längst eingesehen, daß es unmöglich ist, den Pol selbst oder seine unmittelbare Nachbarschaft auf einem Eise wie dieses und mit diesen Hundten zu erreichen; wenn wir nur mehr von ihnen hätten! Was würde ich jetzt nicht darum geben, wenn ich Olenekhunde hätte! Wir müssen umkehren, früher oder später. Aber wäre es, da das doch nur eine Frage der Zeit ist, von größerem Vorteil wenn wir nach Franz Joseph-Land zurückkehren, als wenn wir über das Treibeis wandern, das kennen zu lernen wir jetzt Gelegenheit genug gehabt haben? Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es bis zum Pol genau daselbe sein. Wir können auch nicht hoffen, noch eine erhebliche Strecke höher hinaufzukommen, bevor die Zeit uns zur Umkehr zwingt. Wir sollten wirklich nicht viel länger warten.

12 Uhr Mittag — $29,4^{\circ}$ C, klares Wetter, Ostwind von 1 m Geschwindigkeit; 12 Uhr Mitternacht — 34° C, klar und still.

Es wurde mir immer rätselhafter, weshalb wir nicht mehr Fortschritte nach Norden machten. Während des Weitermarsches rechnete und addierte ich fortwährend unsere Märsche zusammen, um immer zu demselben Resultat zu kommen, nämlich daß wir weit über den $86.$ Breitengrad hinaus sein müßten, vorausgesetzt, daß das Eis stillstände. Es wurde mir jedoch bald klar, daß es sich südwärts bewegte und wir in seiner eigensinnigen Drift, je nach der Willkür von Wind und Strömung, unseren schlimmsten Feind zu bekämpfen hatten.

Freitag, 5. April. Begannen unseren Marsch gestern um 3 Uhr morgens. Das Eis war jedoch schlecht, mit Rinnen und Ketten, so



Über schwierige Eisrücken.

daß wir nur geringe Fortschritte machten. Diese Rinnen mit den auf beiden Seiten aufgetürmten Eisblöcken bringen uns zur Verzweiflung; es ist gerade, als ob man über lange, mächtige Geröllfelder führe und verursacht uns fürchterlichen Aufenthalt. Erst verliere

ich viel Zeit mit dem Wegsuchen und dann mit dem Durchkommen; dabei fällt man zur Abwechslung vielleicht ins Wasser, wie mir das gestern zweimal passiert ist. Wenn es beim Auffuchen eines Weges und bei der Leitung meines Schlittens über unebene Stellen für mich schwere Arbeit ist, so ist Johansen mit den beiden Schlitten, auf welche er aufzupassen hat, auch nicht besser daran; es ist ein schwieriges Stück Arbeit, nur einen derselben über die Eisblöcke zu bringen, von den Eisrücken gar nicht zu reden, aber er ist ohne Frage ein mutiger Kerl und gibt es niemals auf. Gestern fiel er beim Übergang über eine Rinne wieder ins Wasser und wurde bis zu den Knien naß; ich war kurz vorher auf Schneeschuhen hinübergegangen und hatte nicht bemerkt, daß das Eis schwach war. Er kam mir ohne Schneeschuhe nach und ging neben einem der Schlitten, als plötzlich das Eis nachgab und er einbrach; doch gelang es ihm glücklicherweise, sich an dem Schlitten festzuhalten, und die Hunde, die nicht angehalten hatten, zogen ihn wieder heraus. Ein solches Bad ist kein ganz ungemischtes Vergnügen jetzt, wo keine Möglichkeit vorhanden ist, die Kleider zu trocknen oder zu wechseln; man muß mit einem Eispanzer gehen, bis die Kleider am Körper auftauen und trocknen, was bei dieser Temperatur nicht so geschwind geht.

Ich komme mehr und mehr zu der Ansicht, daß wir vor der ursprünglich festgesetzten Zeit¹⁾ umkehren müssen. Es sind vermutlich ungefähr 280 Seemeilen (410 km) bis Petermann-Land (in Wirklichkeit waren es über 360 Seemeilen [670 km] bis Kap Fligely), jedoch wird es uns wahrscheinlich die größte Mühe kosten, diese Entfernung zurückzulegen. Die Frage ist nur: sollten wir nicht versuchen, auf jeden Fall 87° nördlicher Breite zu erreichen? Ich bezweifle jedoch, ob es uns gelingen wird, wenn das Eis sich nicht bessert.

Sonnabend, 6. April. 2 Uhr morgens — 24,2° C. Das Eis wurde immer schlimmer. Gestern brachte es mich fast zur Verzweiflung, und als wir heute morgen Halt machten, war ich beinahe entschlossen, wieder umzukehren. Ich will jedoch noch einen Tag weitergehen, um zu sehen, ob das Eis nach Norden hin wirklich so schlecht ist, wie es von dem 10 m hohen Eisrücken aus, hinter dem wir lagern, aussieht. Gestern haben wir kaum einige Kilometer zurückgelegt. Rinnen, Ketten und rauhes Eis; es sieht aus wie

¹⁾ Beim Verlassen des Schiffes hatte ich mir vorgenommen, 30 Tage nach Norden zu marschieren, und daher nur für diesen Zeitraum Futter für die Hunde mitgenommen.



Nichts als Eis!

eine endlose Moräne von Eisblöcken; und dabei das unaufhörliche Heben der Schlitten über jede Unebenheit hinweg; es genügte, Riesen zu ermüden. Seltsam ist dieses aufgebrochene Eis; zum größten Teile ist es nicht sehr massiv, sondern sieht aus, als ob es in neuerer Zeit in die Höhe gedrängt worden sei, da es nur teilweise mit dünnem, losem Schnee bedeckt ist, in den man plötzlich bis zum Leibe einsinkt. Und so dehnt sich das Eis meilenweit nach Norden aus. Hin und wieder bemerkt man alte Schollen mit Hügeln, die durch die Einwirkung der Sonne oben abgerundet sind und oft aus sehr dickem Eis bestehen.

Ich komme rasch zu dem Schlusse, daß unser Hierbleiben nicht ratsam ist. Wir werden nicht instande sein, weiter nach Norden zu kommen, und eine langwierige Arbeit wird es werden, wenn wir auf dem Wege nach Franz Joseph-Land mehr von dieser Gattung Eis antreffen sollten. Andererseits werden wir dort unsere Zeit viel besser ausnutzen können, wenn uns überhaupt welche bleibt. 8¹/₂ Uhr abends — 34° C.

Montag, 8. April. Nein, das Eis wird immer schlechter, und wir kommen nicht weiter; eine Kette folgte der anderen, und es gab nichts als Eisblöcke, über die wir fahren mußten. Wir brachen heute morgen gegen 2 Uhr auf und setzten den Weg, solange wir konnten, fort, wobei wir die Schlitten während der ganzen Zeit fast tragen mußten; schließlich wurde es aber zu arg. Ich war auf Schneeschuhen eine gute Strecke vorausgeeilt, fand aber keine Ausichten auf Vorwärtskommen und erblickte selbst von den höchsten Hügeln überall nur dasselbe Eis. Es ist ein wahres Chaos von Eisblöcken, das sich bis an den Horizont ausdehnt. Es hat keinen Sinn, noch weiter vorzudringen; wir opfern die kostbare Zeit und erreichen nichts.

Ich beschloß daher, umzukehren und unseren Kurs auf Kap Fligely zu richten.

Auf diesem nördlichsten Lagerplatze leisteten wir uns ein großes Festmahl, bestehend aus Labskaus, Brot und Butter, trockener Schokolade, gedämpften Preiselbeeren, nebst heißem Molkentrank. Trost und Überjatt krochen wir in unseren lieben Sack, unseren besten Freund. Ich nahm heute eine Meridianhöhe, aus welcher ich ersehe, daß wir ungefähr auf 86° 10' nördlicher Breite sein mußten¹⁾. Heute

¹⁾ Die Breite erhielt ich durch rohe Schätzung. Bei genauerer Berechnung stellte sie sich als 86° 13,6' heraus, während die Länge ungefähr 95° Ost war.



Unter nördlichstes Lager 86° 13' 36"
(8. April 1895).

morgen stellte ich auch eine Beobachtung zur Bestimmung der Länge an. Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags — 32° C.

Dienstag, 9. April. Gestern machten wir den ersten Marsch heimwärts. Wir erwarteten, dasselbe unpassierbare Eis zu treffen, kamen aber, als wir noch nicht weit gegangen waren, zu unserer Überraschung auf ziemlich gutes Terrain, das sich stetig besserte, so daß wir mit nur geringem Aufenthalt den Weg bis heute morgen fortsetzten. Wir trafen selbstverständlich auch Eisrücken an, doch ließ es sich immer ziemlich leicht mit diesen fertig werden, so daß wir gut weiter kamen. Wir brachen gestern gegen 2 Uhr nachmittags auf und blieben bis 1 Uhr morgens unterwegs.

Donnerstag, 11. April. Besser und immer besser. Fanden gestern nichts als schöne, ebene Eisstrecken mit wenigen Rücken, die leicht zu überschreiten waren, und einigen Rinnen mit dünnem Eise darauf, die uns etwas mehr Schwierigkeiten bereiteten. Sie liefen jedoch ungefähr in unserer Richtung — unser Kurs ist jetzt mißweisend Süd 22° zu West oder rechtweisend ungefähr genau Westsüdwest —, so daß wir an ihnen entlanggehen konnten. Schließlich mußten wir aber den Übergang unternehmen, der uns bestens gelang, obgleich das Eis sich unter uns und den Schlitten mehr bog, als uns lieb war. Spät am Nachmittage trafen wir vor einer Rinne ein, die wir in derselben Weise zu behandeln beabsichtigten. Mit dem ersten Schlitten erreichten wir ziemlich sicher die andere Seite, nicht aber mit den anderen. Kaum hatten die Leithunde des einen Gespannes die gefährliche Stelle erreicht, wo das Eis am dünnsten und etwas Wasser von unten heraufgekommen war, als sie anhielten und vorsichtig die Pfoten ins Wasser tauchten; in demselben Augenblicke brach einer von ihnen ein. Das Wasser umherspritzend quälte er sich ab, um wieder herauszukommen, jedoch begann das Eis jetzt unter dem Gewichte der anderen Hunde und des Schlittens zu sinken, so daß alles vom Wasser überströmt wurde. Ich zog Hunde und Schlitten so rasch wie möglich zurück, wodurch es mir gelang, sie alle sicher und wohlbehalten auf das feste Eis zu bringen. Wir versuchten den Übergang an einer anderen Stelle nochmals, indem ich zuerst auf Schneeschuhen hinüberließ und dann die Hunde lockte, während Johansen nachschob; allein das Resultat war nicht besser als beim ersten Male, da „Suggen“ einbrach, und wir wieder umkehren mußten. Nach einem weiten Umwege gelang es uns endlich, als wir schon stark ermüdet waren, die beiden Schlitten hinüber zu bringen.

Wir fanden auch einen guten Lagerplatz, wo wir die wärmste Nacht und den bequemsten, ja ich möchte fast sagen behaglichsten Morgen verbrachten (beiläufig erwähnt, mit Reparaturen), die wir bis jetzt auf der Reise erlebt hatten. Wir traten den Marsch 5 Uhr morgens und rasteten hier 6 Uhr nachmittags. Ich glaube, wir haben gestern den weitesten Tagemarsch gemacht, den wir bisher erreicht haben. 2 Uhr nachmittags — 27,6° C.

Sonnabend, 13. April. Seit drei Tagen sind wir nur über gutes Eis gekommen; wenn das so weiter geht, werden wir die Rückreise schneller machen, als ich gedacht hatte. Ich begreife diese plötzliche Veränderung des Eises nicht. Sollte es möglich sein, daß wir in derselben Richtung mit den Rücken und Unebenheiten wandern, so daß wir an ihnen jetzt entlanggehen, anstatt sie zu kreuzen? Die Rinnen, die wir jetzt getroffen haben, scheinen darauf hinzudeuten; sie folgen sämtlich ziemlich genau unserm Kurse. Gestern hatten wir das ärgerliche Pech, daß wir unsere Uhren hatten ablaufen lassen; die Zeit vom Abend vorher, als wir in den Saß gekrochen waren, bis zum Lagern gestern abend war zu lang gewesen. Selbstverständlich haben wir die Uhren wieder aufgezogen. Das Einzige aber, was ich jetzt tun kann, um die mittlere Greenwicher Zeit zu finden, ist, eine Zeitbestimmung und eine Breitenbeobachtung anzustellen und dann die Entfernung von unserm Wendepunkt am 8. April, wo ich die letzte Beobachtung zur Längenbestimmung vorgenommen habe, annähernd zu schätzen. Bei diesem Verfahren kann der Fehler kaum groß sein.

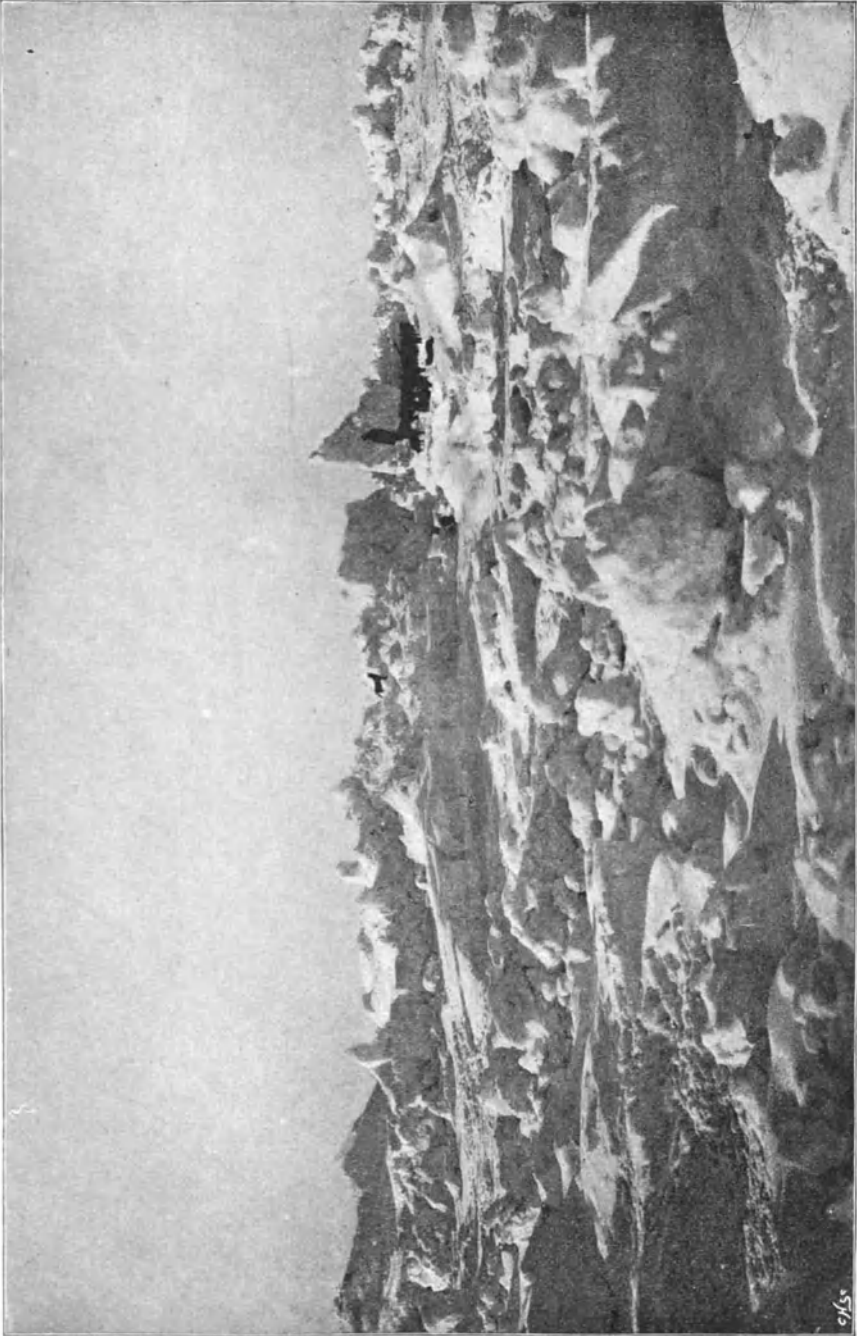
Ich bin der Überzeugung, daß wir im Durchschnitt der letzten drei Tage täglich nicht weniger als 22 km gemacht und infolgedessen 67 km in der Richtung Süd 22° West (mißweisend) zurückgelegt haben. Als wir gestern hier Halt machten, wurde „Barbara“ getötet; das Schlachten ist keine sehr angenehme Episode. Klares Wetter; um 6¹/₂ Uhr morgens — 30° C; Wind Süd mit 2—3 m Geschwindigkeit.

14. April, Oster Sonntag. Gestern hatten wir mit den Rinnen Unglück; sie drängten uns beträchtlich aus unserm Kurs. Schließlich wurden wir durch eine besonders unangenehme aufgehalten. Nachdem ich vergeblich eine Strecke weit an derselben entlanggegangen war, um eine Stelle zum Übergang zu finden, hielt ich es unter den gegebenen Verhältnissen für am besten, unser Zelt aufzuschlagen und den Abend vor Ostern festlich zu begehen. Außerdem wollte ich

unserer Breite und Länge, sowie die Zeitbestimmung und die Mißweisung ausrechnen, da es uns von Wichtigkeit war, so rasch wie möglich die richtige Zeit wiederzuerhalten. Nachdem das Zelt aufgeschlagen war, kroch ich in den Sack, während Johansen für die Hunde sorgte; indes ist es, selbst wenn die Temperatur höher als -30° C ist, nicht sehr angenehm, in einem gefrorenen Sack die gefrorenen Kleider und Schuhe aufzutauen und gleichzeitig die Beobachtungen auszurechnen und mit den schmerzenden, vom Frost erstarrten Fingern Logarithmen aufzuschlagen. Das ist ein sehr langsame Stück Arbeit, so daß ich den Ostersonntag für die übrigen Berechnungen verwenden muß, und wir nicht vor heute abend werden weiterziehen können. Wir haben jedoch den Abend gemütlich bei folgendem Mahle gefeiert: heißes Molkenwasser, Fiskegratin, gedämpfte Preiselbeeren und Zitronensaft-Grog, d. h. Zitronensaftafeln und etwas Zucker in heißem Wasser aufgelöst. Ein geradezu herrliches Diner. Nachdem wir uns gehörig vollgeschmaust hatten, krochen wir endlich um 2 Uhr unter die Decken.

Dienstag, den 16. April. Als wir gestern morgen um 1 Uhr im Begriffe standen, aufzubrechen, schlich sich „Baro“ davon, ehe wir ihn anschnirren konnten; er hatte gesehen, daß wir ein paar von den andern Hunden angespannt hatten, und wußte, was nun folgen würde. Da ich den Hund, den besten, den ich in meinem Gespann hatte, nicht gern verlieren wollte, so hatten wir einigen Aufenthalt. Ich rief und rief und guckte hinter alle Hügel, um ihn zu suchen, sah aber nichts weiter als Kette hinter Kette, bis sie am Horizont verschwanden, von der Mitternachtssonne im fernsten Norden umschienen. Die Eiswelt träumte im hellen, kalten Morgenlichte. Wir mußten ohne den Hund aufbrechen, jedoch erblickte ich ihn später zu meiner größten Freude weit hinten auf unserm Weg, nachdem ich schon geglaubt hatte, sein treues Gesicht zum letztenmal gesehen zu haben. Er schämte sich offenbar, als er herankam und stehen blieb, und blickte mich flehentlich an, als ich ihn ergriff und anschnirte. Ich hatte den Hund durchpeitschen wollen, wurde aber durch seinen Blick entwaffnet.

Wir trafen passierbares Eis, wenn es auch nicht immer ganz flach war, und machten befriedigende Fortschritte; einige Rücken drängten uns jedoch aus unserm Kurse nach Westen. Im Laufe des Morgens entdeckte ich, daß ich an irgendeiner Stelle meinen Kompaß vergessen hatte, den ich dort herausgenommen hatte, um Peilungen vorzunehmen, und da wir ihn nicht entbehren konnten, so mußte ich

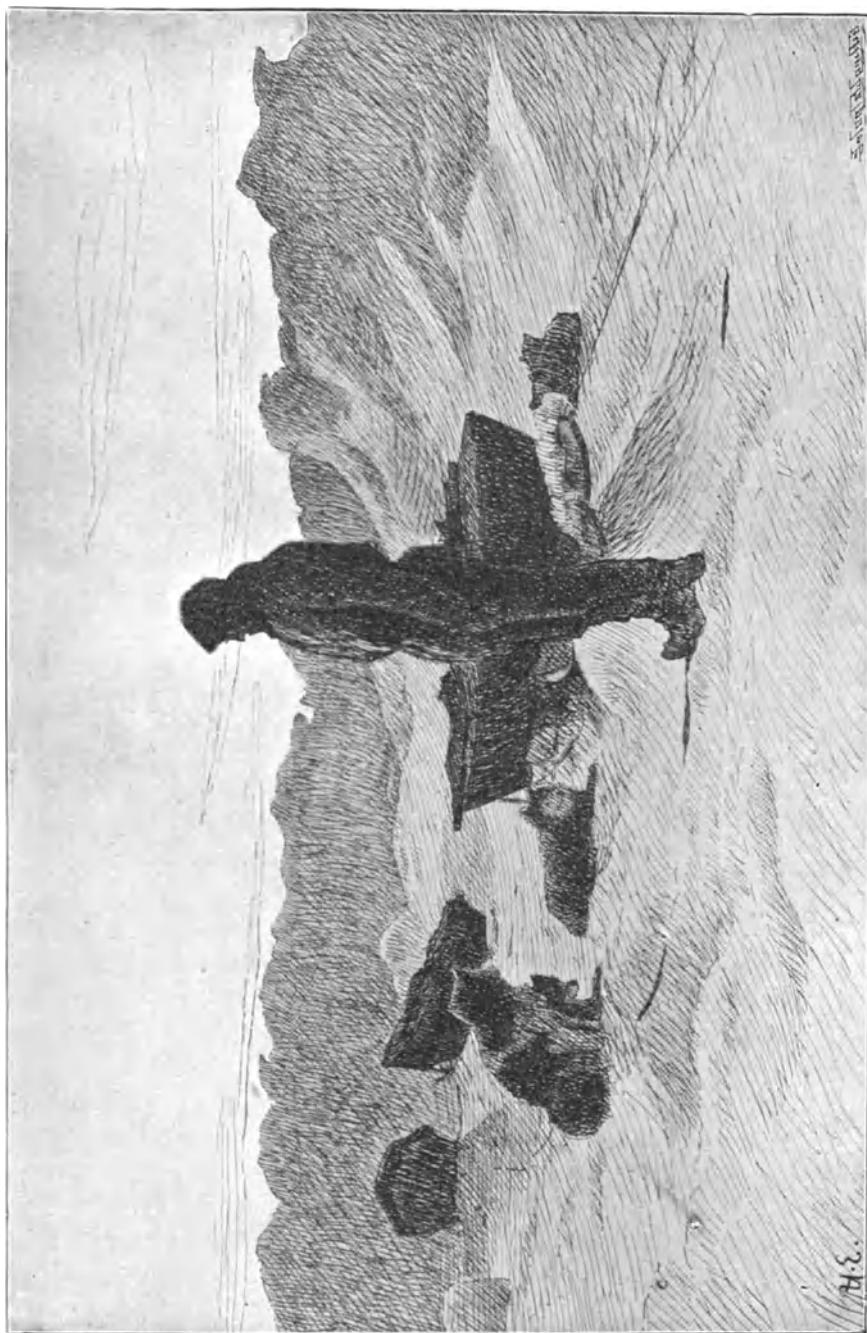


Baro der Ausreißer.

wieder umkehren und danach suchen. Ich fand ihn auch wieder, jedoch war der Rückweg ein schweres Stück Arbeit, und zum ersten Male war es mir unterwegs unbehaglich infolge der Hitze, da die Sonne fast unerträglich brannte. Als ich endlich die Schlitten eingeholt hatte, fühlte ich mich etwas schwach; Johansen saß auf dem Kajak und schlief in der Sonne und fand es zum erstenmal schön und warm. Dann ging es wieder weiter. Licht und Wärme machten uns jedoch schläfrig und matt, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Um 10 Uhr vormittags lagerten wir daher. Als ich dann die meteorologischen Beobachtungen vornahm, war ich nicht wenig erstaunt zu finden, daß das Schleuderthermometer — 26,2° C zeigte. Wir richteten das Zelt daher in der brennenden Sonne auf, und bald war es drinnen sehr nett und warm. Wir hatten ein behäbiges Ostermahl bereitet, das nicht nur für den Ostersonntag, sondern auch für den Ostermontag reichte. Nach meiner Rechnung beträgt die Entfernung, die wir am Ostervorabend und gestern zurückgelegt haben, ungefähr 22 km, so daß wir insgesamt an 96 km von unserm Heimwege hinter uns haben.

Mittwoch, 17. April. — 28° C. Gestern haben wir unzweifelhaft den längsten Tagemarsch gemacht. Wir begannen ihn um 7½ Uhr morgens und beendeten ihn gegen 9 Uhr abends, nachdem wir um die Mittagszeit ein paar Stunden im Sack Rast gemacht hatten. Das Eis war so, daß ich es früher nichts weniger als gut genannt haben würde. Es war überall äußerst uneben und bestand aus in die Höhe gepreßtem, ziemlich neuem Eise und älteren abgerundeten Rücken. Hier und dort waren Ketten; jedoch konnte man überall weiterkommen, da wir durch Rinnen glücklicherweise nicht behindert wurden. Der Schnee lag über den Unebenheiten des Eises ziemlich locker, indes konnten die Hunde überall allein ziehen, so daß wir keine Ursache hatten, über sie zu klagen. Hier, wo wir uns jetzt aufhalten, scheint das Eis demjenigen etwas ähnlich zu sein, das wir um die „Fram“ herum hatten; wir sind jetzt etwa bis zu der Gegend herabgekommen, wo sie treiben muß. Ich bin überzeugt, wir haben gestern 20 km gemacht, so daß die auf dem Heimwege zurückgelegte Strecke nun 126 km betragen muß.

Das Wetter ist jetzt herrlich, nicht so kalt, daß es unbequem wäre, und beständig heller Sonnenschein ohne Wind von irgendwelcher Bedeutung. Die Atmosphäre ist meiner Meinung nach hier oben merkwürdig gleichmäßig und ruhig. Wir sind jetzt über einen



Walt. (April 1865.)

Monat über das Eis gewandert und noch nicht ein einziges Mal durch schlechtes Wetter aufgehalten worden; während der ganzen Zeit hatten wir Sonnenschein, ausgenommen ein paar Tage, an denen die Sonne aber auch noch durchkam. Das Dasein wird immer schöner, die Kälte ist vorüber, und wir dringen immer weiter dem Lande und dem Sommer entgegen. Jetzt ist es keine Prüfung mehr, morgens aufzustehen, einen tüchtigen Marsch vor sich, zu kochen, dann behaglich und warm im Sacke zu liegen und von einer glücklichen Zukunft zu träumen, nachdem wir heimgekehrt sind. Heimgekehrt . . . ?

War heute mit einer umfangreichen Schneiderarbeit beschäftigt, da meine Hosen durch den Gebrauch sehr schlecht geworden sind. Es erscheint einem ganz mild, wenn man jetzt bei -28°C sitzt und näht, gegen die 40° , die wir früher hatten; damals war es sicherlich kein Vergnügen, die Nadel zu führen.

Freitag, 19. April. Wir haben jetzt noch für zwei oder drei Tage Futter für die Hunde, doch hoffe ich, noch etwas länger damit auszukommen, und werde zunächst die schlechtesten Hunde als Futter für die anderen verwenden. Gestern wurde „Perpetuum“ getötet. Dieses Töten der Tiere und besonders das eigentliche Schlachten ist uns etwas Furchterliches; aber was sollen wir tun? Wir haben sie bis jetzt mit einem Messer erstochen; es ist dies jedoch keine sehr befriedigende Tötungsart, und wir haben daher gestern beschlossen, eine neue Methode anzuwenden, das Strangulieren. In üblicher Weise führten wir den Hund hinter einen Hügel, damit die anderen nicht sehen sollten, was passierte; dann schlangen wir dem Tiere einen Strick um den Hals und zogen beide mit voller Macht daran, bis wir nicht mehr konnten, aber ohne Erfolg. Unsere Hände hatten bei der Kälte alles Gefühl verloren, so daß uns nichts anderes übrig blieb, als wieder das Messer zu gebrauchen. Es war schrecklich. Natürlich würde Erschießen die bequemste und barmherzigste Todesart gewesen sein, aber wir wollten ungern unsere kostbare Munition an den Hunden verbrauchen; vielleicht kommt einmal die Zeit, daß wir ihrer dringend bedürfen.

Sonntag, 21. April. Vorgestern brachen wir um 4 Uhr auf und machten in der Nacht Halt, um etwas zu essen. Die Raft zum Mittagmahl, bei dem wir mit unserm Essen in die Tiefe unsers warmen und behaglichen Sackes hineinkriechen, ist ganz außergewöhnlich angenehm. Nach einem ordentlichen Schläfchen machten wir uns wieder auf den Weg; doch wurden wir bald durch die abscheulichste

Rinne aufgehalten, die wir bis jetzt noch getroffen haben. Ich ging an derselben entlang, um einen Übergang zu finden, traf aber auf dem ganzen Wege nur schlimmes aufgebrochenes Eis. Die Rinne blieb überall gleich breit und unzugänglich, überall voll von zusammengefrorenen Blöcken und morschem Eise, die deutlich bewiesen, daß das Eis hier während langer Zeit in Bewegung gewesen und durch die unaufhörlichen Pressungen zermalmt und zertrümmert worden war. Daselbe war auch aus zahlreichen neugebildeten Rücken und den nach allen Richtungen führenden Rissen wahrzunehmen. Endlich fand ich einen Übergang; aber als ich die Karawane auf einem weiten Umwege dorthin geführt hatte, hatte die Rinne sich in der Zwischenzeit wieder verändert, und ich hielt es nicht für ratsam, den Übergang zu wagen. Obgleich ich soweit als nur möglich vorging, fand ich doch überall nur dieselbe ekelhafte Rinne, voll von mich angrinsenden Eisstücken, und auf jeder Seite hohe Eisketten. In mehreren Fällen waren die Eisstücke, wie ich bemerkte, mit Schlamm vermischt, und an einer Stelle war die ganze Scholle, deren Blöcke zu einem Rücken in die Höhe gepreßt waren, von völlig dunkelbrauner Farbe; ich konnte jedoch nicht nahe genug hinkommen, um zu bestimmen, ob diese Farbe von Schlamm oder von organischer Masse herrühre.

Schließlich war ich gezwungen, umzukehren, ohne meine Mission erfüllt zu haben. Das ärgerlichste dabei war, daß ich auf der andern Seite der Rinne schönes flaches Eis sah, das sich weit nach Süden ausdehnte, während wir gezwungen waren, hier zu lagern und zu warten. Ich hatte mich damit bereits vertraut gemacht, als ich bei der Rückkehr nach unserm ursprünglichen Halteplatze ganz in der Nähe einen ziemlich guten Übergang fand. Wir gingen nunmehr, während das Eis unter unsern Füßen fortwährend mahlte, nach der andern Seite hinüber, doch war es mittlerweile 6 Uhr morgens geworden. Wir setzten zwar den Weg noch eine Weile auf schönem flachem Eise fort, allein die Hunde waren müde, und es waren schon fast 48 Stunden verflossen, seitdem sie gefüttert worden waren.

Während wir weiter hasteten, trafen wir ein riesiges Stück von einem Balken, das schräg aus der Oberfläche des Eises hervorragte; es war, soweit ich sehen konnte, sibirisches Lärchenholz und wahrscheinlich vor langer Zeit durch Eisdruck in die Höhe gehoben worden. Manche schöne Mahlzeit hätten wir uns damit kochen können, wären wir imstande gewesen, es mitzunehmen; jedoch war es zu schwer

dazu. Nachdem wir den Balken „F. N. H. J. 85° 30'“ bezeichnet hatten, setzten wir den Weg fort.

Noch immer Eisebene vor uns; ich freue mich schon darauf, wieder unterwegs zu sein. Auf Schneeschuhen über diese ebene Fläche hinauszufiegen, wäre eine Lust! Land und Heimat kommen näher, und während man dahinjagt, schweift der Gedanke südwärts zu allem, was schön ist. 6 Uhr morgens — 30° C.

Montag, 22. April. Wenn wir schon in den vorhergehenden Tagen gute Fortschritte gemacht haben, so hat der gestrige Tag geradezu sich selbst übertroffen. Ich glaube, ich kann für unsern Tagemarsch 37 km annehmen, werde aber, um ganz sicher zu gehen, die beiden letzten Tage zusammenwerfen und 60 km für sie rechnen. Die Hunde werden jedoch allmählich müde, es naht sich die Zeit zum Lagern. Sie warten ungeduldig auf das Futter und stürzen sich, da sie immer gieriger auf Hundefleisch geworden sind, wie Wölfe auf die dampfenden Stücke, die ihnen mit Haut und Haaren zugeworfen werden. Nur „Snit“ und „Barnat“ halten sich zurück, solange das Fleisch noch warm ist, fressen es aber mit Heißhunger, sobald es gefroren ist. 12 Uhr Mitternacht — 33,3° C.

Freitag, 26. April. — 41,5° C; Minimumtemperatur — 35,7° C. Gestern morgen war ich nicht wenig erstaunt, als ich plötzlich im Schnee die Fährte eines Tieres bemerkte. Es war ein Fuchs gewesen, der von ungefähr rechtweisend Westsüdwest hergekommen war und sich in östlicher Richtung entfernt hatte. Die Fährte war noch ganz frisch. Was in aller Welt machte ein Fuchs in diesem wilden Meere? Ganz ohne Nahrung war er hier nicht, wie die Losung auf seinem Wege bewies. Ist hier in der Nähe Land? Unwillkürlich blickte ich danach aus; aber das Wetter war gestern den ganzen Tag unsichtig, und wir konnten Land vielleicht nahe sein, ohne es zu gewahren. Ebenso wahrscheinlich ist es jedoch, daß der Fuchs der Spur eines Bären gefolgt ist. Jedenfalls ein warmblütiges Säugetier auf dem 85. Breitengrad; noch waren wir nicht weit gegangen, als wir eine zweite Fuchsfährte antrafen, die ungefähr in derselben Richtung wie die erste verlief und den Windungen der Rinne folgte, die uns aufgehalten und zum Lagern gezwungen hatte. Unbegreiflich ist mir, wo diese Tiere auf dem Eise ihre Nahrung finden, doch vermute ich, daß sie in den offenen Rinnen einige Krustentiere und ähnliches Getier erwischen können. Weshalb verlassen sie aber die Küste und kommen hierher? Das ist das Rätselhafte. Ob sie sich wohl

verirrt haben? Das scheint mir wenig wahrscheinlich zu sein. Ich suche jetzt eifrig, ob wir heute auch nicht die Spur eines Bären entdecken können; das würde mich besonders befriedigen, weil man daraus schließen könnte, daß wir uns wieder wohnlichen Gegenden nähern. Ich habe soeben nach den Peilungen unsern Kurs auf der Karte abgesteckt, wobei ich rechne, daß wir in den vier Tagemärschen seit unserer letzten Beobachtung 111 km gemacht haben, was ich nicht für übermäßig hoch halte. Danach könnte es nach Petermann-Land,



Johansen schnitzt unsere Namen in ein Stück Treibholz.

wenn es ungefähr dort liegt, wo Payer es angegeben hat, nicht viel mehr als 233 km sein. Gestern hätte ich wieder eine Beobachtung anstellen sollen, doch war es zu nebelig.

Sonntag, 28. April. Auch gestern haben wir gute Fortschritte gemacht; ich nehme 30 km an. Wir begannen den Marsch gestern nachmittag um 3½ Uhr und setzten ihn bis heute morgen fort. Das Land kommt näher, und es beginnt die aufregende Zeit, wo wir es am Horizont werden sehen können. O, wie ich mich nach Land sehne, um endlich etwas anderes unter den Füßen zu haben als immer Eis und Schnee, ganz abgesehen davon, daß dann auch der Blick auf etwas anderem ruhen kann. Gestern wieder eine Fuchspur, die ungefähr in derselben Richtung verlief wie die früheren.

Im Laufe des Tages mußte „Gulen“ daran glauben; er schien vollständig erschöpft zu sein, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, taumelte und lag, als wir ihn auf einen Schlitten legten, ganz still, ohne sich zu rühren. Wir hatten schon vorher beschlossen gehabt, ihn an diesem Tage zu töten. Armes Tier! Treu, gutmütig und willig arbeitete es bis zu seinem Ende für uns, um dann zum Dank dafür, daß es nicht mehr konnte, getötet zu werden und den anderen zum Fraß zu dienen! Es war am 13. Dezember 1893 auf der „Fram“ geboren und hat als echtes Kind der Polarnacht nie etwas anderes als Eis und Schnee gesehen.

Montag, 29. April. — 20° C. Gestern wurden wir, nachdem wir erst eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, durch offenes Wasser, einen breiten See oder Kanal, der sich ungefähr quer vor unserem Kurse ausdehnte, aufgehalten. Wir arbeiteten uns eine Weile westwärts an demselben entlang, bis sich plötzlich der See an einer verhältnismäßig schmalen Stelle rasch zusammenzuschließen begann. In wenigen Minuten türmte sich das Eis vor uns auf, worauf wir mit Hilfe der lärmenden Eiskette, die unter unseren Füßen donnerte und krachte, hinübergelangen. Es hieß eilen und Hunde und Schlitten rasch hinüberbringen, wenn wir zwischen den rollenden Eisblöcken nicht eingeklemmt werden wollten. Fast hätte sich dieser Eisrücken auf Johanssens Schneeschuhe geworfen, die er einen Augenblick zurückgelassen hatte, während wir den letzten Schlitten hinüberschafften. Als wir uns endlich an der anderen Seite der Rinne befanden, war der Tag schon weit vorgeschritten. Natürlich verdiente eine solche Arbeit eine Extraration Fleischschokolade.

So ärgerlich es auch ist, mitten auf dem schönen flachen Eise durch eine Rinne aufgehalten zu werden, wenn man vorwärts möchte, so ist es unleugbar doch ein wundervolles Gefühl, das offene Wasser vor sich und die Sonne auf den vom Winde bewegten kleinen krausen Wellen spielen zu sehen. Man stelle sich nur einmal vor: nach so langer Zeit wieder offenes Wasser und glitzernde Wellen! Die Gedanken schweiften zurück zur Heimat und zum Sommer. Vergeblich blickte ich mich überall um, ob ich nicht in der Rinne den Kopf eines Seehundes oder an den Rändern einen Bären entdecken könnte. Die Hunde begannen jetzt kraftlos zu werden und waren nur noch schwer vorwärtszutreiben; „Barnet“ war vollständig fertig und wurde an diesem Abend getötet; mehrere der anderen sind sehr erschöpft. Selbst „Baro“, mein bester Hund, fängt an, in seinem Eifer nachzulassen,

von „Kvit“ gar nicht zu sprechen; vielleicht muß ich mit dem Futter ein wenig freigebiger sein.

Gestern bemerkte ich wieder eine Fuchsfährte, die vom Schnee fast schon verwischt war und in der gleichen Richtung führte wie die früheren. Das ist schon die vierte, die wir getroffen haben. Der Umstand, daß wir so viele finden, läßt mich ernstlich an die Nähe von Land glauben; ja, ich erwarte, es jede Minute zu sehen, wenn es vielleicht auch noch einige Tage dauern mag¹⁾.

Die Hunde waren gestern abend über einen unserer kostbaren Benmikanensäcke geraten, hatten die eine Ecke desselben abgerissen und etwas von dem Inhalt verzehrt, glücklicherweise nicht viel. Bis hierher waren wir so glücklich gewesen, daß sie den Proviant unberührt gelassen hatten; doch wird der Hunger jetzt zu stark für sie, und die Natur ist stärker als die Disziplin.

Mittwoch, 1. Mai. — 24,8° C. Heute habe ich meine Finnen-
schuhe mit Sohlen aus Segeltuch versehen, so daß sie hoffentlich wieder eine Zeitlang aushalten werden; ich habe das Gefühl, als ob ich jetzt wieder das Terrain behaupten könnte. Ich besitze nun zwei Paar derartiger Schuhe, so daß ich endlich einmal ein Paar in der Sonne trocknen kann; sie sind während des ganzen Weges naß gewesen, wodurch sie sich noch rascher abgetragen haben.

Die Eisverhältnisse wurden jetzt wieder sehr schlecht und unsere Märsche dementsprechend kürzer. Am Freitag, 3. Mai, schrieb ich:

„Gestern haben wir kein so gutes Tagewerk vollbracht, als ich erwartet hatte, wenn wir auch einige Fortschritte machten. Das Eis war flach und das Weiterkommen eine Zeitlang gut, weshalb wir den Marsch etwa vier Stunden ununterbrochen fortsetzten. Aber dann hatten wir mehrere Strecken mit Rinnen und Eisrücken, über welche es uns jedoch noch hinwegzukommen gelang, obwohl das Eis oft unter unseren Füßen zusammengepreßt wurde. Allmählich nahm der Südostwind zu. Während wir das Mittagessen einnahmen, drehte er sich nach Osten herum und wurde ziemlich stark; außerdem wurde das Eis durch Rinnen und Eisrücken noch schlimmer. Als der Wind eine Geschwindigkeit von 9—10 m in der Sekunde erreichte und starkes Schneetreiben eintrat, welches alles ringsum vollständig verhüllte, war es nichts weniger als angenehm, sich vorwärtszuarbeiten. Nachdem wir mehrere Male durch neugebildete Rücken aufgehalten

¹⁾ In Wirklichkeit dauerte es fast drei Monate, ehe dieses Wunder (am 24. Juli 1895) eintrat.

worden waren, sah ich ein, daß das einzig Vernünftige sein würde, unser Zelt aufzuschlagen, wenn wir nur eine einigermaßen geschützte Stelle finden könnten. Das war jedoch leichter gesagt als getan, da das Schneetreiben so stark geworden war, daß wir kaum etwas sehen konnten. Endlich fanden wir aber doch einen passenden Platz, wo wir, sehr zufrieden, Schutz zu bekommen, unser Fiskegratin verzehrten und in den Schlaffack krochen, während der Wind an den Zeltwänden rüttelte und rund herum hohe Schneewehen aufstürmte. Wir waren gezwungen gewesen, das Zelt ganz dicht an einem neugebildeten Eisrücken aufzurichten, was allerdings nicht sehr angenehm war, weil Eispressungen eintreten konnten; jedoch hatten wir keine Wahl, da dies die einzige Stelle an der Leseite war, die wir finden konnten. Noch ehe ich einschlief, begann das Eis unter uns zu krachen, und bald darauf fing auch die Kette hinter uns mit den uns wohlbekannten ruckweisen Pressungen an. Ich horchte und dachte darüber nach, ob es nicht besser sein würde, aufzustehen, ehe die Eisblöcke auf uns herabstürzten, schlief dabei aber rasch ein und träumte von einem Erdbeben. Als ich einige Stunden später wieder erwachte, war alles ruhig. Nur der Wind heulte um das Zelt, zerrte an den Wänden und peitschte den Schnee an denselben hoch hinauf.

„Gestern abend wurde „Potifar“ getötet. Wir haben jetzt noch 16 Hunde übrig; ihre Zahl nimmt in erschreckender Weise ab, und wir sind noch so weit vom Lande! Wenn wir nur erst dort wären!“

Sonnabend, 4. Mai. Mächten gestern etwa 15 km, aber die Rinnen werden immer schlimmer. Als wir nachmittags aufbrachen, nachdem wir meinen Schlitten und das Kajak wieder beladen und die Lasten unter Johansens Kajak in Ordnung gebracht hatten, hatte sich der Wind gelegt, und es schneite ruhig und still weiter in großen Flocken, wie im Winter zu Hause. Schlimm ist es, daß man fast nichts sieht; man weiß nicht, ob das Terrain günstig oder ungünstig ist; indes ging es sich nicht so schlecht, und wir kamen vorwärts. Es war himmlisch, bei diesem milden Wetter ($-11,3^{\circ}\text{C}$) zu fahren; man konnte tun, was man wollte, brauchte nicht Angst zu haben, die bloßen Hände zu benutzen, und es brauchte einem auch nicht zu grauen, einen Knopf aufzuknöpfen. Man konnte die Wunden, erfrorenen Finger wieder benutzen, ohne daß man unerträgliche Schmerzen erleiden mußte, wenn man etwas berührte.

Das Leben wurde uns jedoch bald durch offene Rinnen ver-
bittert, über die wir schließlich nur mit Umwegen und unter Auf-



Ewige Plackerei!

wendung von viel kostbarer Zeit hinübergelangen. Dann kamen weite Strecken flachen Eises, auf dem wir lustig den Marsch fortsetzten, zumal bald darauf auch die Sonne durchbrach. Es ist wunderbar, welche Aufmunterung dies ist. Kurze Zeit vorher, als ich mich an einer schrecklichen Rinne entlang durch Eisblöcke und über Eisrücken weiterquälte, ohne einen Durchgang zu entdecken, war ich nahe daran, bei jedem Schritte vor Erschöpfung umzusinken, und kein Vergnügen der Welt kann damit verglichen werden, wenn man in den Sack kriechen kann; während jetzt, wenn das Glück wieder lächelt und man vorwärtszukommen Aussicht hat, plötzlich alle Müdigkeit verschwunden ist.

In der Nacht begann das Eis ernstlich schlecht zu werden; Rinne folgte auf Rinne, eine schlimmer als die andere, und nur mit Hilfe großer Abweichungen vom Kurse und schwieriger Umwege konnten dieselben überschritten werden. Es war zum Verzweifeln, und als der Wind wieder zu einem guten „Mühlenwind“ anwuchs, wurde die Sache nicht besser. Das ist eine Plakerei ohne Ende! Was würde ich nicht darum geben, wenn ich Land sähe, wenn ich einen sicheren Weg vor mir hätte, auf bestimmte Tagmärsche rechnen könnte und von dieser endlosen Sorge und Ungewißheit wegen der Rinnen befreit wäre! Niemand weiß, welche Mühseligkeiten sie uns noch bringen können, welche Widerwärtigkeiten wir vielleicht noch zu bestehen haben werden, ehe wir Land erreichen, und dabei nimmt die Zahl der Hunde stetig ab. Die armen Tiere erhalten alles, was wir ihnen geben können, aber was nützt das? Ich bin so müde, daß ich auf den Schneeschuhen schwanke und, wenn ich falle, nur wünsche, liegen bleiben zu können, um mir die Mühe des Wiederaufstehens zu ersparen. Alles hat einen Übergang, sagte der Fuchs, da zog man ihm das Fell über die Ohren; er hatte recht, und mit der Zeit werden auch wir Land erreichen.

Heute morgen um 5 Uhr kamen wir an eine breite Rinne, und da es so gut wie unmöglich war, die Hunde noch weiter zu bringen, lagerten wir. Ist man erst einmal ins Zelt gekommen und hat sich im Sack verkrochen, eine Schüssel mit schmackhaft riechendem Labskaus vor sich, so stellt sich ein Gefühl des Wohlbehagens ein, das weder durch Rinnen noch durch sonst etwas gestört werden kann.

Mittwoch, 8. Mai. Die Rinnen treten noch immer regelmäßig an gewissen Stellen auf, wo das Eis im allgemeinen sehr uneben ist und alte und neue Eisrücken miteinander abwechseln. Zwischen diesen

Stellen liegen weite flache Strecken ohne Rinnen; sie sind oft vollkommen eben, fast wie Inlandeis. Die Richtung der Rinnen liegt wie früher sehr oft quer zu unserem Kurse oder noch etwas südwestlicher, andere scheinen auch in der Richtung zu verlaufen, die wir einschlagen. Das Eis ist ganz merkwürdig; es scheint immer ebener zu werden, je mehr wir uns dem Lande nähern, während wir gerade das Gegenteil erwartet hatten. Wenn es nur so bleiben wollte! Mir scheint es beträchtlich flacher zu sein als dasjenige um die „Fram“. Es gibt hier keine wirklich unpassierbaren Stellen; alle Unebenheiten scheinen von geringen Dimensionen zu sein, nur unbedeutende Eisblöcke, keine Hügel und Rücken, wie wir sie weiter nördlich gefunden hatten. Einige Rinnen sind schmal und noch so neu, daß sie nur mit Schneeschlamm bedeckt sind. Diese Decke ist allerdings trügerisch genug; es scheint festes ebenes Eis zu sein, stößt man aber den Stoß hinein, so geht er vollständig hindurch bis ins Wasser.

Heute morgen rechnete ich unsere Breite und Länge aus; erstere betrug (Sonntag, 5. Mai) $84^{\circ} 31'$ Nord, letztere $66^{\circ} 15'$ Ost. Wir waren nicht so weit südlich, wie ich erwartet hatte, aber erheblich weiter westlich. Die Drift hat uns zurück und nach Westen veretzt. Ich werde daher in Zukunft einen südlicheren Kurs als bisher nehmen, etwa rechtweisend Süd, da wir noch immer nach Westen treiben und ich vor allen Dingen befürchte, zu weit nach dieser Richtung zu gelangen. Hoffentlich werden wir bald Land in Sicht bekommen, worauf wir wissen werden, welchen Kurs wir zu nehmen haben. Eigentlich müßten wir jetzt dort sein.

Gestern wurde kein Hund getötet, weil noch vom Tage vorher zwei Drittel von „Ulenka“ übrig waren, die den Hunden eine reiche Mahlzeit boten. Ich beabsichtigte, fortan nur jeden zweiten Tag einen Hund zu töten; vielleicht werden wir auch bald einem Bären begegnen.

Donnerstag, 9. Mai. — $13,3^{\circ}$ C. Gestern war ein ziemlich guter Tag. Das Eis war freilich nicht das allerbeste, recht höckerig, auch ging es sich schwer; nichtsdestoweniger kamen wir aber stetig vorwärts. Hin und wieder trafen wir lange, flache Strecken. Das Wetter war, als wir heute morgen gegen $2\frac{1}{2}$ Uhr aufbrachen, ganz schön und die Sonne schien durch leichte, weiße Kumuluswolken. Es war aber schwer, gegen das Eis vorzudringen, und bald kam auch mit dem Winde, der noch immer aus Nordnordost wehte, der Nebel.

Das Ziehen wird für die Hunde in demselben Verhältnisse schwerer, als ihre Zahl abnimmt, doch scheinen auch die hölzernen

Kufen, die Unterkufen, nicht gut zu gleiten. Ich habe schon lange daran gedacht, sie abzunehmen, und hatte heute wirklich beschlossen, es ohne sie zu probieren. Trotz allem behalten die Hunde ein sehr gleichmäßiges Tempo bei und machen nur hin und wieder Halt. Gestern hatte ich nur vier Hunde vor meinem Schlitten, von denen einer, „Flint“, aus dem Geschirre schlüpfte und fortlief, so daß wir ihn erst abends wieder erwischen konnten, worauf er zur Strafe getötet wurde. Das Eis war heute überall weniger eben als während der letzten Tage. Nachmittags wurde das Wetter unsichtiger, und der Wind nahm noch zu, bis gegen 3 Uhr ein regelrechter Schneesturm wütete.

Es war kein Weg zu sehen; alles war weiß, außer an den Stellen, wo die blauen Eisblöcke der Rücken durch das Schneetreiben hindurchragten. Nach einer Weile verschlechterte sich das Eis noch, und ich geriet auf Rücken und andere Unebenheiten, die ich vorher nicht gesehen hatte. Ich hoffte, daß wir dieses raue Eis bald passiert haben würden, doch besserte es sich nicht, so daß wir es für unvernünftig hielten, den Weg fortzusetzen. Glücklicherweise hatten wir gerade einen gutgeschützten Lagerplatz gefunden, sonst würde es bei diesem Wetter, in welchem nichts zu unterscheiden war, schwer gewesen sein, einen zu finden.

Dann gelangen wir südwärts und wundern uns mehr und mehr, daß wir noch immer keine Anzeichen von Land wahrnehmen. Nach unserer Rechnung haben wir den 84. Grad jetzt hinter uns.

Freitag, 10. Mai. — 8,8° C. Unser Leben bietet viele Schwierigkeiten, die zu überwinden sind. Gestern versprach der Tag gut zu werden, aber das unsichtige Wetter hinderte uns am Weiterkommen. Als wir vormittags aus dem Zelte krochen, war es schön; die Sonne schien, die Bahn war ungewöhnlich gut und das Eis schien ebener als sonst zu sein. Wir hatten es in dem Schneesturme am Abend vorher fertig gebracht, gerade in einen Streifen schlechten Eises hineinzugeraten. Ehe wir aufbrachen, wollten wir die abnehmbaren Holzkufen von den Schlitten entfernen; allein als ich den meinigen vorher noch einmal probierte, fand ich, daß er in seinem bisherigen Zustande ganz gut lief. Ich beschloß daher, mit der Abnahme der Kufen noch etwas zu warten, da ich befürchtete, daß die Schlitten durch die Entfernung derselben geschwächt werden könnten. Inzwischen hatte Johansen sie bereits von dem mittleren Schlitten abgenommen. Dabei entdeckten wir, daß eine der Birkenholzkufen gerade unter

einem der aufrechtstehenden Träger quer durchgespalten war, so daß uns nichts anderes übrig blieb, als sie wieder zu befestigen. Es war schade, denn der Schlitten würde auf den frischgeteerten Kufen viel besser gelaufen sein als auf den zerkrakten Unterkufen. Wir machten ziemlich gute Fortschritte, obwohl wir nur noch dreizehn Hunde hatten, vier vor meinem, vier vor dem Birkenholzschlitten und fünf vor Johansens Schlitten; jedoch wurde das Wetter im Laufe des



über erträglichen Boden.

Nachmittags wieder rajch unsichtiger und es begann zu schneien, so daß wir unseren Weg nicht sehen konnten. Das Eis war indes ziemlich eben, weshalb wir den Weg fortsetzten. Als wir dann vor eine Rinne kamen, überwandten wir sie durch einen Umweg. Nicht lange nachher gerieten wir wieder zwischen eine Anzahl abscheulicher Eisrücken und fuhren direkt zwischen hohe Rücken hinein und über steile Abhänge hinweg, ohne sie zu sehen; wohin man sich wandte, erschienen plötzlich Vertiefungen und Fallgruben, obwohl alles unter der Decke des noch immer fallenden Schnees schön und eben ausfah. Da eine weitere Fortsetzung des Marsches von wenig Nutzen zu sein

schien, beschlossen wir, zu lagern, unser aus heißem, schmackhaftem Labskaus bestehendes Mittagsmahl einzunehmen, die Länge auszurechnen und dann abzuwarten, bis es wieder klar werden würde; sollte dieser Fall nicht bald eintreten, so wollten wir uns einen tüchtigen Schlaf gönnen, um zum Weitermarsche bereit zu sein, sobald das Wetter ihn gestatten würde. Nachdem wir ein paar Stunden geschlafen hatten, stand ich — es war um 1 Uhr morgens — auf und trat aus dem Zelt heraus, wo ich dasselbe unsichtige, bewölkte Wetter vorfand, nur daß am Horizont im Südwesten ein Streifen klaren, blauen Himmels zu sehen war. Ich ließ Johansen daher weiterschlafen und rechnete unsere Länge aus, die sich als $64^{\circ} 20'$ Ost erwies. Seitdem ich sie zuletzt gemessen habe, sind wir, wenn meine Rechnung richtig ist, beträchtlich nach Westen gekommen. Während ich noch beschäftigt war, hörte ich draußen bei einem der Kajaks ein verdächtiges Rumoren. Ich horchte, und richtig, die Hunde waren über Johansens Kajak. Ich stürzte hinaus, erwißte „Haren“, der gerade an einem Stück frischen Hundefleisches nagte, das für morgen bestimmt war, und gab ihm eine tüchtige Tracht Prügel für seine Bemühungen. Die Öffnung des Kajaks wurde dann mit Kapuzen, Schneeschuhen und Röcken gehörig versichert.

Das Wetter ist noch immer unverändert, bewölkt und unsichtig, aber der Wind ist mehr nach südlicher Richtung herumgegangen, und der Streifen klaren, blauen Himmels im Südwesten ist ein wenig mehr über der Eiskante emporgestiegen. Ist es möglich, daß Westwind in Aussicht steht? Er würde uns in der That willkommen sein, und mit sehnsüchtigen Blicken beobachtete ich daher jenen blauen Streifen — weit dort draußen lagen Sonnenschein und Vorwärtskommen, vielleicht lag dort auch Land. Ich sah die Kumuluswolken durch die blauen Lüfte dahinsегeln und wünschte mir nur, dort zu sein, Land unter den Füßen zu haben, dann würden alle unsere Mühen vergessen sein. Ach, wie unaussprechlich sehne ich mich darnach! Es war vielleicht besser, in den Sack zu kriechen und das Warten durch einen tüchtigen Schlaf abzukürzen. Oftmals guckte ich im Laufe des Morgens aus dem Zelte, sah aber immer wieder denselben bewölkten Himmel und dasselbe Weiß, wohin sich mein Blick auch wandte. Unten im Westen und Südwesten war stets der gleiche Streifen klaren, blauen Himmels, nur hatte er sich wieder gesenkt. Als wir vormittags endlich aufstanden, war das Wetter noch unverändert, und auch der azurblaue Streifen am südwestlichen Horizont

war noch vorhanden. Meiner Meinung nach muß er etwas mit Land zu tun haben, und das gibt mir die Hoffnung, daß es nicht allzu weit entfernt sein wird. Es ist schwieriger, als wir es uns gedacht haben, Land zu erreichen. Wir haben es aber auch mit vielen Feinden zu tun gehabt; nicht nur böses Eis und schwieriges Marschieren, sondern auch Wind, Rinnen und unsichtiges Wetter sind hartnäckige Gegner, die wir besiegen mußten.

Sonntag, 12. Mai. — 17,5° C. Gestern war der Tag besser, als wir erwartet hatten. Zwar war es während der ganzen Zeit bewölkt und unsichtig, so daß wir unseren Weg mehr fühlen mußten als sehen, auch war das Eis nicht besonders gut, allein trotzdem drängten wir vorwärts und hatten die Genugtuung, hin und wieder über weite Strecken flachen Eises zu kommen; nur wurden wir durch ein paar teilweise offenstehende Rinnen etwas gehindert. Seltsamerweise war in rechtweisend Südsüdwesten noch immer der Streifen klaren Himmels zu sehen, der, während wir weiter kamen, höher über den Horizont emporstieg. Wir hofften fortwährend, daß er sich noch mehr ausbreiten und das Wetter sich aufklären würde, weil wir das dringend nötig hatten, um einen Weg zu finden. Der Streifen wollte indes nie höher steigen, blieb aber immer gleichmäßig klar. Dann sank er wieder, bis nur noch ein schmaler Strich am Rande des Himmels sichtbar war. Darauf verschwand auch dieser Strich. Ich kann nichts anderes denken, als daß der Streifen mit Land in irgend einer Verbindung stehen muß. Heute morgen um 7 Uhr kamen wir an eine Zone von so schlechtem Eise, wie ich es selten gesehen hatte, und da ich es für nicht ratsam hielt, bei solch unsichtigem Wetter weiter zu gehen, schlugen wir das Lager auf. Hoffentlich haben wir unsere 14 km zurückgelegt, so daß wir nur auf weitere 97 km zu rechnen haben bis zum Lande, falls es auf 83° Breite liegt. Das Eis ist hier unzweifelhaft von anderer Beschaffenheit als früher; es ist weniger eben, und es kommen häufiger alte und neue Rinnen mit Eisrücken und Blöcken vor, was alles auf die Nähe von Land hinzudeuten scheint.

Inzwischen vergeht die Zeit, und die Zahl der Hunde verringert sich. Wir haben jetzt nur noch zwölf. Gestern wurde „Ratta“ getötet. Unser Proviant nimmt ebenfalls allmählich ab, wenn wir auch, Gott sei Dank, noch ein gutes Stück davon übrig haben. Wir tun nichts weiter, als sehnsüchtig den Horizont nach Land zu erforschen, sehen aber nichts, selbst wenn ich mit dem Fernrohr die höchsten Hügel erklimme.

Dienstag, 14. Mai. — 14,1° C. Wir hatten einen behaglichen Ruhetag. Gerade als wir uns nach dem Frühstück auf den Weg machen wollten, bewölkte sich der Himmel, und es setzte ein tüchtiger Schneesturm ein; der Marsch bei solchem Wetter über das unebene Eis, das wir jetzt vor uns haben, hätte uns daher nichts genützt. Ich entschloß mich deshalb, für den Augenblick Halt zu machen und einige kleine Arbeiten auszuführen, insbesondere die Ladung des Birkenholzschlittens auf die beiden anderen zu verteilen, um endlich jenen, für den wir keine Hunde mehr hatten, los zu werden. Das nahm einige Zeit in Anspruch, mußte aber unbedingt geschehen; so verloren wir durch den eintägigen Aufenthalt nichts.

Wir hatten jetzt von dem Schlitten, sowie von zerbrochenen Skistöcken und infolge anderer Unfälle so viel Holz, daß ich dachte, wir würden es, um Petroleum zu sparen, für einige Zeit als Feuerungs-material verwenden können. Wir zündeten uns daher ein Feuer daraus an, um unser Abendessen zu kochen, wobei es uns gelang, aus einer leeren Petroleumkanne einen Kochtopf herzustellen, den wir über das Feuer hängten. Beim ersten Versuch zündeten wir das Feuer in der Zeltöffnung an, gaben das jedoch bald auf, zunächst, weil wir beinahe unser Zelt niedergebrannt hätten, und dann, weil der Rauch hineinzog, so daß wir kaum noch aus den Augen sehen konnten. Aber es wärmte schön und sah wunderbar freundlich aus. Dann verlegten wir das Feuer etwas weiter auf das Eis, wo es weder unser Zelt anbrennen, noch uns ausräuchern konnte; allein damit war auch alle Freude verschwunden. Nachdem wir fast den ganzen Schlitten verbrannt hatten und es uns nur gelungen war, einen Topf Wasser zum Kochen zu bringen; mit dem weiteren Resultat, daß die Scholle, auf der wir uns befanden, fast durchgeschmolzen war, gab ich den Gedanken auf, mit Schlitten zu kochen, und kehrte zu unserem lieben Freunde „Primus“ zurück, der ein getreuer Kamerad ist und bleibt und der obendrein unterhaltend ist. Man kann ihn neben sich stehen haben, selbst wenn man im Schlaf sack liegt. Wir haben so viel Petroleum, sollte ich denken, als wir für unsere Reise brauchen, weshalb uns da um andere Dinge kümmern? Wenn das Petroleum zu früh zu Ende gehen sollte, nun, dann können wir von Bären, Seehunden und Walrossen so viel Tran erhalten, als wir nötig haben.

Ich bin sehr neugierig auf das Resultat der Umladung. Unsere beiden Kajakschlitten sind ohne Zweifel etwas schwerer geworden, aber

dafür werden wir für jeden sechs Hunde haben, solange sie aushalten. Unsere Geduld ist endlich durch den hellsten Sonnenschein und glänzenden Himmel belohnt worden; dabei ist es im Zelte so warm, daß ich schwitze. Man könnte fast glauben, man läge unter einem Sonnensegel an einem Sommertage in der Heimat. In letzter Nacht war es fast zu warm zum Schlafen.

Das Eis blieb während der nächsten Tage einigermaßen passierbar, obwohl die Rinnen uns manches Hindernis bereiteten. Dazu kam, daß den Hunden allmählich die Kräfte ausgingen, so daß sie bei den geringsten Unebenheiten stehen zu bleiben Lust hatten. Wir machten daher keine großen Fortschritte.

Donnerstag, 16. Mai, schrieb ich in das Tagebuch:

„Mehrere von den Hunden scheinen sehr erschöpft zu sein. „Baro“, der Leithund meines Gepannes, war gestern ganz fertig; er konnte sich zuletzt kaum noch bewegen und wurde getötet, um den anderen als Futter zu dienen. Armes Tier! Er hat bis zu seinem Ende getreulich gedient.

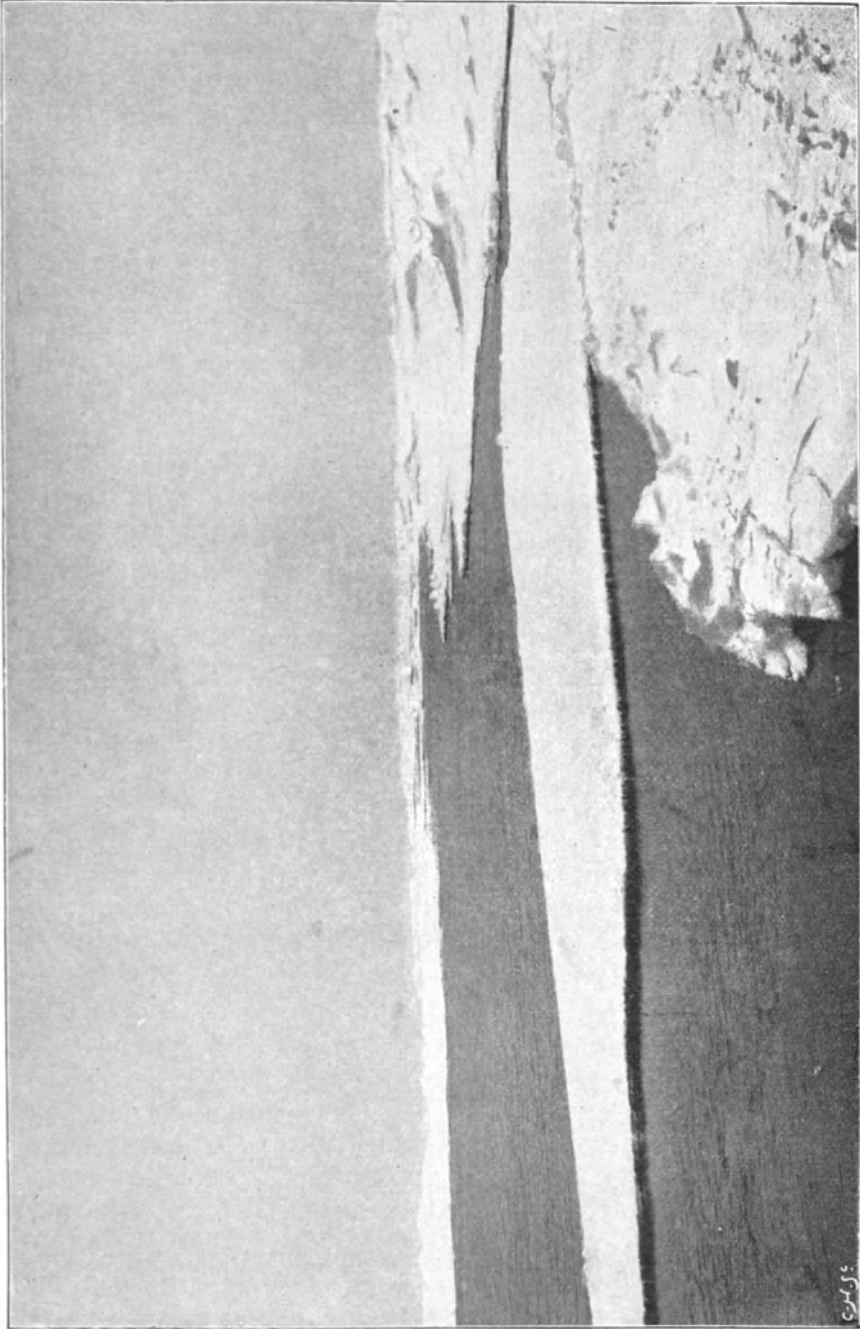
„Gestern war Johansens Geburtstag; er hat sein 28. Jahr vollendet. Zur Feier dieses Tages wurde natürlich ein kleines Fest gefeiert mit Vabskaus, seinem Lieblingsgericht und seinem Zitronengrog. Die Mittagssonne machte es warm und gemütlich im Zelt. 6 Uhr morgens — 15,8° C.“

Freitag, 17. Mai. — 10,9° C, Minimum-Temperatur 19° C. Heute ist also der „Siebzehnte Mai“ — der Verfassungstag. Ich war ganz sicher gewesen, daß wir an diesem Tage jedenfalls irgendwo auf dem Lande sein würden; allein das Schicksal hat es anders beschlossen. Hier liege ich im Sack und denke an all den Jubel zu Hause, versehe mich im Traume mitten unter die Festzüge der Kinder und unter die Volksmenge, die in diesem Augenblicke durch die Straßen wogt; Freude strahlt aus jedem Auge. Welch willkommener Anblick, die Flaggen, deren rotes Tuch in der blauen Frühlingsluft flattert, während die Sonne durch das zarte Lichtgrün des jungen Laubwerks scheint! Und hier befinden wir uns im Treibeis, wissen nicht genau, wo wir sind, und kennen die Entfernung nicht von einem unbefannten Lande, wo wir die Mittel zu unserem Lebensunterhalte zu finden hoffen; hier sind wir mit zwei Gepannen von Hunden, deren Zahl sich stetig verringert, deren Kräfte von Tag zu Tag abnehmen, zwischen uns und unserm Ziele ein Eisfeld, das uns unbekannte Schwierigkeiten in den Weg legen kann, mit Schlitten,

die jetzt für unsere eigenen Kräfte jedenfalls zu schwer sind. Wir dringen mühsam Meile auf Meile weiter, und inzwischen führt die Drift des Eises uns vielleicht westwärts ins Meer über das Land hinaus, das wir zu erreichen streben. Unleugbar ein beschwerliches Leben; doch einmal wird es ein Ende nehmen, einmal werden wir das Ziel erreichen. Unsere Flagge für den „Siebzehnten Mai“, wir wollen sie hoch aufhissen; auch auf 83°30' soll dieser Tag gefeiert werden, und läßt uns das Schicksal den ersten Schimmer von Land gewahren, wird unsere Freude doppelt sein.

Gestern war ein schwerer Tag. Das Wetter war schön, sogar herrlich; die Bahn war vorzüglich und das Eis war gut, so daß man berechtigterweise Fortschritte hätte erwarten können, wenn die Hunde nicht gewesen wären. Sie halten bei allem an, so daß derjenige, der vorausgeht, den Weg stets dreimal machen muß: zuerst um den Weg zu suchen und einen Pfad herzustellen, dann wieder zurück um die Hunde anzutreiben; es ist wirklich eine langsame Arbeit. Auf ganz flachem Eise halten die Hunde ziemlich gutes Tempo ein, aber bei der ersten Schwierigkeit stehen sie still. Ich versuchte gestern, mich ihnen vorzuspannen, und es ging auch ziemlich gut; aber als ich auf schlechtem Eise einen Weg suchen sollte, mußte ich es wieder aufgeben.

Trotz alledem dringen wir vorwärts und werden schließlich unseren Lohn erhalten, der vorläufig schon sehr reich sein würde, wenn wir nur ohne diese gräßlichen Rinnen Land und Landeis erreichen könnten. Gestern hatten wir mit vier zu tun. Die erste Rinne, die wir antrafen, bereitete uns keine übermäßig großen Schwierigkeiten; dann kamen wir eine kurze Strecke über mäßig schlechtes Eis, jedoch mit Rinnen und Rücken; darauf kam wieder eine schlimme Rinne, die einen Ausgang notwendig machte, worauf wir ziemlich gutes Eis passierten, und zwar diesmal erheblich mehr als früher. Nun stießen wir auf eine Rinne oder eigentlich einen Teich von größerer Breite als wir bisher gesehen hatten, was die Russen einen „Polynja“ nennen würden. Diese Rinne war mit jungem Eis bedeckt, das zum Tragen zu schwach war. Vertrauensvoll gingen wir an derselben in rechtsweisend südwestlicher Richtung entlang, im Glauben, daß wir bald einen Übergang finden würden; aber das „bald“ kam nicht. Gerade da, wo wir einen Übergang zu finden hofften, bot sich unserem Auge ein überwältigender Anblick. Der Teich dehnte sich in südwestlicher Richtung bis an den Horizont aus, so daß wir das Ende



Wine in Sije.

gar nicht abgehen konnten. — In der weitesten Ferne erhoben sich ein paar einzelne Eisblöcke infolge der Luftspiegelung über die Oberfläche des Meeres; es sah aus, als trieben sie in offenem Wasser, beständig ihre Form ändernd, bald verschwindend, bald wieder auftauchend. Alles schien darauf hinzudeuten, als ob der Teich sich im Westen ins Meer ergösse. Vom höchsten nahegelegenen Hügel aus konnte ich mit dem Fernglase Eis auf der anderen Seite entdecken, das infolge der Spiegelung höher ausjah; indes war es nichts weniger als sicher, daß es sich wirklich am westlichen Ende des Teiches befand, wahrscheinlich deutete dies nur eine Ausbuchtung nach dieser Richtung an. Was war da zu tun? Hinüberzukommen schien eine Unmöglichkeit zu sein; das Eis war zu dünn, um zu tragen, und zu dick für das Durchkommen der Kajaks, selbst wenn wir diese instand setzen würden. Wie lange es in dieser Jahreszeit dauern konnte, bis das Eis genügend tragkräftig geworden wäre, wußte ich nicht, doch nahm ich an, daß das kaum in einem Tage geschehen würde. Zu lagern und darauf zu warten, schien mir doch zu viel. Wie weit der Teich sich ausdehnte und wie weit wir an demselben entlanggehen mußten, ehe wir eine Übergangsstelle fänden und unseren Weg fortsetzen könnten, vermochte niemand zu sagen; es würde dies wahrscheinlich lange Zeit, vielleicht Tage dauern. Dahin zurückkehren, woher wir gekommen waren, war auch nicht sehr verlockend; dadurch würden wir weit von unserem Ziele abgelenkt, und es würde vielleicht auch einen Marsch in entgegengesetzter Richtung nötig machen, ehe wir eine Übergangsstelle entdeckten. Der Teich dehnte sich nach Süd 50° West (rechtweisend) aus. Verfolgten wir ihn, so würden wir unzweifelhaft von unserm Kurse abgebracht werden, der jetzt Ost zu Süd sein sollte; aber immerhin war das doch näher, und deshalb entschieden wir uns für diesen Plan.

Nach kurzer Zeit kamen wir an eine neue Rinne, die quer zum Teiche verlief. Hier war das Eis zum Tragen stark genug, und als ich dann dasjenige des Teiches selbst jenseit der Querrinne untersuchte, fand ich eine Zone, wo das junge Eis durch Pressungen sich zu mehreren Schichten zusammengeschoben hatte, so daß es glücklicherweise tragfähig war und wir wohlbehalten über den Teich kamen, dessen Windungen tagelang zu folgen wir schon bereit waren. Dann ging es mit Mühe und Not weiter, bis wir uns um 8½ Uhr abends wieder vor einem Teiche oder einer Rinne befanden, die genau von derselben Art wie die frühere war, mit der einzigen Ausnahme, daß

hier der Blick aufs „Meer“ sich nach Nordosten öffnete, während im Südwesten der Horizont durch Eis geschlossen war. Die Rinne war wie die andere mit jungem Eise bedeckt, das in der Mitte augenscheinlich von demselben Alter, am Rande aber etwas dicker und älter war. Da es hier trug, lief ich auf Schneeschuhen weiter, um einen Übergang zu suchen, den ich aber, soweit ich auch ging, nicht finden konnte. Überall war ein Eisstreifen, manchmal breit, manchmal schmal, aber zu dünn, um zu riskieren, die Schlitten hinüberzubringen. Wir beschlossen daher, zu lagern und bis heute zu warten, weil wir hofften, daß das Eis bis dahin zum Tragen stark genug geworden sein würde. Und hier befinden wir uns immer noch mit derselben Rinne vor uns. Der Himmel mag wissen, welche Überraschungen der Tag uns noch bringt.

Sonntag, 19. Mai. Die Überraschung, die der „Siebzehnte“ uns gebracht hat, bestand in nichts Geringerem, als daß wir die Rinnen hier herum voll von Narwalen fanden. Als wir uns gerade auf den Weg gemacht hatten und im Begriffe standen, die Rinne zu überschreiten, an welcher wir am Tage vorher hatten Halt machen müssen, wurde ich auf ein Pusten aufmerksam, das wie das Blasen eines Walfisches klang. Zuerst dachte ich, es rühre von den Hunden her; doch hörte ich dann bestimmt, daß das Geräusch aus der Rinne kam. Ich horchte. Johansen hatte es, wie er sagte, schon den ganzen Morgen gehört, aber geglaubt, es sei nichts als das Pressen des Eises in der Ferne. Nein, diesen Ton glaubte ich gut genug zu kennen, und ich blickte daher nach einer Öffnung im Eise, aus der das Geräusch zu kommen schien. Plötzlich sah ich eine Bewegung, die nicht vom herstenden Eise herrühren konnte, und richtig — da tauchte der Kopf eines Narwals auf; dann kam der Körper, machte den bekannten Bogen und verschwand wieder. Nun kam ein zweiter in die Höhe, begleitet von demselben Geräusch. Es war eine ganze Herde. Ich rief, es seien Wale da, lief nach meinem Schlitten und holte meine Büchse heraus. Dann galt es eine Harpune zu bekommen; auch dies war in kurzer Zeit besorgt, und ich war zur Verfolgung bereit. Inzwischen waren die Tiere aus der Öffnung im Eise, wo ich sie zuerst gesehen hatte, verschwunden, doch hörte ich ihr Pusten aus anderen Löchern weiter östlich. Ich folgte der Rinne daher in dieser Richtung, kam aber nicht zum Schusse, obwohl ich den Tieren ein- oder zweimal ziemlich nahe war. Sie kamen in verhältnismäßig kleinen Öffnungen in die Höhe, die sich längs der ganzen Rinne befanden.

Es waren alle Ausichten vorhanden, daß wir sie zum Schusse bekommen würden, wenn wir einen Tag blieben und eine der Öffnungen beobachteten; allein wir hatten keine Zeit übrig, und hätten, wenn wir wirklich einen Wal bekommen hätten, von ihm doch nicht viel mitnehmen können; die Schlitten waren ohnehin schon schwer genug. Bald darauf fanden wir einen Übergang und setzten im Schlitten die Reise fort, nachdem wir zu Ehren des Tages die Flaggen gehißt hatten. Da wir jetzt so langsam weiterkamen, daß die Sachlage sich kaum noch verschlechtern konnte, beschloß ich, während der Mittagsstunde die Unterkufen von meinem Schlitten zu entfernen und die mit Neusilber beschlagenen zu versuchen. Die Verbesserung war unverkennbar; es war, als ob es nicht mehr derselbe Schlitten wäre. Von da an kamen wir gut weiter, so daß wir nach einer Weile auch von Johansens Schlitten die Unterkufen entfernten. Als wir später im Laufe des Tages besseres Eis trafen, machten wir unerwartet gute Fortschritte, und als wir gestern morgen um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr Halt machten, mußten wir meiner Meinung nach auf diesem Tagemarsche 15 km zurückgelegt haben. Das bringt uns auf ungefähr 83°20' Breite.

Endlich waren wir also auf Breiten herabgekommen, die schon vor uns von Menschen erreicht worden sind, und wo wir unmöglich weit zum Lande haben können. Kurz bevor wir gestern Halt machten, hatten wir eine Rinne oder einen Teich überschritten, der genau so war wie die beiden früheren, vielleicht auch etwas breiter.

Auch hier hatte ich das Blasen von Walen vernommen, aber sie nicht sehen können, obgleich ich von dem Loche nicht sehr weit entfernt gewesen war, aus welchem das Geräusch herzukommen schien, da die Öffnung nur ganz klein war. Johansen, der mit den Hunden nachkam, sagte, diese hätten, sobald sie die gefrorene Rinne erreicht gehabt, etwas gewittert und gegen den Wind gehen wollen. Merkwürdig, daß es in dieser Rinne soviel Narwale gibt.

Am 19. Mai schrieb ich: „Bin auf den höchsten Hügel hinaufgeklettert, den ich bis jetzt erstiegen habe. Habe ihn roh gemessen und festgestellt, daß er sich etwa 7 $\frac{1}{2}$ m über das Eis erhob, von dem ich hinaufgekommen war; aber da letzteres sich in beträchtlicher Höhe über dem Wasserspiegel befand, so betrug die Gesamthöhe wahrscheinlich ungefähr 9 m. Er bildete den Kamm einer sehr kurzen und krummen Eiskette und bestand nur aus kleinen Eisstücken.“

An diesem Tage stießen wir auf die ersten Bärenfährten, die wir auf der Reise über das Eis gefunden haben, und die Gewißheit, daß wir jetzt in Regionen herabgekommen waren, wo diese Tiere zu finden sind, sowie die Aussicht auf einen Bärenschinken erfüllte uns mit großer Freude. Am 20. Mai trat ein fürchterlicher Schneesturm ein, in welchem es uns unmöglich war, auf dem unebenen Eise einen Weg zu sehen.

Infolgedessen bleibt uns nichts weiter übrig, als wieder unter Dach zu kriechen und so lange wie möglich zu schlafen. Endlich wird unser Hunger aber zu groß, und ich stehe auf, um köstlichen Labskaus aus Leberteig zu kochen; darauf trinken wir einen Becher Molkenwasser, dann wieder hinein in den Sack, um zu schreiben oder zu schlummern, wie sich's gerade trifft. Hier liegen wir und haben nichts zu tun als zu warten, bis das Wetter sich ändert und wir weiterziehen können.

Wir können kaum noch weit von 83° 10' nördlicher Breite entfernt sein und müßten Petermann-Land schon erreicht haben, wenn es da liegt, wo Payer es angegeben hat. Entweder sind wir des Teufels, oder das Land muß sehr klein sein. Inzwischen nehme ich an, daß dieser Ostwind uns westwärts in die See hinaus, in der Richtung auf Spitzbergen, treibt. Nur der Himmel weiß, welche Geschwindigkeit die Drift hier haben kann. Ich bin übrigens nicht im geringsten entmutigt. Wir haben ja noch zehn Hunde. Und wenn wir bei Kap Fligely vorbeitreiben, so befindet sich westlich von uns Land genug, das wir schwerlich verfehlen können. Verhungern können wir kaum, und wenn das aller schlimmste eintreten sollte und wir uns dazu entschließen müßten, hier zu überwintern, so werden wir auch damit fertig werden — wenn nur niemand zu Hause auf uns wartete. Das Barometer fällt stetig, so daß unsere Geduld auf eine lange Probe gestellt werden wird, aber wir werden es aushalten.

Endlich, am Nachmittage des nächsten Tages (21. Mai), waren wir imstande, uns wieder aufzumachen, obwohl das Wetter infolge Schneefalles noch unsichtig war, so daß wir oft wie Blinde dahinstolperten. Da der Wind stark war und wir ihn gerade im Rücken hatten, das Eis auch ziemlich eben war, so setzte ich schließlich das Segel auf meinen Schlitten, der dann beinahe allein lief, den Schritt der Hunde aber nicht im mindesten veränderte; sie behielten dasselbe langsame Tempo bei wie vorher. Die armen Tiere! Sie wurden müder und müder, und dabei ist die Bahn so schwierig und locker.

Wir kreuzten an diesem Tage zahlreiche neu überfrorene Teiche; einige Zeit vorher muß hier eine bemerkenswerte Menge von offenem Wasser gewesen sein.

Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich für unseren heutigen Tagemarsch 22 km annehme; wir müßten 83° nördlicher Breite hinter uns haben, aber trotzdem ist noch kein Anzeichen von Land zu sehen. Dies macht einen allmählich etwas gespannt.

Freitag, 24. Mai, — 7,4° C, Minimumtemperatur — 11,4° C. Gestern war der schlechteste Tag, den wir bis jetzt gehabt haben. Die Rinne, die vor uns lag, als wir am Tage vorher Halt machen mußten, erwies sich schlimmer als alle früheren. Nach dem Frühstück um 1 Uhr morgens, während Johansen mit dem Flicken des Zeltes beschäftigt war, trabte ich fort, um eine Übergangsstelle zu suchen, und war drei Stunden unterwegs, ohne eine solche zu finden. Es blieb uns daher nichts übrig, als an der Rinne entlang nach Osten zu gehen; schließlich mußten wir irgendwo hinüberkommen. Allein dies dauerte länger, als wir erwartet hatten. Als wir dahin kamen, wo die Rinne zu endigen schien, waren die Eismassen rund herum nach allen Richtungen geborsten, und die Schollen mahkten aneinander mit reißender Geschwindigkeit; nirgends war ein sicherer Übergang zu finden. Einen Augenblick dachte ich, vielleicht hinüberzugelangen; allein wenn ich im nächsten Moment die Schlitten heranbrachte, dann war nur offenes Wasser zu sehen. Jedoch führten wir einige schwierige Manöver von einer Scholle zur anderen aus, immer weiter nach Osten, um hinüberzukommen. Das Eis schob sich unter und rund um uns zusammen, und es war oft schwierig, durchzukommen. Häufig glaubten wir, daß wir jetzt darüber hinweg seien, worauf sich dann unseren enttäuschten Blicken wieder noch schlimmere Rinnen und Spalten zeigten. Das konnte einen manchmal zur Verzweiflung treiben.

Es schien gar kein Ende zu nehmen. Wohin man sich wandte, überall gähnten einem Rinnen entgegen. In allen Richtungen sah man am bewölkten Himmel das Wasser sich dunkel und drohend widerspiegeln. Es schien wirklich, als ob das Eis vollständig aufgebrochen wäre. Obwohl wir hungrig und todmüde waren, beschloßen wir doch, die Schwierigkeiten, wenn möglich, zu bewältigen, ehe wir Mittagsrast machten. Aber endlich wurde es nahezu hoffnungslos, worauf wir um 1 Uhr, nach neunstündiger Arbeit, uns zu einer Mahlzeit entschloßen. Es ist merkwürdig, mag die Sachlage so schlimm sein, wie sie will, liegt man erst einmal im Sack und kommt

das Essen, dann werden alle Sorgen vergessen, der Mensch wird zum zufriedenen Tier, das sich satt ißt, solange es die Augen offen halten kann, und mit dem Essen im Munde einschläft. Glücklicher Leichsinn! Um 4 Uhr mußten wir uns aber aufs neue an die alte hoffnungslose Arbeit machen, das Gewirr von Rinnen zu überschreiten. Um das Maß voll zu machen, wurde das Wetter so unsichtig, daß man absolut nicht sehen konnte, ob man gegen einen Eiswall rannte oder in eine Vertiefung stürzte. Ach, wir haben nur zu viel von diesem Wetter! Wie viele Rinnen und Spalten wir überschritten, über wie viele schwierige Rücken wir kletterten und dabei die schweren Schlitten nachschleppten, weiß ich nicht, doch waren es ihrer viele. Sie liefen und wendeten sich nach allen Richtungen, und überall stießen wir auf Wasser und Schlammeis.

Über alles nimmt ein Ende, auch diese Plage. Nach weiterer zweieinhalbstündiger schwerer Anstrengung hatten wir endlich die letzte Rinne hinter uns gebracht, und eine liebliche Ebene lag vor uns. Insgesamt waren wir jetzt fast zwölf Stunden mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen. Außerdem war ich morgens einer der Rinnen drei Stunden lang gefolgt, so daß für mich fünfzehn Stunden herauskommen. Wir waren gründlich fertig und gründlich naß. Wie viele Male wir durch die trügerische Schneekruste, die das Wasser zwischen den Eisstücken verbirgt, eingefunken sind, ist nicht zu sagen. Am Morgen war ich nur mit genauer Not davongekommen. Vertrauensvoll war ich auf meinen Schneeschuhen über Eis gelaufen, das ich für fest hielt, als plötzlich der Boden unter mir zu versinken begann; glücklicherweise befanden sich einige Eisstücke in der Nähe, auf die ich mich werfen konnte, während das Wasser über den Schnee spülte, auf dem ich eben vorher noch gestanden hatte. Wahrscheinlich hätte ich bei einem anderen Ausgang der Sache eine lange Schwimmtour durch das Schlammeis machen müssen, die nichts weniger als angenehm gewesen wäre, zumal ich allein war.

Endlich hatten wir ebenes Eis voraus; aber leider sollte unser Glück nur von kurzer Dauer sein. Aus der dunklen Wolkenbank am Himmel erkannten wir, daß sich vorn eine neue Rinne befand, und um 8 Uhr abends hatten wir sie auch erreicht. Die Richtung der Rinne, die nicht kurz war, zu verfolgen und einen Übergang zu suchen, dazu war ich zu müde, um so mehr, als hinter dieser noch eine weitere Rinne sichtbar war. Da es auch des dicht fallenden Schnees wegen unmöglich war, das Eis rund um uns zu sehen, so

handelte es sich nur darum, einen Lagerplatz zu finden. Das war jedoch leichter gesagt als getan. Es wehte ein starker Nordwind, vor welchem auf dem soeben von uns passierten flachen Eise kein Schutz zu finden war. Jede Unebenheit, jeder Hügel war von uns, während wir im Schneesturm vorübergekommen waren, untersucht worden, doch waren alle zu klein, so daß wir uns schließlich mit einem zusammengeschobenen niedrigen Hügel begnügen mußten, an dessen Leeseite wir eben Platz fanden. Aber dort lag zu wenig Schnee, so daß es uns erst nach beträchtlicher Mühe gelang, das Zelt aufzurichten. Endlich sang im Inneren traulich der „Primus“, das Fiskegratin duftete köstlich, im Schlaffack lagen zwei glückliche Menschen behaglich versteckt, freuten sich ihres Daseins und waren zufrieden, wenn auch nicht darüber, tatsächlich einen guten Tagemarsch gemacht, so doch in dem Bewußtsein, eine Schwierigkeit bewältigt zu haben.

Während des Frühstücks ging ich hinaus und nahm eine Mittags-
höhe, die uns zu unserer Freude auf 82° 52' nördlicher Breite versetzte.

Sonntag, 26. Mai. Wenn das Eis so uneben ist wie hier, macht es unglaubliche Schwierigkeiten beim Marschieren. Der Schnee liegt lose, und wenn man die Schneeschuhe nur einen Augenblick abnimmt, sinkt man gleich bis über die Kniee ein. Dazu kommt noch, daß man bei solch unsichtigem Wetter, wie es gestern war, leicht in die größten Spalten oder Schneewehen hineinrennt, ohne sie zu sehen, weil unter der neuen Schneedecke alles gleichmäßig weiß ist und das Licht von allen Seiten kommt, so daß es keinen Schatten wirft. Dann stürzt man mit aller Wucht hinein und kann sich nur mit Mühe wieder aufrichten und auf die Schneeschuhe gelangen. Das wiederholt sich fortwährend, und je länger es dauert, um so schlimmer wird es. Schließlich schwankt man vor Ermüdung auf den Schneeschuhen weiter, buchstäblich als ob man betrunken wäre. Aber wir gewinnen an Terrain, und das ist die Hauptsache, mögen die Schienbeine noch so sehr zerschunden werden und schmerzen. Diese Marschweise ist besonders den Knöcheln nachteilig wegen der beständigen Anstetigkeit und des Schwantens der Schneeschuhe; meine Knöchel waren manchen Tag stark geschwollen. Aber auch die Hunde sind erschöpft, was noch schlimmer ist.

Das Eis, das wir vor uns haben, scheint passierbar zu sein; aber nach dem Aussehen des Himmels haben wir etwas weiter eine Anzahl Rinnen zu erwarten, und nur ein sehr verwickelter Weg wird uns darüber hinwegbringen. Ich würde die Kajakts nur höchst ungern

ausbessern, gerade jetzt, ehe wir Land und festes Landeis erreicht haben; sie bedürfen einer gründlichen Reparatur, sowohl das Gerippe als auch der Überzug. Ich will jetzt nur weiterkommen, solange wir noch einige Hunde haben und sie ausnutzen können.

Heute ist ein gemütlicher Sonntagmorgen im Zelte; die Beobachtungen haben mich in frohe Stimmung versetzt, das Leben scheint hell vor uns zu liegen. Bald müssen wir in der Lage sein, mit ordentlicher Geschwindigkeit über offenes Wasser zu fahren. O, welches Vergnügen wird es sein, wieder Kajakruder und Flinte zu haben, anstatt dieser unaufhörlichen Mühsal mit den Schlitten! Und dann das Geschrei mit den Hunden, daß sie anziehen sollen — es zerreiht und zerprengt einem die Ohren und jeden Nerv im Leibe.

Montag, 27. Mai. Seit gestern morgen haben wir beständig den Widerschein von Wasser am Himmel gesehen; es ist derselbe Reflex, den wir am Tage vorher beobachtet haben, und ich richte unsern Kurs nach der Stelle, wo, nach dem Scheine zu urteilen, die größte Ansammlung von Eis und insofgedessen der Übergang am leichtesten sein muß. Im Laufe des Nachmittags trafen wir eine Rinne nach der andern, genau wie der Wasserhimmel es angedeutet hatte, aber gegen Abend prophezeite uns der dunkle Himmel offenes Wasser von noch schlimmerer Art vor uns. Der Widerschein war sowohl im Westen wie im Osten besonders dunkel und drohend. Gegen 7 Uhr sah ich eine breite Rinne vor uns, die sich, soweit das Auge von dem höchsten Hügel aus reichte, nach Westen und nach Osten ausdehnte. Sie war breit und anscheinend noch weniger passierbar als alle früheren. Da die Hunde müde waren, wir schon einen guten Tagemarsh hinter uns und nahe zur Hand einen vorzüglichen Lagerplatz gefunden hatten, so beschloßen wir, das Zelt aufzurichten. Sehr befriedigt und sicher, daß wir jetzt auf $82\frac{1}{2}^{\circ}$ Breite seien und Land unvermeidlich nahe sein müsse, verschwanden wir in unsern Schlaffack. Gestern wurde „Kvik“ getötet. Das arme Tier! Es war schon vollständig ausgemergelt und konnte nur noch wenig oder gar nicht mehr ziehen. Es tat mir leid, mich von ihr zu trennen; aber was sollte man mit ihr machen? Wenn wir frisches Fleisch bekommen hätten, würde es lange Zeit gedauert haben, um das Tier wieder herauszufüttern, und selbst dann würden wir keine Verwendung für sie gehabt haben, sondern hätten sie doch töten müssen. Aber ein schönes großes Tier war „Kvik“ doch; sie versorgte unsere übrigen acht Hunde gut drei Tage mit Futter.

Mittwoch, 29. Mai. Gestern führte ich eine große Veränderung ein, indem ich „Komager“ (Lappenschuhe) zu tragen begann. Es war ein angenehmer Übergang. Dabei bleiben einem die Füße hübsch trocken, und man erspart sich außerdem die Mühe, abends und morgens auf die Finnenschuhe¹⁾ zu achten, die bei dieser milden Temperatur eine solche Dichtigkeit anzunehmen begonnen haben, wie sie unser einheimisches „Leffe“, eine Art zähen Fladenkuchens aus Roggenmehl, besitzt. Nun braucht man auch nicht mehr mit nassen Lappen auf der Brust und den Beinen zu schlafen, um sie zu trocknen.

An diesem Tage sahen wir unseren ersten Vogel, einen Eissturmvogel (*Procellaria glacialis*).

Donnerstag, 30. Mai. Gestern morgen um 5 Uhr setzten wir im freudigen Glauben, daß wir jetzt endlich das ganze Netzwerk von Rinnen hinter uns hätten, den Marsch fort. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als der Widerschein neuer Rinnen vor uns auftauchte. Ich kletterte so rasch wie möglich auf einen Hügel hinauf; allein der Anblick, der sich meinen Augen bot, war alles andere als belebend: Rinne hinter Rinne, kreuz und quer, nicht nur vor uns, sondern auch auf beiden Seiten, soweit das Auge reichte. Es sah aus, als ob es ganz einerlei sei, welche Richtung wir einschlagen würden, es würde alles nichts nützen, um aus dem Gewirr herauszukommen. Ich lief weit voraus, um zu sehen, ob nicht auf irgend eine Weise durchzuschlüpfen und auf die später folgenden flachen Stellen zu gelangen sei, wie wir es früher gemacht hatten. Allein das ganze Eis schien aufgebrochen zu sein und blieb aller Wahrscheinlichkeit nach so bis zum Lande. Wir hatten jetzt nicht mehr mit dem zusammenhängenden, massiven Polareis zu tun, sondern mit dünnem, zertrümmertem Packeis, das der Willkür des Windes aus allen Himmelsrichtungen preisgegeben war, und mußten uns mit dem Gedanken vertraut machen, so gut wie möglich von einer Scholle zur andern zu klettern. Was würde ich in diesem Augenblicke nicht darum gegeben haben, wenn es März gewesen wäre mit all seiner Kälte und all seinen Leiden, statt Ende Mai mit seinen Wärme-graden. Es war gerade das Ende des Mai, das ich schon immer

¹⁾ Während die Finnenschuhe aus Renntierfell mit dem Haar gemacht sind, bestehen die Komager aus halbgarem Leder ohne Haar, meist Rindsleder oder vom härtigen Seehund (*Phoca barbata*) mit Spitzen aus Renntierfell. Sie sind derb und wasserdicht.

gefürchtet hatte, die Zeit, in der es für uns von der allergrößten Wichtigkeit war, Land erreicht zu haben.

Leider sollten sich meine Befürchtungen als nicht unbegründet erweisen. Ich hätte fast wünschen mögen, daß es um einen Monat oder mehr später wäre. Das Eis würde sich dann vielleicht lockern, so daß mehr offene Teiche und Rinnen entstehen würden und man im Kajak einigermaßen vorwärtskommen könnte. Ja, wer konnte dies wissen? Dieses dünne, zerbrechliche junge Eis schien von allem etwas zu sein, und dabei war nach jeder Richtung hin Reflex von Wasser am Himmel, meist aber weit, weit vor uns. Wenn wir nur dort, nur in Landnähe wären! Wenn das Schlimmste kommen sollte, würden wir vielleicht schließlich zu warten gezwungen sein, bis mildes Wetter eintritt, und das Eis im Ernste aufbricht. In diesem tiefen Schnee würden wir wohl auf keine Weise weiterkommen, wenn wir bis dahin nicht Land erreicht hätten. Haben wir aber Proviant genug, um diese Zeit abwarten zu können? Das war in der Tat mehr als zweifelhaft.

Während ich, in diese trüben Betrachtungen versunken, auf dem hohen Hügel stand und seitwärts über das Eis sah, wo ich nichts als Rücken hinter Rücken und Rinne hinter Rinne vor mir erblickte, vernahm ich plötzlich den wohlbekanntem Ton eines schnaubenden Wals aus einer Öffnung dicht hinter mir. Das war die Antwort auf meine Besorgnisse. Verhungern würden wir nicht; es gibt hier Tiere, und wir haben, Gott sei Dank, Büchsen und Harpunen, und zu gebrauchen wissen wir sie auch. Es war eine ganze Herde von Narvalen, die dort in der Öffnung Atem holten und unaufhörlich schnauften. Da das hohe Eis sie zum größten Teile meinen Blicken verbarg, konnte ich nur hin und wieder ihre grauen Rücken sehen, wenn sie sich über die dunkle Oberfläche des Wassers erhoben. Ich stand lange Zeit und schaute ihnen zu; hätte ich meine Büchse und eine Harpune gehabt, so würde es mir leicht gewesen sein, einen Wal zu bekommen. Ja, ja, im Grunde waren die Aussichten augenblicklich nicht so schlecht. Indes hatten wir jetzt nicht die Rinnen zu betrachten, sondern unsern Kurs über dieselben nach Südwest oder Südwest zu Süd fortzusetzen und vorzudringen, so gut wir konnten. Und mit diesem Entschlusse kehrte ich zu den Schlitten zurück. Keiner von uns beiden glaubte jedoch daran, daß wir viel weiter kommen würden; um so freudiger wurden wir daher gestimmt, als unser Weitermarsch sich trotz der Erschöpfung der Hunde allmählich leichter gestaltete.

Während wir im Laufe des Morgens einen Weg zwischen zwei Rinnen verfolgten, sah ich plötzlich einen schwarzen Gegenstand durch die Luft flattern; es war eine Grillumme, die uns mehrere Male umkreiste. Nicht lange nachher hörte ich ein seltsames Geräusch in südwestlicher Richtung, als ob auf einem Horn geblasen würde; ich vernahm es verschiedene Male, und auch Johansen hörte es, doch konnte ich es nicht herausbekommen, was es war. Jedenfalls muß es ein Tier sein, da menschliche Wesen wahrscheinlich kaum in der Nähe sein werden¹⁾. Eine kleine Weile darauf segelte ein Eissturmvogel auf uns zu und flog gerade über unseren Köpfen immer um uns herum. Ich holte mein Gewehr hervor; allein noch ehe ich eine Patrone hineingeschoben hatte, war der Vogel schon wieder fort. Es beginnt hier lebhaft zu werden, und es ist tröstlich für uns, so viel Leben zu sehen; man erhält das Gefühl, daß man sich freundlicheren Regionen nähert. Später sah ich einen Seehund auf dem Eise; es war eine kleine Kragenrobbe (*Phoca foetida*), die zu erlegen mir eine Genugtuung gewesen wäre. Aber bevor es mir ganz klar geworden war, was für ein Tier ich vor mir hatte, war es schon wieder im Wasser verschwunden.

Um 10 Uhr nahmen wir unser Mittagssmahl ein, das wir, um Zeit zu sparen, fortan nicht mehr im Sacke verzehren werden. Wir haben auch der Hunde wegen beschlossen, unsere Märsche auf ungefähr acht Stunden täglich abzukürzen. Nach dem Essen brachen wir um 11 Uhr wieder auf; um 3 Uhr machten wir Halt und schlugen das Lager auf. Meines Erachtens mußten wir gestern 11 km oder in den beiden letzten Tagen 19—22 km gemacht haben; die Richtung war ungefähr Südwest. Das geht allerdings langsam.

Vor uns haben wir am Horizont einen Wasserhimmel oder wenigstens einen Reflex, der so scharf abgegrenzt ist und so unbeweglich bleibt, daß er sich entweder über offenem Wasser oder über dunklem Land befindet; unser Kurs führt gerade darauf zu. Es ist noch ein ziemliches Stück entfernt, und das Wasser, über welchem der Reflex ist, ist schwerlich von geringer Ausdehnung; ich kann daher nicht anders glauben, als daß dasselbe sich in der Nähe von Land befinden muß. Möge es so sein! Aber nach dem Reflex zu urteilen, scheinen noch viele Rinnen zwischen uns zu sein.

¹⁾ Das Geräusch rührte unzweifelhaft von Seehunden her, die oft einen Ton ausstoßen, der wie ein langgezogenes „Ho“ klingt.

Freitag, 31. Mai. Der heutige Tag ist wieder schön, der letzte Tag im Mai. Auch dieser Monat ist hingegangen, ohne daß wir Land erreicht, ja ohne daß wir es nur gesehen haben. Sicherlich wird der Juni nicht in derselben Weise hingehen — es ist unmöglich, daß wir jetzt noch weit zu gehen haben. Meiner Meinung nach deutet alles darauf hin. Das Eis wird dünner und dünner, wir sehen mehr und mehr Leben um uns herum, und vor uns ist immer derselbe Reflex von Wasser oder Land, welches von beiden es auch sein möge. Gestern sah ich zwei Krakenrobben in zwei kleinen Rinnen; abends flog ein Vogel, vermutlich ein Eissturmvogel, über eine Rinne, und gestern mittag fanden wir die frischen Fährten eines Bären mit zwei Jungen, die den Rand einer Rinne verfolgt hatten. In solcher Umgebung scheint Aussicht auf frisches Fleisch zu sein, obwohl merkwürdigerweise keiner von uns ein besonderes Verlangen darnach trägt; wir sind ganz zufrieden mit der Nahrung, die wir haben; für die Hunde würde es aber von großer Wichtigkeit sein. Gestern abend mußten wir wieder einen töten, und zwar kam diesmal „Pan“, unser bester Hund, daran. Es war kein anderer Rat zu schaffen; er war ganz erschöpft und konnte nicht mehr. Die sieben Hunde, die wir jetzt noch haben, können drei Tage mit dem Fleische gefüttert werden, das uns „Pan“ geliefert hat.

Es war ganz unerwartet, daß das Eis hier so stark zerstückelt ist; es wäre richtiges Packeis, wenn nicht einige große Schollen und flache Stellen dazwischen wären. Hätte dieses Eis Platz, sich zu lockern, so würde es leicht genug sein, zwischen den Schollen zu rudern. Manchmal sank mir gestern der Mut, wenn wir durch Rinnen aufgehalten wurden und ich einen hohen Hügel erklimmen hatte und nach vorn sah. Ich glaubte, wir müßten die Hoffnung, weiter zu kommen, aufgeben, weil der Blick auf einem wahren Chaos von Blöcken und Schneeschlamm ruhte, das im offenen Wasser durcheinander trieb. In solchem Wasser von einer Scholle zur anderen springen, mit Hunden und zwei schweren Schlitten hinter sich, ist nicht gerade leicht; aber nach vielen Versuchen gelang es uns schließlich doch, auch diesmal hinüberzukommen und, nachdem wir eine Weile über Eisblöcke gegangen waren, wieder flaches Eis zu erreichen. Dies wiederholte sich immer wieder; immer neue Rinnen traten auf.

Das Eis, auf welchem wir jetzt weiterziehen, ist fast gänzlich neues Eis mit einigen älteren Schollen dazwischen. Es wird beständig dünner und ist hier nicht dicker als ein Meter, während die Schollen so

flach bleiben, wie sie seinerzeit gefroren sind. Gestern abend kamen wir jedoch auf eine Strecke Packeis, wo wir noch jetzt liegen; wie weit sich dasselbe aber ausdehnt, ist schwer zu sagen. Wir schlugen gestern um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr das Lager auf und fanden wieder Süßwasser-eis für den Kochapparat, was für den Koch entschieden eine angenehme Veränderung war. Seit dem 25. Mai haben wir keins gehabt¹⁾. Allerdings setzte heute abend ein unangenehmer Wind aus rechtweisend Süden ein, so daß es ein schweres Stück Arbeit sein wird, gegen denselben anzukommen. Wir haben hier höllisch viel schlechtes Wetter; fast jeden Tag ist es bewölkt, und haben wir Wind, obendrein südlichen Wind, der uns gerade jetzt am wenigsten erwünscht ist. Aber was sollen wir machen? Um uns hier niederzulassen, haben wir kaum Proviant genug; es bleibt also, meine ich, nichts übrig, als uns weiter zu quälen.

Nahm heute eine Mittagshöhe; wir mußten auf 82° 21' nördlicher Breite sein, und noch immer ist kein Schimmer von Land zu sehen; es wird mehr und mehr ein Rätsel. Was würde ich nicht geben, könnte ich jetzt den Fuß auf festes Land setzen — aber es heißt immer: Geduld, Geduld!

¹⁾ Von ungefähr 82° 52' südwärts bis 82° 19' nördlicher Breite waren wir über junges Eis dieser Art gekommen, woraus ich schließe, daß auf dieser Entfernung von gut 33 Bogenminuten (61 h) offenes Wasser gewesen sein muß. Wir fanden auch weiter südlich auf einer langen Strecke dieses Eis, so daß das offene Meer noch beträchtlich größer gewesen sein muß.



Durch die Massais über das Leikipia-Plateau zum Baringo-See

von

Dr. Carl Peters.¹⁾

Vom kalten Norden
zum heißen Süden! Nicht
minder große Gefahren und
Mühen, mit denen die Er-
kundung der Polarregionen

¹⁾ Aus „Die deutsche
Emin Pascha-Expedition von
Dr. Carl Peters. Mit 32 Voll-
bildern und 66 Textabbil-
dungen von Rudolf Hellgreve
in Berlin, dem Porträt des
Verfassers nach Franz von
Lenbach und einer Karte in
Farbendruck. Drittes Tau-
send. München und Leipzig.
Druck und Verlag von R.
Oldenburg. 1891“.

verbunden war, stellten sich der Erschließung der wissenschaftlichen Kenntnis des Erdteils Afrika entgegen, und zahlreich sind die Opfer, die ihr gefallen sind. Zunächst waren es die Engländer und Franzosen, die sich um die Erforschung des „dunklen Erdteils“ Verdienste erwarben. Die afrikanischen und asiatischen Küstenländer des Mittelmeeres wurden in den Jahren 1845—1847 von dem Hamburger Heinrich Bärth erforscht. Mit einem Schatz von Kenntnissen jener alten Kulturländer, wie ihn bis dahin niemand aufzuweisen gehabt hatte, kehrte er von seiner Expedition, die er völlig aus eigenen Mitteln ausgerüstet hatte, zurück. Einige Jahre später durchforschte er mit englischer Unterstützung den ganzen Nordwesten Afrikas. Ungefähr um dieselbe Zeit durchzog der englische Missionar David Livingstone das zentrale Ostafrika, entdeckte den **Ngami-See** und drang 1858 den gewaltigen Sambesistrom aufwärts bis zum **Njassa-See** vor. Großartige Entdeckungsfahrten erschlossen den Europäern später das ihnen noch fast unbekanntere Innere des äquatorialen Afrika. Auf der Nachforschung nach dem seit Jahren verschollenen David Livingstone, zu der ihm der amerikanische Zeitungsbesitzer Gordon Bennett den Auftrag und reiche Mittel gab, drang der Engländer Henry Morton Stanley bis **Udschidschi** am **Tanganjika See** vor, wo er Livingstone wirklich traf. Stanley führte Livingstones Werk weiter. Von **Bagamoyo** an der Ostküste aus erreichte er 1874 den mächtigen **Ukerewe See**. Er umfuhr dessen Küsten, ging dann unter dem Äquator weiter westlich bis zum **Gordon-Bennett-Berge** und gelangte südwärts umbiegend zum zweitenmal nach **Udschidschi**. Von hier aus erreichte er **Njangwe** am **Kongo**, fuhr den Fluß hinunter und traf nach endlosen Strapazen in **Boma** unweit der breiten Mündung des **Riesentromes** ein.

In der Geschichte der deutschen Afrikaforschung glänzen besonders hell die Namen **Gustav Nachtigal**, **Paul Pogge**, **Hermann Wissmann** und **Carl Peters**. Als Führer der deutschen **Emin-Pascha-Expedition**, die bestimmt war, dem Deutschen **Emin Pascha**, **Dr. Eduard Schnitzer** aus Schlefien, auf seinem Posten in **Wadelai** Hilfe zu bringen, hat sich **Dr. Carl Peters** hohen Ruhm erworben. Im **Sudan** hatte sich um das Jahr 1874 unter der Herrschaft **Ägyptens** ein großer Staat gebildet. Als Gouverneur der „**Äquatorialprovinz**“ wirkte hier seit 1877 der edle Menschenfreund **Charles Gordon**, von den **Rubiern** und **Negern** als **Vater** und **Retter** geliebt und vergöttert. Allein schon im Jahre 1881 erhob der **Araber Mohammed Achmer**, ein



Dr. Carl Peters.

Fakir und Derwisch, die Fahne des Aufstehs. Er ließ ausbreiten, er sei der Mahdi¹⁾, der Vorläufer des Propheten und sei dazu berufen, die Herrschaft des Islams über die ganze Erde auszubreiten. Der aufflammende Fanatismus führte ihn täglich neue Scharen von Streitern zu, und 1883 vernichtete er ein ihm entgegengesandtes ägyptisches Heer von 16 000 Mann; das weite Binnenland des Sudan gehorchte bald dem Mahdi. Nur Chartum mit einigen anderer Posten am Nil befand sich noch in den Händen der ägyptischen Regierung. Vergebens versuchte Gordon im Auftrage der englischen Regierung die Besatzung von Chartum zu retten. Er war inzwischen von seinem Posten zurückgetreten, reiste aber unverzüglich zurück und

¹⁾ spr. Machdi.

übernahm das Kommando in der bedrohten Stadt; seine Anstrengungen, sie zu retten, waren vergeblich. Am 26. Januar 1885 drangen die Scharen des Mahdi gegen Morgen in das schlafende Chartum und verbreiteten sich mordend unter fürchterlichem Geschrei durch die Straßen der unglücklichen Stadt. Gegen 10000 Menschen wurden gemordet; unter den ersten fiel auch Gordon auf der Treppe seines Palastes, ein Opfer seines menschenfreundlichen Heldenmutes. Chartum wurde vollständig zerstört. Der Mahdi starb noch in demselben Jahr, doch sein Nachfolger Abdullahi breitete seine Herrschaft bis an die Grenze Oberägyptens aus.

Völlig abgeschnitten, da die englisch-ägyptische Regierung ihre Truppen zurückgezogen hatte, behauptete sich nur noch in der Aquatorialprovinz Emin Pascha. Nachdem er sich nach Wadelai zurückgezogen hatte, brachte ihm der Engländer Stanley, der im englischen Interesse vom Kongo her eine starke Expedition heranzuführte, im Jahre 1888 eine zweifelhafte Hilfe; zweifelhaft insofern, als er ihn zwang, die Provinz zu verlassen. Auch das deutsche Volk fühlte sich berufen, dem Deutschen Dr. Schnitzer Hilfe zu bringen. Auf Anregung des Afrikaforschers Dr. Carl Peters bildete sich das deutsche Emin Pascha-Komitee, und es ward beschlossen, unter seiner Führung eine Expedition auszusenden, die von Osten her vordringend Emin Pascha Munition und Vorräte zuführen sollte. Die Engländer versuchten, die Expedition zu verhindern, aber Dr. Peters gelang es, den englischen Admiral zu täuschen, und glücklich wurde die Landung bewerkstelligt. Mit seinem treuen Begleiter Leutnant von Tiedemann und einer kleinen Kolonne von Trägern und Somalis drang er unerschütterlichen Mutes Kühn in die Wildnis vor. Unter Überwindung endloser Schwierigkeiten und Strapazen gelangte er glücklich durch Witu, den Tana aufwärts durch die Massais zum Varingo-See. Von hier aus ging es nach dem Viktoria-Njansa-Gebiet und nach einer Abshwenkung nach Uganda zur Unterstützung der christlichen Partei um den Viktoria-Njansa nach Usukuma. In Nyuagua, einer deutschen Militärstation, traf er mit Emin Pascha zusammen. Eine ernsthafte Gefahr schien der Expedition durch die Massais zu erwachsen. Mit dramatischer Lebendigkeit schildert uns Dr. Peters im siebenten Kapitel seines Buches „Die deutsche Emin Pascha-Expedition“ seine Kämpfe mit diesem wilden und kriegerischen Stamme:.

„In Kituju erquidten sieben Tage der Freude die durch die Märsche am oberen Tana arg mitgenommene Expedition.

Rikuju ist ein Land, welches seinen Mann ernährt, in welchem tatsächlich Milch und Honig fließt. Ein Gebirgsland mit sanft abfallenden Formen, dem Kenia im Süden vorgelagert, reich bewässert, grün und frisch in seiner ganzen Erscheinung. Es gibt zwei Abteilungen dieses Landes: Rikuju Mbi an der rechten Seite des Tana (Rikuju 2), wo wir uns befanden, und Rikuju muea am linken Ufer des Flusses (Rikuju 1). Thomson erzählt viel von der unbezähmbaren Grausamkeit der Bewohner, übertrieben, wie alle Schilderungen, welche Thomson von den Gefahren unter den Bewohnern dieser Steppe dem staunenden Europäer entwirft. Graf Teleki und Herr von Höhnel hatten den diebischen Watituja die Überlegenheit der europäischen Waffen gründlich klargemacht, und so standen wir hier, wie bereits erwähnt, einem eigenartigen Gemisch von frechen Diebesgelüsten und eingeschüchterter Gesinnung gegenüber. Die eingeborenen Häuptlinge beeilten sich, ihren Frieden mit uns zu machen, was durch das Schlachten einer Ziege oder eines Schafes vollzogen ward. Die jungen Einwohner dagegen konnten die durch lange Vererbung großgezogene Sucht zum Diebstahl nicht unterdrücken, auch dann nicht, als ich mit Zustimmung der Ältesten auf jeden Raubversuch die Todesstrafe gesetzt hatte, und nachdem bereits eine Reihe von ihnen ihren diebischen Gelüsten zum Opfer gefallen war. Wurden die Herden durch das mit üppigem Gras bestandene Land getrieben, so fuhr mit einem Male ein schwarzer Arm, dessen Besitzer indes durch das Gebüsch vollständig verdeckt ward, von der Seite in die Herde hinein, packte einen Hammel beim Hinterbein und suchte ebenso schnell, wie er herausgefahren war, mit diesem zu verschwinden. Dann pfliegten die Somalis in das Gebüsch zu schießen, aus dem in der Regel ein Wehgeheul erscholl und bewies, daß die gerechte Strafe den Missetäter erreicht habe.

So zogen wir sieben Tage durch dieses schöne Rikuju, welches in seiner Flora bereits die Formen der gemäßigten Zone aufweist. Hier fand sich eine Baumart, welche ganz an unsere europäischen Eichen erinnerte. Hier fand ich den frischen, grünen Klee norddeutscher Marschen, an welchem Esel, Ziegen und Schafe sich gütlich taten. Klare Bäche strömten in jeder Senkung mit einer Durchschnittstemperatur von nur 14—15° C. Die Nächte waren bereits bitterlich kalt, das Thermometer sank bis 10 Uhr abends auf 8—9° C. Des Morgens lag Reif über der frischen Landschaft. Am 16. Dezember wies das Minimalthermometer in der Nacht zum ersten Male 0° auf.

Die Wege führen hier meistens an den weitgestreckten Hügeln entlang. Hatten wir die Höhe erreicht, dann ward uns allmorgentlich der Ausblick auf die stolzen und ernsten Formen des Kenia vergönnt, welcher immer greifbarer im Norden hervortrat. Die Wafikuja griffen gierig nach den bunten und weißen Stoffen, welche wir noch mit uns führten und brachten uns dafür Massen von Hühnern, Milch und Honig, auch Getreidemassen aller Art ins Lager, und Weiße wie Schwarze labten sich an den Schätzen dieses herrlichen Landes.

Rikuju ist ohne jede Frage die Perle des englischen Besitzes, wenn man von Uganda abieht. Es ist mir schade, daß dieses kühle und fruchtbare Land so weit von der Küste liegt, sonst würde es sich ohne jede Frage zur Ansiedelung für europäische Bauern eignen.

Am 17. Dezember näherten wir uns der westlichen Umwallung Rikujus. Ich hatte an diesem Morgen versucht, 15 neue Rikujuträger bis zum Baringo zu engagieren. Die frechen Bursche, nicht gewöhnt durch die Erfahrungen der vorhergehenden Tage, hatten geglaubt, uns derart überlistet zu können, daß sie sich die Zeugstoffe bis Baringo vorab geben ließen, dann aber mit denselben das Weite suchten. Ich war aber auf einen derartigen naheliegenden Versuch gefaßt gewesen. Die Weglaufenden wurden durch einige Schüsse sofort von uns niedergestreckt, und es gelang uns, noch elf von den Rikujuleuten zu greifen und dingfest zu machen, welche sich nunmehr entschließen mußten, mit uns den Marsch in die von ihnen verabscheuten Massailänder anzutreten. Dies geschah inmitten einer Volksmasse, welche nicht nach Tausenden, sondern sicherlich nach Zehntausenden zählte, wie überhaupt Rikuju von einem außerordentlichen Menschenreichtum ist. Aber so eingeschüchtert war doch die Menge, daß sie es nicht wagte, uns anzugreifen, trotzdem wir nur noch einige 50 Menschen zählten.

Wir wurden geführt von dem Oberpriester, dem Vaibon Rikujus, welcher mit allen möglichen mysteriösen Formeln die Brücken einsegnete, über die wir gingen, und die Wege besprengte. Auch wir wurden veranlaßt, alle Augenblicke bei einem Doppelwege auszuspeien, um, wie die Wafikuja sagten, das böse Omen abzuwenden, wie ich vermutete, um den bösen Geistern überantwortet zu werden. Wir zogen an einer Reihe von lieblichen Kralen und Weilern vorbei, im blinkenden Sonnenlicht den Kenia halbrechts zur Seite. Allmählich hörte die Kultur auf. Ein dichter Urwald schließt Rikuju gegen das

Land der Massais ab. Lianen durchziehen das Urgestrüpp, und bissige Brennesseln machen einen Marsch abseits vom Wege eigentlich zur Unmöglichkeit. Über den einzigen Pfad, welcher aus Kikuju hinausführt, haben sie feste Berhaue gezogen, zwischen denen tiefe spanische Reiter, dem Wanderer unerkennlich, sich befinden, auf deren Boden



Sütte der Wakikuju.

scharfe Pflöcke den ahnungslos Hineinfallenden aufnehmen. Ich ließ eine solche Fallgrube öffnen und fand, daß sie zum mindesten 15 m tief war. Wer in die scharfen Pflöcke fällt, ist ohne jede Frage verloren. Links durch den Wald mußte ich einen Weg schlagen lassen, um solche Gefahren für meine Kolonne zu umgehen. Wir gerieten alsbald auf eine Lichtung, wo wir zum erstenmal seit einer Woche wieder große Herden von Wild sahen. Hier nahmen wir Platz und verabschiedeten uns von den uns begleitenden Häuptlingen der Wakikuju. Nur drei Wegeführer nahm ich weiter mit mir, sie sollten uns aus

dem Urwald hinausbringen auf die Hochplateaus von Veikipia bis zu den Grenzen der Massailänder. Im Westen links von uns — wir marschierten jetzt andauernd Nordwestrichtung — hoben sich scharf und bestimmt die Berge des Raiwascha-Sees ab, von den Massais Subugu la Boron genannt. Rechts ragte, andauernd sichtbar, der Kenia, eine unschätzbare Landmarke für die Weiterführung der Expedition. Da ich wußte, daß er genau auf dem Äquator liegt, und daß der Baringo-See, wohin ich strebte, etwa $\frac{3}{4}^{\circ}$ nördlich sich befindet, so hatte ich, abgesehen von der Wasserfrage, mit der Innehaltung der Marschrouten in den nunmehr folgenden Wochen keinerlei Schwierigkeiten.

Am Saume des Urwaldes, an einer zweiten Lichtung des Waldes, ließ ich gegen Mittag das Lager aufschlagen an einer Wasserlache, aus welcher die Kolonne zu schöpfen vermochte. Die Wasser von Rikuju ergießen sich sämtlich in den Tana hinein. Wir standen nun an einer Wasserscheide, da wir mit diesem Tage an das Flußgebiet des Guaso Mjoro kamen, welcher aus den Bergen des Raiwascha-Sees nach Norden strebt, an dem Kenia und den Endika-Bergen vorbei, wo er sich gegen Osten umwendet. Wir standen hier am 17. Dezember an einer Scheide, von wo aus ein Teil der Gewässer nach Norden strebt, dicht daneben aber der vom Kenia entspringende Tana nach Süden seine Fluten ergießt. Der Tana trägt in Rikuju den Namen Sagana; der Kenia heißt Kilenia, was identisch ist mit Kilima oder Berg schlechtweg. In diesem Tage verließen uns die Wegeführer der Wakikuju, die uns weiterhin von keinem Nutzen mehr sein konnten, da sie das von den Massais durchstreifte Gebiet des Veikipiaplateaus nicht kannten.

Das Thermometer sank in dieser Nacht auf 2° unter Null, in der Tat das wirkliche Weihnachtswetter für die Festzeit, welche herannahte. Die leicht bekleideten Leute schrieten vor Kälte und Schmerz, und auch ich, trotzdem ich in vier wollene Decken eingehüllt war, wollene Unterhosen und wollene Hemden trug und meinen Winterüberzieher über mich ausbreitete, erwachte von jetzt ab regelmäßig zwischen 3 und 4 Uhr, schüttelnd vor Frost. Des Morgens, wenn wir durch das bereifte Gras marschierten, schnitt die Kälte förmlich in die Füße hinein, trotzdem wir wollene Strümpfe und Kniestiefel trugen. Dann, wenn die Sonne höher stieg, hatten wir das herrlichste deutsche August- und Septemberwetter. Die Luft war oben so dünn, daß das Auge in unermessliche Fernen zu schweifen schien. Greifbar hebt sich ein Hügel, ein Baum, ja, ein Blatt am Baume

in der kristallinen Luft ab. Das Wild, welches in dichten, besonnten Gruppen äßt, scheint so greifbar nahe zu sein, daß man unwillkürlich immer wieder die Büchse anlegt, um es niederzustrecken. Aber siehe da! Die Kugel schlägt in der Mitte zwischen uns und ihrem Ziele ein! Zur Rechten aber den ganzen hellen Morgen hindurch immer der Kenia mit seiner siebenzackigen — so erscheint es uns — in den blauen Himmel emporragenden Eiskrone sich stolz und vornehm emporhebend über die mitstrebenden Erhöhungen ringsum. Keusch und rein steht er da, nicht wie eine Schöpfung, nein, wie eine Verkörperung des Ewigen selbst, und unwillkürlich hebt er die Seele zum Ewigen empor aus den kleinlichen Sorgen und Gedanken der Alltäglichkeit. Steigt die Sonne um die Mittagszeit ins Zenit, so erhebt sich auch die Temperatur bis auf 30° über Null. Aber nun beginnt der Kenia, sein Eishaupt in den Wolken zu verhüllen, und bald am Nachmittag fällt ein Hagelschauer oder ein Platzregen über unser Lager nieder, wodurch die Temperatur alsbald wieder auf 17—13° C abgekühlt wird, so daß wir von 5 Uhr ab unfreundliches und kühes Novemberwetter haben.

So vollzieht sich der Marsch durch das Keikipiaplateau, solange wir uns unter dem vom Kenia hinstreichenden Nordostmonsun befinden. Dieses ganze Land hat etwas Gespensterhaftes und Überirdisches an sich. Wir befinden uns hier vielleicht auf dem ältesten Stück Erde, welches sicherlich seit Millionen Jahren der Sonne zugekehrt war. Keikipia stand über der Meeresoberfläche, seitdem Südamerika zweimal in den Grund der Wellen hinuntertauchte, und so starrt es auch den schauenden Wanderer an. Ein uraltes runzeliges Weib, lebensmüde und ausgedörrt, bereit, auch seinerseits lieber heute als morgen hinunterzutauchen von neuem in den erquickenden Abgrund des Todes. Zur Rechten wie zur Linken hat es seine gleichartigen, ebenfalls uralten Söhne aufgesetzt, Subugu la Boron und den Kenia. Aber der Kenia ist der erstgeborene. Er trägt die Königskrone, welche gleich Diamanten funkelt, und auf ihm ist der Sitz der dunklen Urweltgestalten, welche hier ihr Unwesen treiben. Auf dem Kenia wohnt nach Anschauung der Massais die Gottheit selber, und unnahbar schließt sich dieser Göttersitz von jeder Berührung des Endlichen starr ab. Ihn zu ersteigen mit seinen 23 000 Fuß Höhe wird ein Problem sein, welches nur unseren kühnsten und beherztesten Alpinisten gelingen dürfte. Keusch zieht er um sich den dreifachen Gürtel starrenden, undurchdringlichen Urwaldgestrüppes, wüsten Ge-

rölles und endlich ehernen Gletschereises. Hätten die Hellenen den Kenia erblickt, sie würden den Olympos entthront und hierher die Behausung der Ewigen verlegt haben. Wäre Shakespeare auf diesem Plateau gewandelt, hier hätte er die Hexenszenen aus dem Macbeth sich abspielen lassen, hier, nicht auf den schottischen Hochplateaus, ist der großartigste Hintergrund für die Gestalten Ossians.

Dieses Plateau erreichten wir am 18. Dezember, durchrieselt von den ganzen Schauern der Ewigkeit vor diesen geheimnisvollen und drohenden landschaftlichen Bildungen. Am 19. Dezember hatten wir noch eine Reihe von Waldgebieten zu durchziehen über mehrere rauschende Bäche hin, welche über vulkanisches Geröll dem Norden zuströmten. Wir schlugen an diesem Tage unser Lager am Guaso Njiro auf, welcher, tief eingerissen in vulkanisches Gestein, links am Kenia nordwärts strebt. Ich bestieg am Nachmittag dieses Tages einen Hügel, welcher die Gegend beherrschte. Da dehnte sich mit einem Male der Blick unfassbar in die unendliche Ferne des Nordens. Das Land ist leicht gewellt, und nichts beschränkt das forschende Auge. Die Phantasie wird lebendig, man glaubt, bis nach Abessinien, bis nach Ägypten hin schauen zu können. Allerdings eine Täuschung, veranlaßt durch die absolute Durchsichtigkeit und Elastizität des Luftmeeres.

Ich beschloß, diese Steppe zunächst in nördlicher Richtung zu durchziehen, bis der Kenia südöstlich peile, dann mich nach Westen zu wenden, um einen der südlichen Zuströme zum Baringo-See zu fassen.

Das Land schien verlassen. Von den Köpfen der Hügel ragten die eigenartigen Umwallungen der Massaikräfte. Menschen waren nicht zu sehen. Das alles mußte den unheimlichen Charakter der Landschaft auf das äußerste steigern. Die Gefahr bei diesem Marschieren durch wegeloses Land ohne ortskundige Wegeführer liegt hauptsächlich in der Wasserfrage. Das Auffinden des Wassers ist völlig dem Zufall überlassen. Wie konnte ich, wenn ich am Morgen aus meinem Lager aufbrach, wissen, wo und ob ich überhaupt Wasser finden werde. Zu diesem Zwecke pflegte ich mich in diesen Tagen immer mindestens eine Marschstunde mit einigen Leuten von der Kolonne zu bewegen, immer auslugend nach einem Bachlauf oder einer Lache stehenden Wassers.

Am 20. Dezember gelang es mir freilich, meine Aufgabe in überraschend günstiger Weise zu lösen. Wir lagerten an diesem Tage ganz genau östlich vom Kenia an einem Zustrom zum Guaso Njiro,

dem lieblichsten Lagerplatze, welchen wir auf der ganzen Expedition innegehabt haben. Das Ufer ist hier umsäumt von zartem Graswuchs, welcher herbstlich in allen möglichen Farben schillert. Dieser Teppich ist bestanden mit malerischen Baumgruppen, unter denen scharfgeschnittene Akazien sich besonders charakteristisch hervorheben. Seiner Lieblichkeit wegen habe ich dieses Tal, welches ich späteren Reisenden als Lagerplatz empfehlen kann, Gretchental genannt. Dieser Name schoß mir durch den Kopf, als ich bei einer Rückkehr von einer Rekognoszierung nach Norden auf das anmutige, liebliche Bild meiner lagernden Kolonne, welche abkochte, und auf die weidenden Herden, die Kamele und Esel, auf die vergnügten Menschen hinablickte. Am Nachmittage des 20. Dezember, gerade als ich an einem Bericht für Deutschland arbeitete, in welchem ich ausführte, Leikipia scheine verlassen zu sein, es scheine, als ob die Massais sich vor uns geflüchtet hätten — warf mir der Kenia zum letzten Male plötzlich wieder einen Hagelschauer auf mein Zelt herunter, daß dasselbe fast zertrümmert zu werden drohte, gleich als wolle er höhnen über den Wahn, in welchem ich mich befand. Der Kenia, dessen Söhne die Massais sich nennen, kannte seine Kinder besser! Er wußte genau, daß sich dieselben vor keinem Menschen, am wenigsten vor einer kleinen Expedition wie der unjerigen zurückziehen, und hiervon sollten wir am folgenden Tage überzeugt werden.

Bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, habe ich eine kurze Ausführung über die Gesamtanlage der von mir geleiteten deutschen Emin Pascha-Expedition einzufügen. Die Massairoute galt vor meiner Expedition im allgemeinen als praktisch fast unpassierbar. Man hatte durchaus übertriebene Anschauungen von den Gefahren dieses Weges. Stanley hatte sich auch im Hinblick auf diese Schwierigkeiten entschlossen, den weiten Umweg ums Kap herum und den Kongo hinauf zu machen, trotzdem er doch, mit uns verglichen, über ungemessene Mittel verfügte und die Unterstützung aller in Afrika arbeitenden offiziellen Kreise für sich hatte. Mir ist eine Äußerung von Stanley mitgeteilt worden, wonach derselbe der Meinung war, um kriegerisch durch die Massais zu gelangen, müsse man eine Macht von mindestens 1000 Europäern hinter sich haben. Unter ähnlichen Anschauungen stand noch ein großer Teil des deutschen Emin Pascha-Komitees. Sowohl Wismann wie Reichard erklärten die Massairoute für undurchführbar, und Wismann insbesondere, als er seinen Plan des Marsches den Tana aufwärts dem Komitee darlegte, hatte die Um-

gehung des Massailandes und Ugandas als ganz selbstverständlich in denselben aufgenommen.

Diese Anschauung konnte auch nicht vollständig unberechtigt erscheinen, wenn man die Berichte der beiden Reisenden las, welche bis dahin das Massailand durchzogen hatten, nämlich des Dr. Fischer und insbesondere Thomsons. Thomson kommandierte im Massailande eine Expedition, mit welcher verglichen unsere Hilfskräfte geradezu lächerlich erscheinen mußten, und doch hatte er sich in diesem Lande eine Behandlung gefallen lassen, welche nach europäischem Maßstabe nicht nur nicht unter den Begriff „gentlemanlike“ fällt, sondern geradezu als unwürdig bezeichnet werden muß. Der Beweise dafür gibt es in seinem Reisetagebuch eine Masse. Thomson glaubte den Massais durch allerhand Faxen imponieren zu können, z. B. damit, daß er sich als großen Zauberer aufspielte, daß er sein falsches Gebiß herausnahm und wieder einsetzte, daß er Enos Fruit salt als Brauselimonade präparierte und behauptete, der Teufel säße darin. Ich habe versucht, den Massais durch Waldbrände, durch Leuchtraketen, ja durch eine zufällig am 23. Dezember eintretende völlige Sonnenfinsternis zu imponieren, aber ich habe gefunden, daß diesen wilden Söhnen der Steppe schließlich doch nur die Kugeln der Repetiergewehre und der Doppelbüchse, und zwar in nachdrücklicher Anwendung gegen ihren eigenen Körper, imponiert haben.

Die Resultate der Thomsonschen Manipulationen waren denn auch danach. Ich führe hier einige Stellen aus seinem Reisetagebuch an, welche dies sehr deutlich beweisen. Ich tue dies einerseits, um nachzuweisen, welche Anschauungen die Massais in diesen Gegenden von der weißen Rasse haben mußten, und andererseits, weil ich umgekehrt meinerseits bei dem ersten Zusammentreffen mit den Massais ebenfalls unter dem Eindruck dieser Thomsonschen Schilderungen stand. Ich war fest entschlossen, möge es kommen, wie es wolle, eine derartige Haltung mir gegenüber unter keinen Umständen zu dulden.

Die Massais hatten Thomson u. a. verboten, auf ihrem Grund und Boden zu schießen. Nun erzählt Thomson selbst: „Obgleich dort Ochsen waren, welche die Gegenwart von Massais andeuteten in einer Entfernung von ungefähr einer Meile, so entschloß ich mich doch, im Hinblick auf unseren verhungerten Zustand, einen Schuß zu wagen.“ Das Tier fällt, und der Diener von Thomson stürzt darauf zu und reißt sofort ein Stück heraus, um es roh zu essen. Thomson erzählt weiter (Zweite Auflage, S. 212): „Meine Ausrufungen des Wider-

willens wurden dadurch unterbrochen, daß ich warnende Stimmen hörte, und als ich mich umwandte, sah ich meine Leute nach der Richtung des Massaitrales deuten. Jetzt geht's los, rief ich im Geiste aus, als ich große Massen von Kriegerern mit ihren flimmernden Speeren in vollem Trabe auf uns zueilten sah. Ich ging sofort zu meinen Leuten zurück, indem Braim ein großes Stück des Zebras mit sich nahm. Die Krieger waren bald herab zu uns, und in Erwidderung auf ihre Zurufe machten wir Halt und zogen uns zusammen. Die Elmorán verlangten in der wildesten Weise eine Erklärung. Als sie ihre großen Speere in den Grund stießen, fragten sie uns, ob wir zu kämpfen wünschten. Wenn so, sie wären bereit. Wir nahmen sofort unsere demütigste Uriah Heep-Manier (eine heuchlerische Lumpenfigur aus Dickens David Copperfield) an und sahen auf das äußerste zerknirscht aus. Wir wären tief in Trauer, sagten wir, so ihre Gebräuche durchbrochen zu haben. Aber wir hätten es nur getan, um einen speziellen Teil der Gedärme des Viehes zu bekommen, welches nötig sei, um unseren Zauber zu bereiten. Indes mußten sie ferner durch reichen Tribut von unseren auf das traurigste verringerten Waren besänftigt werden, und erst dann stimmten sie bei, uns gehen zu lassen.“

Seite 219 erzählt Thomson ferner von den Massais der Gegend, in welche wir nun hineinzogen:

„Die Massais wurden grob in einem Maße, welches ich noch nicht gesehen habe. Sie trugen kein Bedenken, uns stehen zu machen, indem sie ihre Speere gegen meine Brust hielten und Perlen verlangten.“

„Die Massais waren in großer Anzahl und blieben häßlich und unartig bis zu einem Maße, daß es zum Wahnsinnigmachen war. Sie spielten mit uns wie die Katze mit der Maus, und das Ende würde ohne jeden Zweifel ganz dasselbe gewesen sein, wenn nicht eine gewisse dunkle Achtung und Furcht gewesen wäre, welche sie vor mir als einer überirdischen Macht gehabt hätten“ (so bildet Mr. Thomson sich ein). „Ich hatte fortwährend Schau zu sitzen, bereit, ihre schmutzigen Fäuste zu schütteln, meine Zähne zu ihrer Bewunderung herauszunehmen und auf sie zu spucken, um ihnen zu zeigen, daß ich ihnen kein Übles wollte.“

Seite 220–221: „Ich wurde fast aller meiner Sachen beraubt. Die Krieger waren streitsüchtig, und der kleinste Zwischenfall hätte das Zeichen für ein Massakre werden können. Die Massais vor uns befahlen uns, ihnen nicht zu nahe zu kommen, bis sie meinen Fall

diskutiert hätten. Zuletzt, nach vier Tagen Gefangenschaft, waren wir erfreut, zu hören, daß wir vorschreiten möchten.“

Thomson erzählt ferner noch, daß ein Massai eines Tages ihn an die Nase faßte, um zu sehen, ob sie ebenso lose sei wie seine Zähne, daß eines anderen Tages die Massaitrieger seine Wache niedermachten und er dann gezwungen wurde, weil Blut auf Massai-Grund geflossen sei, noch obendrein Tribut an die Massais zu zahlen.

Das war die Vorgeschichte gewesen in den Beziehungen der weißen Rasse und des hochmütigen Massai Stammes, mit welchem ich am folgenden Tage zusammentreffen sollte.

Man glaubte bislang, daß die Massais der großen hamitischen Rasse im Nordosten Afrikas angehören und mit Somalis und Gallas verwandt seien. Nach neueren Forschungen sollen sie einer großen zentralafrikanischen Rasse aus den Gegenden vom Oberen Nil und Utambuttuland angehören. Ich muß dies dahingestellt sein lassen. Gleich den Hunnen Attilas und anderen Nomadenvölkern haben sich auch bei ihnen die Eigenschaften der Raubsucht und Blutgier auf das äußerste entwickelt. Die fette Fleischkost, von welcher sie sich nähren, hat die natürliche Wildheit physiologisch gesteigert, und die Gefühlsverrohung, welche bei den Leuten entstehen muß, die seit Jahrhunderten darauf angewiesen sind, das Haustier, welches sie selbst emporgezogen und gepflegt haben, dann kaltblütig abzuschlachten und zu verzehren, tritt hier mit besonderer Schärfe auf. Eine Hirtenbevölkerung, wo der Hirte nicht zugleich der Schlächter des Viehes ist, wird die sanften Empfindungen des Herzens zur Entwicklung bringen können, wie wir sie in den arkadischen Gefängen so oft ausgeführt finden. Wo aber der Hirt seit Hunderten von Generationen zugleich der Schlächter seines Viehes ist, wie das bei den Mongolen auf den Hochplateaus von Zentralasien und bei den Massais auf den zentralafrikanischen Plateaus der Fall ist, da muß durch Vererbung ein fast absoluter Grad von Herzensverrohung eintreten. Dieses Gesetz hat zu allen Zeiten die Hirten der Nomadenstämme zu den wildesten Erscheinungen der menschlichen Geschichte gemacht, wie wir sie in Europa durch Gestalten wie Attila und Dschingis Chan verkörpert gesehen haben.

Es kommt nämlich zu diesem psychologischen Gesetz hinzu, daß solche Rassen durch die Eigenart ihrer Beschäftigung an jeder dauernden Sehaftigkeit verhindert werden. Die großen Herden, welche sie besitzen, erheischen eine fortwährende Veränderung des Wohnplatzes.

Während der Ackerbauer gezwungen ist, auf seiner Scholle festzusitzen, an welche sein Herz sich hängt, ist der Nomade gleichgültig gegen die Reize des eigenen Heims. Dort, wo Weide für sein Vieh ist, wo Wasser zur Tränke vorhanden, dorthin zieht er sich mit seinen Herden, und diese Übung von Jugend auf macht ihn dann andererseits wieder befähigt zum Kriegszuge über weite Räume hin. So sind die Massais der Schrecken des gesamten Ostafrika geworden. Wohnhaft auf den Hochplateaus östlich der Seen, wo Winter und Sommer nicht im Umkreis von 12 Monaten, sondern im Laufe von 24 Stunden jahraus, jahrein nebeneinander wohnen, wo der Winter die Nacht für sich genommen hat, die Tropenhitze bei Tage herrscht, ist er abgehärtet gegen alle Unbilden der Witterung. Schnellen Fußes durchheilt er die Steppen bis in die reichen Länder der Bantu im Süden, ja, bis in die Küstenplätze hinein. Entsprechend dem natürlichen Charakter seiner Art, hat er sich eine Religionsvorstellung gebildet, wonach nur die Massais Söhne der Gottheit sind und ein natürliches, von Gott bestätigtes Anrecht auf alles Vieh der Erde haben. Wer als Nicht-Massai im Besitz von Vieh betroffen wird, ist des Todes schuldig, und schonungslos mordet der Massai nicht bloß die wehrhaften Männer, sondern das Kind an der Mutterbrust, Mädchen und Greisinnen. Sklaven aus anderen Stämmen verschmäht er durchaus.

Aber, wenn so alle Bedingungen hier vorhanden sind, um die wilden und rohen Eigenschaften des Mannes zur vollen Entfaltung zu bringen, so ist doch bei den Massais auf der anderen Seite der veredelnde Einfluß erkennbar, welcher das durch Vererbung gewonnene Bewußtsein des Herrschers überall in den Völkern hervorruft. Gewohnt, daß alles um ihn herum bei dem Namen „Massai“ erzittert, hat sich unter den Kriegerern des Stammes ein natürlicher Stolz herausgebildet, welcher nicht anders als aristokratisch bezeichnet werden kann. Wie junge, hochmütige Adlige sind mir die Massais von vornherein entgegengetreten. Für sie gibt es nur eine Arbeit, das ist der Krieg und der Schutz der Herden. Alle dienenden Beschäftigungen, wie: den Handel mit durchziehenden Karawanen und die Verfertigung von Waffen und Gerätschaften, das eigentliche Treiben der Herden besorgen die Wandorobbo, ebenfalls eine Massaiart, welche gemischt mit den kriegerischen Stämmen hier wohnen.

Der angeborene kriegerische und hochmütige Sinn der Massais wird noch erheblich verstärkt durch die eigenartigen ehelichen Verhältnisse und die Verfassung dieses Stammes. Die Verfassung ist die

uralte patriarchalische, welche uns auch im Alten Testament entgegentritt. Die Familienältesten besorgen die großen Angelegenheiten des Stammes in ihren Beratungen und vertreten den Stamm gegen außen. Die Familie und die aus ihr hervorgegangene Erweiterung, der Stamm, ist nach außen hin solidarisch, und infolgedessen hat sich hier, wie überall in gleichen Verhältnissen, die Blutrache in ihrer reinsten Form entwickelt. Wird ein Stammesangehöriger von einem anderen Stammesangehörigen ermordet, so wird umgekehrt von dem anderen Stamm als solchem Vergeltung geübt, gleichviel ob der Mörder betroffen wird oder ein anderer.

Aber, was dem Massaitum vor allem andern eigentümlich zu sein scheint, ist die scharfe gesellschaftliche Trennung der verheirateten und unverheirateten Elemente. Der unverheiratete Massai, El Moran genannt, ist Krieger schlechweg. Er darf sich nur von Milch oder von Fleisch, jedenfalls nur von animalischer Kost ernähren, und zwar darf er nur das eine oder das andere zu sich nehmen. Will er von der Milchkost zur Fleischkost übergehen und umgekehrt, so hat er vorher ein Vomitiv zu nehmen, so daß niemals in seinem Magen beide Teile sich treffen. Auch dies ist eine Einrichtung, welche durch religiöse Weihe geheiligt ist.

Daneben liebt er es, das Blut aus dem lebendigen Ochsen auszujaugen, welchem ein Loch in den Hals oder in den Nacken geschnitten wird, aus dem der Massaikrieger in vollem Laufe das Blut trinkt, um das Loch hernach wieder mit Gras zu verstopfen. Pflanzenkost ist nur den verheirateten Massais und den Weibern gestattet. Dem Krieger dünkt sie zu weichlich. Aber inmitten des großen Plateaus, fernab von den Grenzen ackerbautreibender Stämme, ist dies sicherlich auch für den älteren Teil der Bevölkerung eine sehr seltene Unterbrechung der täglichen Milchkost. Die Milch wird vornehmlich sauer genossen in der Form von Molken und bietet als solche allerdings eine außerordentlich gesunde und schmackhafte Kost.

Tritt man in ein Massaikral hinein, so sieht man dies köstliche Getränk in einer Masse von Kürbissen in den von Lehm und Kuhdünger aufgeführten Häusern an den Wänden stehen in verschiedenen Stufen der Säuerung, bis zu zehn Tagen.

Am 21. Dezember sollte ich die persönliche Bekanntschaft dieser merkwürdigen Rasse machen. Ich hatte an diesem Tage den Kurs meiner Expedition nordnordwestlich gehalten, um den vom Raiwascha-See nach Norden auslaufenden Bergen, an deren Ecke ich den Guaso



Angreifende Ebnorantreger.

M. G. G. G. G.

zu treffen hoffte, mich ein wenig zu nähern. Als ich unterwegs mit Hussein und zwei meiner Diener allein der Kolonne vorauszog, stieß ich auf große Herden von Zebras, von denen ich zwei erlegte. Bei den gefallenen Tieren ließ ich einen Diener zurück, um der nachrückenden Kolonne den Befehl zu übermitteln, die Tiere zu zerlegen und das Fleisch mit nach dem Lager zu bringen. Ich allein zog mit Hussein und Rufua weiter auf die Suche nach Wasser für einen solchen Lagerplatz. Unterwegs teilte mir Hussein mit, daß die Somalis nach Zebras nichts fragten, und ich versprach ihm insolgedessen für die Somalis und mich eine Antilope zu schießen. Gegen 11 Uhr kamen wir an einen Stromlauf, den wir hernach als Gnare Gobit feststellten. Mit einiger Mühe gelang es, einen Übergangspunkt zu finden, worauf ich Rufua zurückschickte, um die Kolonne hierher zu bringen. Ich selbst befestigte für Herrn von Tiedemann ein Blatt Papier an einem Baum mit dem Auftrag, an dieser Stelle das Lager aufzuschlagen zu lassen, und begab mich dann in nördlicher Richtung weiter, um die versprochene Antilope für Hussein zu schießen. Der Gnare Gobit ist in seinem ganzen Lauf von einem Hochwaldstreifen eingerahmt, welcher indes nicht über das vom Fluß befeuchtete Gebiet hinausreicht. In diesem Hochwaldstreifen an der Flußfurt sollte das Lager aufgeschlagen werden, und durch ihn schritten wir jetzt hinaus, um nach Antilopen zu spähen. Derselbe mag auf der linken Seite etwa 100 m breit sein. Wir hatten ihn noch nicht durchkreuzt, als ich auf einer Lichtung linker Hand plötzlich große Massen von Rindvieh wahrnahm. Auf einer Anhöhe jenseits des Waldes sah ich ebenfalls mächtige Herden.

Ich machte Hussein auf diese Erscheinung aufmerksam, welcher mir auch alsbald in seinem gebrochenen Englisch mitteilte, er sähe „too much men“. Dies konnten nur Massais sein. Ich pfiß durch die Zähne und meinte, wir wollen Antilopenjagd lieber Antilopenjagd sein lassen. Es wäre am Ende doch richtiger, nach dem Lagerplatz zurückzugehen und die heranziehende Kolonne dort zu erwarten. Wir hatten kaum den Baum mit dem Papierstreifen für Tiedemann wieder erreicht, als auf einen Schlag fröhlich singend: „D ho! D ho!“ von unserer Seite des Flusses und von oberhalb und unterhalb des Stromes auf der anderen Seite in Gruppen von drei oder vier Mann Massaikrieger auf uns herankamen. Da wir keinerlei Beziehungen mit diesem Massai Stamme hatten, befahl ich Hussein, den Rücken zu decken, und legte selbst auf die Gruppe an, welche auf uns

heranschritt. Meinen Revolver hatte ich neben mich zur Erde gelegt, um ihn ebenfalls sofort zur Hand zu haben. Die Massais sahen kaum diese meine Maßnahmen, als sie ihrerseits Schilder und Speere niederlegten und unbewaffnet in freundschaftlicher Weise auf mich heranschritten. Ich legte ebenfalls meine Büchse ab, und mit lebenswürdigem „Wadsack“ begrüßten mich die Massaikrieger, nachdem sie mich zum Zeichen der freundschaftlichen Gesinnung angespieen hatten, und ebenso Hussein Jara. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß ich mich im Gebiet von Elbejeto befände. Im Nu waren wir von 12 bis 15 jungen, schlankgewachsenen Kriegerern umringt, welche auch alsbald anfangen, ein einförmiges Lied zu singen und im Gänsemarsch einen Tanz um uns herum aufzuführen.

Nach und nach traf zu meiner Freude meine Kolonne ein, zunächst einige Somalis, welche den Massais an Hochmütigkeit im allgemeinen nicht nachstehen und von ihnen auch sofort als gleichberechtigt anerkannt wurden, während keiner der Massais sich dazu herbeiließ, einen meiner Träger zu begrüßen. Die Massais suchten meine Leute einzuschüchtern, indem sie ihnen die Wirkung ihres Lanzenstoßes vor Augen führten und auch die Wirkungen der Giftpfeile. Ich freute mich sehr, zu sehen, daß meine Somalis einfach darüber lachten, indem sie umgekehrt den Massais pantomimisch die Wirkung der Repetiergewehre zu veranschaulichen versuchten.

Plötzlich kamen andere Massaikrieger mit der Forderung, ich möge mir einen anderen Platz zum Lagern aussuchen, da dies die Furt sei, an welcher sie ihr Rindvieh zu tränken pflegen. Ich eröffnete den Massais, daß ich dazu keine Lust hätte. „Im übrigen könnt ihr euer Rindvieh auch, trotzdem wir hier lagern, an die Furt treiben.“ Nach langem Zaudern gaben sie nach, und so ließ sich an diesem Morgen alles freundschaftlich genug an.

Ich nahm nun meinen unterbrochenen Jagdzug aus dem Walde heraus wieder auf, indem ich vier Mann von meinen Leuten mit mir beorderte. Tritt man aus der Waldumzäunung heraus, so sieht man vor sich einen flachen, vollständig mit Weidengras bestandenen Hügel, welcher dem Gnare Gobit parallel läuft und sich nach Südwesten und Nordosten allmählich abdacht. Auf diesem Hügel im Südwesten liegt das Hauptkral von Elbejet, auf der nördlichsten Abdachung das dazu gehörige Elmoran-Kral. Weitere Kräle befinden sich auch am rechten Ufer des Gnare Gobit, und nach Norden hin sind alle Höhen mit solchen besetzt.

Diese Kräle sind zum Teil nur aus in sich zusammenhängenden kreisrund aufgeführten, von innen offenen Lehmhütten hergestellt, zum Teil aber auch außerhalb der Außenwände dieser Lehmhütten noch mit einer 1 m dicken, 3 bis 4 m hohen Umzäunung von Dornen und Gestrüpp umgeben, durch welche Tore ins Innere hinein führen, und welche den Platz nach afrikanischen Verhältnissen, falls er gut verteidigt wird, geradezu uneinnehmbar machen. Die Massais, welche auf ihren Raubzügen immer ohne Umzäunung schlafen und sich nur auf ihre Wachsamkeit verlassen, haben in ihrem eigenen Lande zum Schutze der Weiber und des Viehes die beste Umzäunung, welche man vielleicht in ganz Afrika findet, und auch hierin zeigt sich der praktische kriegerische Sinn des Volkes.

An den Abhängen des Hügels am Gnare Gobit weideten Tausende von Rindern und Schafen, bewacht von Elmoran-Kriegern oder auch von Wanderobbo. Die Elmoran sind ausschließlich mit Lanzen und Schild, die Wanderobbo und älteren Massai mit Pfeil und Bogen bewaffnet.

Unser Erscheinen vor den Toren von Elbejet rief naturgemäß große Überraschung hervor. Von allen Seiten kamen Krieger herbeigeeilt, um uns zu begrüßen, und neugierig drängten sich auch die Massaimädchen heran, welche uns ebenfalls mit Händedruck willkommen hießen. Unvorsichtigerweise schoß ich zweimal mit der Büchse nach einem Geier, beide Male vorbei, worauf ein höhnisches Gelächter insbesondere bei den alten Massaiweibern entstand. Der Dünkel der Massaiweiber im Hinblick auf ihre Söhne überbietet alles, was man an Affenliebe finden kann, und sie lieben, dies in möglichst auffälliger Weise durch geringschätzig Behandlung anderer Männer zum Ausdruck zu bringen.

Als ich gegen 2 Uhr ins Lager zurückkehrte, begegnete ich einigen wildgewordenen Bullen der Massais, während von rechts her einige Massai-Ältesten auf uns zueilten. Da einer der Bullen Anstalt machte, uns feindlich anzugreifen, so streckte ich ihn durch einen Büchsenchuß zu Boden, was auf die Massais augenscheinlich einen recht unangenehmen Eindruck machte. Ich forderte dann die Ältesten auf, mich in mein Lager zu begleiten, um mit mir Beratung zu halten. Als wir uns diesem näherten, bemerkte ich unter einem Baume große Haufen der Massaikrieger aufgestellt, welche uns durch einen Kriegsgefangen erfreuen wollten. Ich wußte, daß die Folge davon das Einfordern eines Tributes sein würde, welchen nicht zu

zahlen ich entschlossen war. Ich hatte außerdem viel zu sehr die Mißhandlungen vor Augen, welche Thomson gerade an dieser selben Stelle erlitten hatte, und wollte einige Angelegenheiten zwischen mir und den Massais ohne weiteres klarlegen. Infolgedessen schoß ich auf dem Baume, unter welchem die Massaikrieger saßen, nach einem Geier, und als ein dicker Massai-Ältester dann zu mir vor mein Zelt kam, wo ich in meinem Lehnstuhle saß, um mir das Schießen zu verbieten, feuerte ich meinen Büchsenlauf zweimal über seinem Kopfe ab. Ich gab dann sofort Befehl an meine Somalis, sämtliche Massais aus dem Lager zu weisen, folgte ihnen jedoch und rief sie zu mir zu einer Beratung außerhalb desselben.

Da ich nur sehr wenig von der Massaisprache radebrechen konnte, mußte die Verhandlung durch die Vermittelung eines der gefangenen Kikuju-Leute geführt werden, mit denen sich wieder mein Diener Rukua ein wenig verständigen konnte.

Ich schlug den Massai-Ältesten vor, sie sollten mir Wegeführer bis zum Baringo-See stellen und mir einige Esel verkaufen. Dafür wollte ich ihnen meine einzige Last Eisendraht geben, welche ich besaß, und auch einige Perlen, von denen ich ein kleines Beutelchen mit mir führte. Wir wollten uns gegenseitig unseren Besitz garantieren und als Freunde uns von einander trennen. „Ihr müßt wissen,“ sagte ich, „daß auch unter den Weißen Unterschiede vorhanden sind. Hier ist vor fünf Jahren ein Weißer bei euch gewesen, dessen Stamm von unserm Stamme ebenso verschieden ist wie z. B. die Wakikuju von dem eurigen. Der Weiße, welcher hier war, war ein Engländer (Englese), und ihr habt ihn schlecht genug behandelt. Ich aber gehöre zu dem Stamme der Deutschen (Badutschi), und wir sterben lieber, als daß wir uns eine derartige Behandlung gefallen lassen. Wollt ihr demnach auf alle friedlichen Vorschläge nicht eingehen, so dürft ihr es mir nur sagen, und ihr könnt dann auch den Krieg mit uns haben.“ Die Massais ließen mir darauf mitteilen, daß ich zunächst Tribut für ihre jungen Krieger bezahlen sollte, bevor sie sich auf weitere Verhandlungen mit mir einließen. Als ich dies kurzweg ablehnte, erhoben sie sich plötzlich, ohne ein Wort des Abschieds zu sagen, und der Kikujumann sagte mir, daß wir jetzt den Krieg haben würden.

Ich ging zum Frühstück ins Lager und beschloß, die Sache noch am Nachmittag zur Entscheidung zu bringen. Ich ließ Herrn von Tiedemann das Kommando des Lagers und begab mich mit 30 Mann zum Hauptfraz von Elbejet, um Klarheit über die Absichten

der Massais zu bekommen. Ich legte meine Leute im Halbkreise hinter mich und begab mich nur mit Rufua und einem Rikuju-Dolmetscher in den Vordergrund, wohin ich die Ältesten der Massais winkte. Ich ließ die Forderung eines Eselverkaufs meinerseits jetzt fallen und verlangte nur einen Wegeführer nach dem Baringo, wofür ich bezahlen wollte. Die Erbitterung auf Seiten der Massais, welche am Morgen an sich gehalten hatten, war so groß, daß mehrere von den Elmorans mit gezückter Lanze heransprengten, um mich niederzustößen. Aber es war mir angenehm, wahrzunehmen, daß meine Leute diesen Versuch mit einem schallenden Gelächter beantworteten. Tatsächlich hätten zwei drei Salven genügt, um das, was von Massais zur Hand war, in einer Minute niederzustrecken.

Während ich mit den Massais also unterhandelte, stellte sich ein altes Massaiweib neben uns, welches bei jedem Worte, das ich aussprach, in ein höhnisches Gelächter ausbrach. Ich ließ dieselbe durch zwei meiner Somalis beseitigen und kam mit den Massai-Ältesten zum Abkommen, daß wir gegenseitig Frieden halten wollten, daß sie mir einen Wegeführer zum Baringo am nächsten Morgen stellten, wofür ich zu zahlen habe, daß sie mein Eigentum respektierten und ich dagegen das ihrige.

Mein Rikujumann hatte viel dazu beigetragen, dieses Abkommen zu erreichen. Als er die Massais einzuschüchtern versuchte: „Ihr könnt den weißen Mann nicht bekriegen, er kommt von Gott. Sehet, er führt 11 von uns Watikuju an Stricken,“ antworteten die Massais kurz und hochmütig: „Wir sind auch keine Watikuju, sondern wir sind Massais.“

Nachdem der Vertrag, welchen ich mit ihnen abgeschlossen hatte durch Anspeien besiegelt war, begab ich mich in mein Lager zurück mit dem Gefühl, von diesem hochmütigen Massai-Ältesten diplomatisch doch geschlagen zu sein. Mein Versuch, in ihre letzten Pläne einzudringen, war an dem kalten Hochmut dieses Mannes gescheitert, welcher an Unerforschlichkeit in der Tat seinesgleichen suchte und ganz zum Schluß, als er die Verhandlungen mit mir beendet hatte, seiner Verachtung gegen meine Träger, welche im Anschlag dasaßen, dadurch Ausdruck gab, daß er dicht vor die Front trat, mit einer verächtlichen Handbewegung auf sie hinzeigte und ein kurzes höhnisches Gelächter ausstieß.

Er mochte wohl manchmal Zanzibarfarawanen mit auseinander geprenzt haben. Den Massais imponiert die einfache Feuerwaffe

eben gar nicht. Noch im Jahre 1887 machten sie eine arabische Karawane von 2000 Flinten bis auf den letzten Mann nieder, legten die sämtlichen Leichen in Reih und Glied neben einander und jedem höhnischerweise seine Flinte über die Schulter. Meistens schießen nämlich die Karawanen einmal ab, um dann sofort die Flucht zu ergreifen, wobei sie von den schnellfüßigen Massais bis auf den letzten Mann regelmäßig niedergestoßen werden. Der Massai versteht es, sich gegen den ersten Schuß durch Niederwerfen auf die Erde oder auch durch Bäume zu decken, und ist, bis der Borderlader wieder schußbereit ist, längst herangesprungen, um mit seinem Lanzenstoß die Sache zu beendigen.

Ich ließ am Abend vier Posten um das Lager herumstellen und begab mich gegen 9 Uhr noch selbst bis an den Rand des Waldes, um blaue und rote Raketen emporzuschleudern, als Zeichen für die Massais, daß wir wach seien. Ich hörte das tobende Brüllen der Massais in beiden Krals, als ich mich zu meinem Lager zurückwandte.

In der Nacht erwachte ich mehrere Male von Schüssen meiner Posten. Als ich nach der Ursache fragte, wurde mir gesagt: Massais strichen um das Lager herum und hätten soeben versucht, eine Last Patronen aus demselben zu stehlen. Schon in dieser Nacht kam mir der Gedanke, ob es nicht am besten sei, ohne weiteres Elbejet anzugreifen. Unsere Leute hatten alles geschlagen, was sich bislang ihnen entgegengestellt hatte, aber die Massaisfurcht war bei einem großen Teile der Träger noch lebendig, und ich wußte sehr wohl, daß gerade der erste Erfolg hier entscheidend werden mußte. Ich ließ den Gedanken indes fallen, in der Hoffnung, daß die Massais am andern Morgen die übernommene Verpflichtung der Stellung des Wegeführers innehalten würden, und daß ich die ganze unangenehme Sachlage dann durch einen tüchtigen Marsch hinter mich bringen könne.

Als ich am andern Morgen aufstand, ward mir gemeldet erstens, daß der versprochene Wegeführer nicht gekommen sei, sodann, daß zwei Lasten Zeug in der Nacht trotz aller Wachsamkeit mitten aus dem Lager gestohlen seien und drittens, daß wir mit Pfeilen bes worfen worden waren. Eine ganze Anzahl solcher Pfeile wurde mir zum Beweise gezeigt.

Nun war mein Entschluß gefaßt. Respektierten die Massais so wenig unsere Ausmachungen vom vorhergehenden Tage, so war es klar, daß, wenn ich nach meinem eigenen Auftreten vom Sonnabend

diese Vertragsverletzung ungeahndet ließ, sie dann noch zu ganz anderen Übergriffen schreiten würden. Es war eine der kritischsten Entscheidungen auf der ganzen Expedition, und ich fragte auch Herrn v. Tiedemann um seine Meinung. Als dieser mir zustimmte, gab ich den Befehl, 35 Mann schlachtbereit zu halten. Stillschweigend durchschritten wir den Uferwald, als plötzlich die Somalis insgesamt auf ihre Kniee fielen und Allah um Schutz anflehten für das, was uns jetzt bevorstand. Am Waldesfaum angelangt, formierten wir eine lange Linie. Den rechten Flügel nahm ich, den linken übergab ich Herrn v. Tiedemann, und die Mitte führte Hussein Fara. Die schwarz-weiß-rote Flagge trug Rufua, welcher der Linie um einige Schritte vorauseilte. So stürmten wir direkt nordwärts auf das Kral zu. Zwischen dem Kral und uns befand sich eine große Herde, deren Hirte uns im frechsten Tone anrief, wir möchten um die Herde herumgehen, wir würden sonst das Vieh wegtreiben. Daß wir wenigstens beabsichtigten, Elbejet anzugreifen, das ahnte der gute Bursche in seinem Dünkel nicht, bis eine Kugel ihm durch die Rippen fuhr und seine freche Zunge dauernd zur Ruhe brachte.

Die Massai lieben es der Kälte am Morgen wegen lange zu schlafen, und wir überrumpelten demnach Elbejet vollständig. Unsere Schüsse weckten sie auf. Mit einem Male stürmten die Männer aus dem Tore uns gegenüber heraus uns entgegen, während Weiber und Vieh in wilder Flucht an dem entgegengesetzten Abhange hinunterflohen. Mir gegenüber stellte sich insbesondere der Älteste, mit welchem ich am vorhergehenden Tage verhandelt hatte, und sein Gefolge. Sie versuchten, den Eingang ins Kral zu verteidigen. Drei Pfeile des Ältesten flogen zur Seite an mir vorbei, während ich zweimal ebenfalls mein Ziel verfehlte. Meine dritte Kugel fuhr ihm durch die Schläfe, und nun ergossen sich die Massais in wilder Flucht den anderen Abhang hinunter. Es gelang, im ganzen bei dem ersten Gefecht sieben von ihnen zu erlegen, und wir hatten bislang noch keinen einzigen Verlust auf unserer Seite.

Ich war jetzt Herr von Elbejet, der beherrschenden Stellung dieser ganzen Gegend, und hatte außerdem eine Viehherde von über 2000 Stück in meinen Händen. Ich beschloß nun, einen Teil meiner Leute zurückzuschicken zu dem Lagerplatz am Flusse und sofort meine ganze Kolonne auf diese vorzügliche Position heraufzuziehen. Diese an sich ohne Frage richtige Entscheidung konnte indes nicht zur Ausführung gebracht werden, weil mit einem Male Flintengeknatter vom

Lager her erschallte, und ich sah, wie von allen Seiten große Massaihaufen diesem zustürmten. Wurde das Lager von den Massais genommen und war damit unsere Munition in deren Händen, so waren wir sämtlich verloren. Also schleunigt zurück zum Lager, um dieses zu halten. Ich persönlich hatte mich außerdem vollständig verschossen und mußte schon deshalb meinen Munitionslasten zueilen. Die Trompete blies zum Rückzug, welcher von uns auch in voller Ordnung vorgenommen ward. Trotzdem wurden auf diesem Rückzug drei von meinen Leuten, u. a. auch der Manjema-Älteste Rogola von den Massais niedergemacht.

Im Lager angekommen, ließ ich sofort zunächst Munition ausgeben, für die Somalis so viel, als jeder von ihnen an Patronen auch nur zu tragen vermochte, für mich 75 Patronen, von denen ich 50 Kukua zum Tragen gab. Im Nu waren die Zelte niedergelegt und der Befehl zum Abmarsch halbwegs aus dem Walde heraus erteilt. Ich ging voraus mit Musa Somal, Mo Ugal und meinen beiden Dienern Kukua und Buana Mku, um den Weg für die Kolonne festzustellen. In die Mitte wurden die großen Herden, die Kamele, Esel und Weiber genommen, und den Schluß bildete Herr v. Tiedemann wiederum mit einer Abteilung Somalis.

Wir hatten uns etwa 30 m vor der Kolonne drei Minuten durch den Wald fortbewegt, als Mo Ugal plötzlich meldete: „Nimanka brenjehei“ (viele Männer). Und da kamen sie heran, die stolzen Elmorán der Massais, gleich einem großen Rudel von Wölfen, zu Hunderten, Baum um Baum sich gegen uns vorschiebend. Gleich nachdem Mo mir seine Meldung gemacht hatte, fiel er tot, von einem Pfeile durchbohrt, neben mir zu Boden. Kukua und Buana Mku hatten kaum gesehen, was für uns heranzog, als sie, von Entsetzen gepackt, die Flucht ergriffen rückwärts auf die Kolonne zu. Ich wußte genau, wenn ich dasselbe tat, daß dann die Massais mit Schlachtgeschrei hinter uns eindringen würden und wir im Nu sämtlich geworfen und niedergemacht worden wären. Ich war demnach entschlossen, den Kampf an Ort und Stelle aufzunehmen, und es war mir vollständig klar, daß jetzt jeder Schuß sein Ziel treffen müsse, wenn dieser Tag nicht mein Ende oder gar das der deutschen Emin Pascha-Expedition werden sollte.

So entspann sich denn ein sehr seltenes Einzelgefecht hier in dem Flußwalde des Gnare Gobit. Von Baum zu Baum avancierten die Massais, immer mit Bedacht, sich gegen die Kugeln zu

decken. Ich darf sagen, daß ich in diesen nächsten Minuten mein Leben und uns alle für verloren gab und trotzdem bei dieser tadellosen Art, anzugreifen, ein Gefühl von Bewunderung für unsere Gegner, welche ich doch zu gleicher Zeit tödlich haßte, nicht zu unterdrücken vermochte. Es gelang mir wiederholt, durch einen Doppelschuß zwei der vordersten Massais niederzustrecken, wodurch die übrigen stuhig wurden und mir Zeit zum erneuten Laden ließen. Vor allem aber wirkte auch das Repetiergewehr Musas ganz außerordentlich auf sie. Die Hinterlader kannten sie, aber das System der Repetiergewehre mußte ihnen als übermenschlich und demnach unheimlich erscheinen. Inzwischen rief ich nach Hussein, und nach fünf Minuten der peinlichsten Spannung hatte ich die freudige Überraschung, meine Leute endlich zur Unterstützung heraneilen zu sehen. Ein Massai, welcher sich zum Stoß auf mich vorbereitete, wurde zunächst von unserem Küchenjungen Farjalla durch einen Schuß ins Gesicht niedergestreckt, und nun ging ich meinerseits mit Hurra gegen die Massais vor. Dieselben blieben anfangs stehen, wichen dann allmählich zurück, und nach halbstündigem Gefecht erreichten wir den Waldessaum, von dem die Massais, immer die Brust uns zugewandt, sich langsam auf Elbejet und nach beiden Seiten hin abschwendend, rechts und links vom Waldessaum zurückzogen.

Inzwischen war auch die Kolonne hinten bei Herrn v. Tiedemann angefallen, und das Flintengeknatter nahm dort zeitweilig einen für mich alarmierenden Umfang an. Herr v. Tiedemann kam in unmittelbare Lebensgefahr durch ein plötzliches Versagen des Mechanismus seines Repetiergewehres, während die Massais ebenfalls auf ihn eindrangen.

Doch das Eingreifen der Träger, zu deren Formierung auch hier das Vorgefecht Raum gegeben hatte, entschied an dieser Seite ebenfalls die Sache alsbald, und nun drang ich meinerseits immer weiter auf Elbejet, verjagte die Massais rechts und links, bis ich Zweidrittel des Hügels in meiner Gewalt hatte.

Das Kommando: „Misigo miote embele“ (alle Lasten nach vorn), welches ich in den Wald hineinrief, war Herrn v. Tiedemann die willkommene Nachricht, daß das Gefecht vorn zu unseren Gunsten entschieden sei, und alsbald erschienen zunächst meine Kamele, dann die großen Herden und alle Träger mit ihren Lasten am Waldessaum. Diese Lasten ließ ich jetzt wieder auf Zweidrittel Höhe des Hügels niederlegen und formierte die Leute zum zweiten Angriff auf Elbejet selbst.



Angriff auf die Bahai am Uqore Gobit.

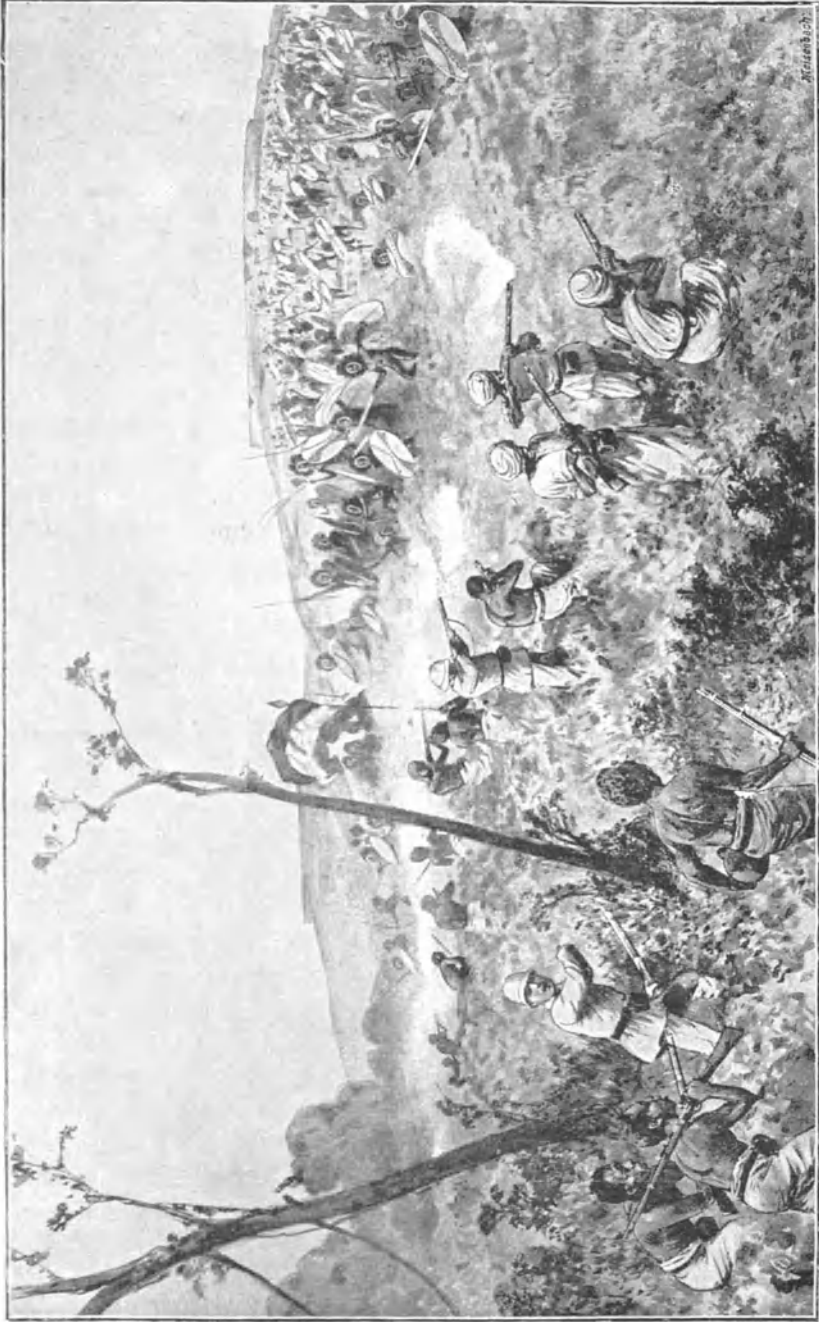
Vorsichtig bewegten wir uns zunächst dem einen Tore zu, vor dem wir Posto faßten, und dann um das Krak herum auch zu den übrigen Toren. Als wir langsam uns der Kraktür näherten, stellten wir zu unserer Freude fest, daß Elbejet verlassen sei. Bei der zweiten Attacke hatten wir auch unsere beiden in der Nacht vorher gestohlenen Lasten wiedergefunden. Jetzt gab ich Befehl, Elbejet zu plündern und an acht Ecken in Brand zu stecken.

Heulend und brüllend vor Wut bemerkten die im Waldgebüsch rings um den Hügel zu Tausenden versammelten Massais unser Vorhaben: daß das, was sie sonst ihrerseits zu tun gewohnt waren, nunmehr einmal ihnen selbst in ihrem eigenen Lande geschehe.

Als die Adventsglocken in Deutschland zur Kirche riefen, prasselten die Flammen über das große Krak an allen Seiten gen Himmel. Ein kurzes Triumphgefühl für uns, welches freilich durch die Erwägung über das, was nun zu geschehen habe, sehr schnell vollständig beseitigt ward.

An der Seite, wo ich gefochten hatte, fanden wir 43 Massai-leichen, sämtlich die Kugel von vorn. Der Verlust der Massais muß aber sicherlich mehr als das Dreifache betragen haben, da hinten mit gleicher Erbitterung wie vorn gekämpft ward und dieselben in den meisten Fällen imstande waren, ihre gefallenen Stammesgenossen fortzuschleppen. Da die Massais die auf unserer Seite Gefallenen, sieben an der Zahl, in schmachvoller Weise verstümmelt hatten, wurden Repressalien ergriffen, indem unsere Leute den Massai-leichen die Köpfe abschnitten und solche in weitem Bogen unter deren Stammesgenossen unten am Hügel hinunterschleuderten.

Wir hatten in dem Gefecht sieben Mann verloren, ein Verlust, welcher im Hinblick auf unsere geringe Anzahl empfindlich genug war. Aber weitaus bedenklicher war die Tatsache, welche ich feststellte, während die Flammen von Elbejet emporloderten, daß nämlich die Somalis 900 Patronen aus ihren Repetiergewehren verschossen hatten, und daß mir demnach nur noch 600 Patronen übrig geblieben waren. Auch die Träger hatten unverhältnismäßige Massen von Munition verschossen. In der Tat, ich konnte mit Pyrrhus ausrufen: Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren! Denn ich war ja nicht einmal mehr imstande, ein zweites Gefecht wie das soeben gelieferte durchzuführen. Die Massais brauchten nur immerfort anzugreifen, um uns so mit mathematischer Gewißheit schließlich zu Tode zu hegen.



Sturm auf Ülbejet.

Dazu kam, daß ich vollständig ohne Wegeführer war und in einem feindlichen Lande keinerlei Auskunft über die Wasserverhältnisse mehr erwarten durfte.

Es war 11 Uhr vormittags. Meine Kolonne war auf das äußerste erschöpft. Einige von den Leuten waren überdies durch Pfeilschüsse verwundet worden. Der Gedanke lag nahe, für den Rest des Tages oben auf dem Hügel zu lagern. An der andern Seite desselben stand noch das Elmorankral, in welches ich meine Kolonne hineinwerfen konnte. Aber in diesem Fall hätte ich den Zugang zum Wasser zurück vermutlich von neuem erkämpfen müssen und war außerdem überdies der weitaus größeren Gefahr ausgesetzt, daß die Massais Verstärkungen aus dem benachbarten Distrikt von Laschau herüberzogen, daß wir demnach am folgenden Morgen einen weitaus gefährlicheren Kampf als heute auszufechten haben würden. In einer Lage wie der meinigen, zuden auch wohl momentan Rückzugsgedanken durch das Gehirn. Wie, wenn ich nach Rikuju zurückmarschierte und von dort einen Vorstoß in irgend einer andern Richtung unternähme? Der süße Friede der vorhergehenden Abende trat mit verführerischer Gewalt vor die Seele.

Ich verwarf beide Vorschläge, welche an mich herantraten, und befahl um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr den Ausbruch in nord-nordöstlicher Richtung. Dort durfte ich hoffen, einen Wasserlauf zu gewinnen, entweder den Gnare Gobit oder aber den Guaso Njiro. Vor allem aber kam ich aus dem Zentrum der zur Wut erbitterten Massais heraus und konnte hoffen, das ganze Gebiet im Bogen zu umgehen.

Also vorwärts! Die großen Herden in der Mitte, alle Lasten verpackt, setzte ich die Kolonne den Hügel entlang in Bewegung. An der andern Seite ließ ich zunächst das Elmorankral in Brand stecken und marschierte dann in langsamem Tempo an der nordöstlichen Abdachung des Hügels hinunter. Auch nicht ein Nagel von unseren Sachen blieb den Massais zur Beute, nicht ein Stück Vieh von den genommenen Herden wurde zurückgelassen. Die Massais, welche unsere Bewegungen anfänglich nicht verstanden, setzten sich alsbald in gebührender Entfernung hinter uns in Schritt. Indes die Kugeln meiner Doppelbüchse und Liedemanns Repetiergewehr-Kugeln, welche wir ihnen von Zeit zu Zeit zuwarfen, hielten sie fernab von der Kolonne.

Gegen 3 Uhr nachmittags gelang es mir, einen Zugang zum Wasser zu gewinnen, wo ich meine dürstende Karawane, Vieh und

Menschen, zu tränken vermochte. Im Norden von dieser Stelle sah ich einen die Gegend beherrschenden Hügel über dem Fluß, wo ich das Lager beziehen wollte. Ich machte mich mit der Vorhut auf den Weg und fand, daß er von vielen Hunderten von Massais besetzt sei. So abgespannt waren die Nerven, so gleichgültig gegen die Gefahr hatten die Ereignisse der Nacht und des Tages uns gemacht, daß ich, ohne die eigentliche Kolonne abzuwarten, mit den wenigen Somalis der Vorhut ohne weiteres gegen den Hügel vorging und in die Massais hineinfuerte. Und einen derartigen Eindruck hatte die Niederlage vom Morgen auf diese gemacht, daß sie in wilder Flucht den Platz räumten und auf die rechte Seite des Guaso-Njico hinübergingen.

Oben fand ich eine Umzäunung für Vieh. Ich ließ sofort zwölf Posten um den Hügel herum aufstellen, um die Massais, welche die Höhen ringsum besetzt hielten, zu beobachten, schlug die Zelte auf und richtete meine Kolonne häuslich ein. Jedermann bekam die Erlaubnis, so viel Vieh zu schlachten, als er mochte, und alsbald begann ein fürchterliches Gemetzel unter den Rindern und Schafen. Die Verdauungskraft des Negers ist von einer Größe, von welcher man in Europa kaum eine Vorstellung machen kann. Hat er ein Schaf, so ißt er es auf, werden ihm dagegen mehrere gegeben, so vertilgt er sie ebenfalls.

Gegen Abend begab ich mich mit einem Teile meiner Soldaten an eine Furt unterhalb des Hügels an den Fluß und ließ nun für die Kolonne große Quantitäten Wasser zum Abkochen hinauffschaffen. Kein Massai ließ sich sehen.

Unsere Stimmung war eine ernste, aber keineswegs unglückliche. Herr v. Tiedemann schloß an diesem Tage sein Tagebuch ab, weil er vermeinte, wir würden die Nacht nicht überleben. Auch ich glaubte, daß die Massais in der Nacht einen Massenangriff versuchen würden, und hielt demnach bis um 12 Uhr die eine Hälfte der Kolonne unter Herrn v. Tiedemann, die andere Hälfte unter meinem Kommando von 12 Uhr ab bis zum Morgen unter Waffen. Weit vorgehoben hielt ich Vorposten, welche fortdauernd revidiert wurden, und Lagerfeuer wurden möglichst an den Abhängen des Hügels heruntergeschoben.

Die Nacht war tiefschwarz. Wiederholt fielen Regenschauer hernieder. Ich ließ auch Leuchtraketen in die Luft steigen, um den Massais darzutun, daß wir auf dem Posten waren. Bei dem Gepraßel der-

selben ging leider ein Teil der erbeuteten Viehherden ab, von denen wir nichts wieder zu sehen bekommen haben.

In allen diesen Sorgen war der einzige Trost die Ergebung in den unabänderlichen Ratschluß der Vorsehung und die Überzeugung, daß, was auch kommen möge, ich den verhaßten Feinden keinesfalls den Triumph zu gönnen brauchte, mich persönlich niederzumachen. In diesem Falle glaubte ich ein volles Anrecht auf meine letzte Revolverkugel für mich selbst zu haben.

Vor Tagesanbruch marschierte ich in nördlicher Richtung ab. Was von erbeuteten Massaiagerätschaften nicht fortbefördert werden konnte, ließ ich zertrümmern, um es den Feinden nicht wieder in die Hände fallen zu lassen. Den ganzen Morgen ging es entlang dem Stromlauf in nordwestlicher Richtung. Kein Massai war zu sehen. Die endlose Steppe schien ausgestorben zu sein wie zwei Tage zuvor.

Nach siebenstündigem, langsamem Marsch, da die Viehherden rechts und links von der Kolonne gehalten werden mußten, trafen wir an einer Biegung des Flusses ein, wo dieser plötzlich scharf nach Westen umwendet. Hier befand sich eine Furt, wo ich die ganze Kolonne auf das rechte Ufer hinüberließ, um mein Lager wiederum in einem Massaikrale auf einem Hügel des jenseitigen Ufers zu beziehen.

Sollten die Massais es aufgegeben haben, Rache für ihre Niederlagen vom vorhergehenden Tag zu nehmen? Wir versuchten es, uns dieser Hoffnung hinzugeben, und, um uns ein wenig zu zerstreuen, setzten Herr v. Tiedemann und ich nach eingenommenem Frühstück uns in meinem Zelte zu einer Partie *Scarté* nieder.

Gegen fünf Uhr trat einer meiner Diener ins Zelt mit der Meldung: „Massai wanakuja!“ (Die Massais kommen.) Wir begaben uns vor die Tür des Zeltes, und richtig, da zogen sie heran über die am Ufer liegenden Hügelketten, kolonnenweise, immer von Osten nach Westen, lautlos marschierend. Eine Truppe zog dicht an den andern Flußrand heran und ließ sich unter einem Baume am gegenüberliegenden Ufer gerade gegenüber unserem Lager nieder. Ich ließ mir meine Büchse reichen und schoß hinüber, traf auch einen der Burschen ins Bein, worauf sich die ganze Kolonne schleunigst entfernte.

Ich war nun auf den letzten Entscheidungskampf gefaßt. Wenn die Massais nach ihrer Niederlage vom vorhergehenden Tage noch

einmal angriffen, so konnte ich nur annehmen, daß dies in der vollen Entschlossenheit geschah, koste es, was es möge, unsere Kolonne zu vernichten. Das war nur möglich, wenn sie, unbekümmert um das, was auf ihrer Seite fallen mochte, einfach heranstürmten und uns mit ihren Lanzen niederstachen.

Da mit einem Male trat etwas ein, was ich bis dahin nur in romanhaften Reisebeschreibungen zu lesen gewohnt gewesen war. Um 5 Uhr 12 Minuten etwa begann plötzlich die Sonne sich zu verdunkeln. Wir wußten anfangs selbst nicht, was dies zu bedeuten habe, erkannten jedoch sehr schnell, daß eine totale Sonnenfinsternis heraufzuziehen begann. Mehr und mehr verdüsterte sich die weite, öde Landschaft, aus welcher sich der Kenia und der Subugu la Boron immer noch drohend emporhoben. Als wolle die Erde hinabstürzen in die uralte Mutter Nacht, aus welcher sie entstanden ist, so lag das Hochplateau von Veikipia vor unseren starren Augen da. Das Grauen der Unendlichkeit durchrieselte selbst unser Herz und hob es auf einen Augenblick empor über die vorliegenden Sorgen. Meine eigenen Leute waren von Entsetzen ergriffen über das Zeichen der Gottheit, welches sich am Himmel vollzog. So sehr fühlt sich der einzelne recht eigentlich im Mittelpunkt der Welterschöpfung, daß er auch die großen Naturereignisse mit seinem kleinlichen Schicksal verflucht.

Die Massais, denen ich zwei Tage zuvor den Glauben gelassen hatte, daß ich von ihrem Engai ernannt sei, glaubten, wie ich einige Tage später erfuhr, in der Himmelerrscheinung einen großen Zauber meinerseits vor sich zu haben. Oder sie mochten vielleicht vermeinen, in der Sonnenfinsternis eine Warnung ihres Gottes für sich selbst erhalten zu haben. Genug, als die Sonne die weite Landschaft wieder beschien, da sahen wir sie lautlos, wie sie gekommen waren, in einzelnen Trupps westwärts wiederum abmarschieren, und ein Angriff unterblieb an diesem Abend. Nur ein einziger Posten lagerte sich auf dem Hügel jenseit des Flusses. Die Massais steckten eines ihrer eigenen Kräle in Brand, vermutlich, um sich zu wärmen und, wie ich annahm, um sich wach zu halten. Am Abend servierten meine Diener mit den Büchsen über die Schulter geworfen, als wir bei Tische saßen, und ich war wiederum gezwungen, die halbe Kolonne die Nacht über unter Waffen zu halten. An eigentlichen Schlaf für uns war natürlich nicht zu denken.

Am nächsten Morgen durchsuchte ich die Niederungen am Flusse auf feindliche Rundschafter, und es gelang mir auch, am gegenüber-

liegenden Ufer einige aufzustöbern, auf die ich schoß, ohne sie indes zu treffen.

Ich brach um 6 Uhr mit dem Bewußtsein auf, daß die Massais durchaus auf dem richtigen Wege waren, um uns zu vernichten. Sie hatten uns nur immer wach zu halten, damit unsere Nervenkraft erlahmte, und von Zeit zu Zeit anzugreifen, damit wir unsere Patronen verschossen, und es konnte gar nicht fehlen, daß wir ihnen schließlich zum Opfer fielen.

Es war der 24. Dezember, ein Tag, an welchem man in Deutschland den Christbaum anzuzünden pflegt. Wir marschierten an diesem Tage bis 1 Uhr mittags immer in nordnordwestlicher Richtung. Auf dem Marsche fielen eine Menge von Schafen und Ziegen, welche ich töten ließ, um sie den Massais nicht lebendig in die Hände fallen zu lassen. Meine Aufmerksamkeit wurde an diesem Morgen fortdauernd durch sieben Massais wachgehalten, welche am gegenüberliegenden Flußufer immer längsseits unserer Expedition marschierten. Ich schoß einige Male hinüber, aber vergebens, da die Entfernung zu groß war.

Um 1 Uhr ließ ich das Lager wiederum auf einem die Gegend beherrschenden Hügel an der rechten Seite des Guaso Njro aufschlagen. Ich verteilte eine Last Pulver unter die Träger und ließ den ganzen Nachmittag Kugeln gießen. Ich ergänzte auch die Vorräte der von den Somalis getragenen Repetiergewehrpatronen, so daß jeder Mann wieder 60 Stück in seinem Beutel hatte. Ferner gab ich jedem meiner Träger von den mitgeführten Flaggenstoffen ein Stück rotes Tuch als Kopfbedeckung, um ihre Erscheinung nach außen hin kriegerischer zu machen und ihnen selbst mehr das Gefühl des Soldaten einzupflanzen.

So war die Stimmung im Lager eine recht angeregte, und die Fröhlichkeit wuchs noch, als es mir gegen 3 Uhr gelang, den Führer der sieben Massais, welche am gegenüberliegenden Ufer ebenfalls Halt gemacht hatten, durch einen guten Schuß 800 m kopfüber herunterzuholen.

Der Guaso Njro umfließt den Hügel, auf welchem wir lagen, ziemlich genau in einem Halbkreise. Ich legte am Abend acht Posten um das Lager herum und schob auch wiederum Feuer vor die Posten.

Um 6 Uhr aßen wir zu abend, und es kam dann etwas wie Weihnachtsstimmung in unser Herz. Ich ersuchte Herrn v. Tiedemann, einige Stunden zu wachen und mich gegen Mitternacht zu wecken. Ich wollte mich zur Feier des Christabends schon um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, wenn

auch vollständig angekleidet, auf mein Feldbett strecken und versuchen, einige Stunden Schlaf zu gewinnen.

Um 10 Uhr wurde ich durch einen Schuß geweckt, welchem eine ganze Salve folgte. Gleich darauf hörte ich das hynänenartige Schlachtgeheul der Massais aus Südsüdost.

Die Massais waren von Norden im Flußlauf herangekommen und glaubten unser Lager von Süden her überrumpeln zu können. Sie waren auf Vaud Wais gestoßen, welcher hier die Wache hatte, und dieser hatte sofort einen von ihnen niedergestreckt, wodurch die Somalis alarmiert wurden. Ich trat aus meinem Zelt hervor und schrie zur Ermunterung meiner Leute den Massais zu: „Karibu Elmorán mutakufa wiote!“ (Heran Elmoran, ihr sollt alle sterben!).

Ich ließ sofort alles, was an Lagerfeuern da war, auslöschen, übergab Herrn v. Liedemann das Kommando an der Flußseite, wo wir nicht angegriffen wurden, und eilte selbst an die Außenseite, wo die Massais heulten. Ich ließ alles, was wir an Koffern und Lasten besaßen, vorchieben und befahl meinen Leuten, sich dahinter zu legen, um uns gegen den Pfeilhagel von außen zu decken. Bis dies geschehen war, hatten sie ein laues Salvenfeuer auf die Massais zu unterhalten, um solche vom Anstürmen auf unser Lager zurückzuschrecken. Dann ließ ich Leuchtraketen holen, und zischend flog nun eine Rakete nach der anderen zum schwarzen Nachthimmel empor, gerade genug Licht gebend, daß unsere besten Schützen sich beim Dämmerchein ihre Ziele unter den drohenden Gestalten außerhalb suchen konnten. Ein phantastisches Bild, welches seinen Eindruck auf sensible Nerven nicht verfehlen konnte. Dazu stimmten meine Leute einen rhythmischen Gesang an, welcher immer mit dem Refrain schloß: „Kupánda, Kupánda Scharo!“

Diese Nacht war in der Tat eine herrliche Illustrierung des biblischen Wortes: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Das Knattern der Raketen, das Gebrüll meiner eigenen Leute und das Knallen der Schüsse vereinigten sich zu einem Lärm, der wahrlich mehr in die Walpurgisnacht des 1. Mai gehört hätte, als in den feierlichen Ernst der Geburtstagsfeier Christi.

Bis 1 Uhr dauerte der Spuk. Dann hörten wir das Geheul der abziehenden Massais im Süden allmählich verhallen. Auf unserer Seite war nur ein Träger, namens Boma, und zwar durch die Somalis, in deren Schutzlinie er sich törichterweise begeben hatte

durch den Arm geschossen worden. Die Massais hatten viele Verluste gehabt, wie zahlreiche Blutlachen und mehrere zurückgelassene Schilde am anderen Morgen bewiesen.

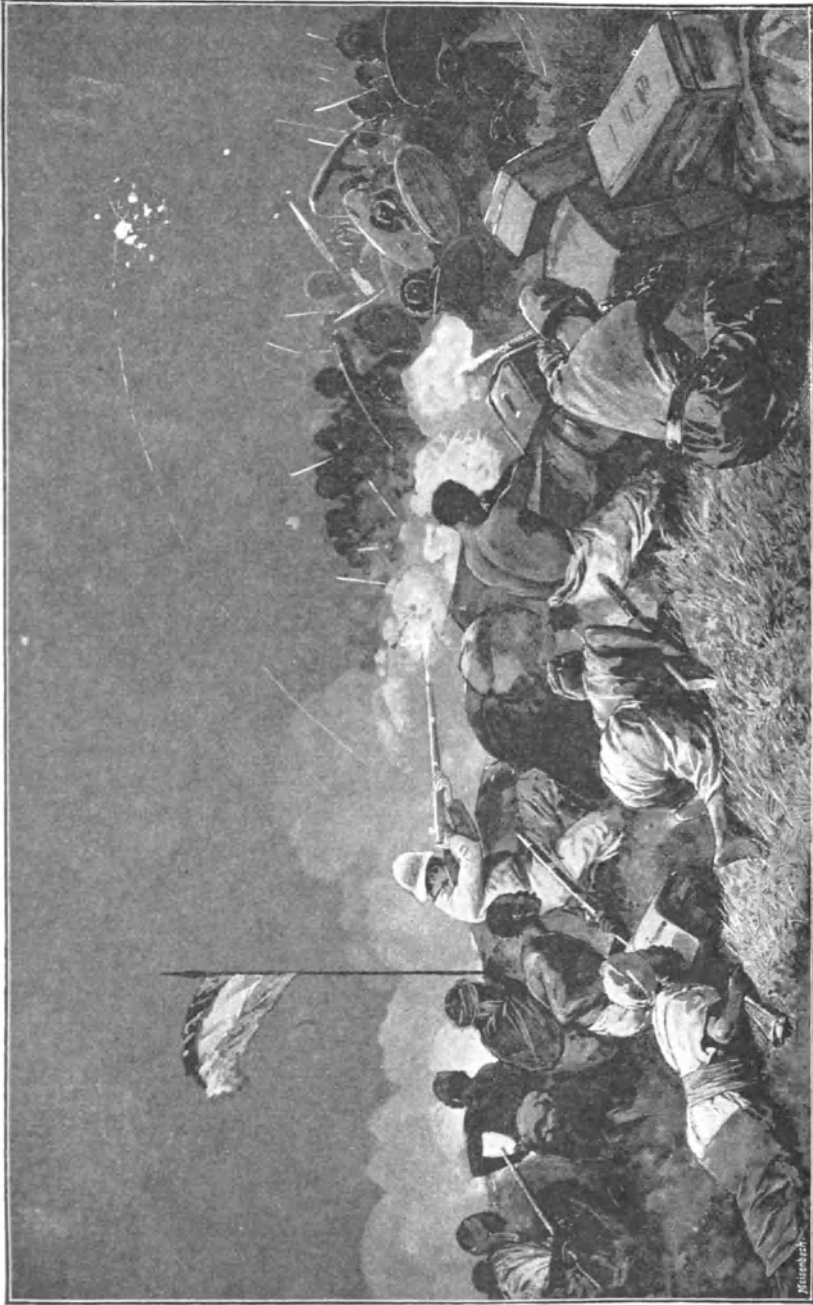
Die Übrumpelung war also mißglückt, aber unsere Lage am nächsten Morgen war noch trüber als am Tage vorher. Die Massais hatten es in ihrer Hand, anzugreifen, wann sie wollten. Wurden sie geschlagen, so blieb die Sachlage für sie immer noch dieselbe. Wurden wir aber nur ein einziges Mal geschlagen, so waren wir sämtlich verloren. Dazu kam es, daß ich nun schon die vierte Nacht ohne eigentlichen Schlaf gewesen war.

Gegen Sonnenaufgang brach ich mit meiner abgespannten Kolonne wieder auf, marschierte eine Stunde lang am rechten Ufer des Guaso Mjro weiter, den ich alsdann in einer Furt überschritt. Ich wollte an diesem Tage versuchen, einen Vorstoß in mehr westlicher Richtung über die Steppe hin zu machen, da ich ja gar nicht wissen konnte, wohin der Guaso Mjro mich führen werde.

Wir waren jetzt aus den Gegenden heraus, welche durch die vom Kenia herunterstreichenden Winde berührt wurden. Wir kamen in vollständig ausgetrocknete Plateaus, welche von den Massais erst vor kurzem verbrannt worden waren. Die Plateaus, welche im Süden von Veikipia leicht gewellt erscheinen, treten hier massiger und kompakter auf. Es sind wirkliche Randplateaus, von denen das höher aufgesetzte gewissermaßen immer franzenartig wie eine steile Wand in das tiefer liegende hinabfällt. Im Norden sind eigentümlich geformte Steingruppen diesen Flächen aufgesetzt, welche der Landschaft den Charakter des Wunderlichen und Seltzamen verleihen.

Geisterhaft wirbelte der Wind, der von Norden über die trostlose schwarze Steppe pfliff, Aschenmassen empor, welche gleich Gestalten der Unterwelt weithin sichtbar über die Ebene dahinzogen. Melancholisch orgelte oder vielmehr jammerte der Nordwind durch die halb verbrannten Flötenbäume, eine geisterhafte Weise zu dem Zuge dieser Aschenphantome.

Ein Gefühl unendlicher Verödung und Vereinsamung durchdrang das Herz, als wir am linken Ufer des Guaso Mjro diese Plateaus erklimmen hatten. Bis ins Unendliche schien die schwarze Fläche sich auszudehnen. Nirgends ein Flußlauf, eine Wasserlache sichtbar. Hier und da am Horizont tauchten Massaisgestalten auf, welche verschwand, sobald ich meine weithintragende Doppelbüchse auf sie abfeuerte.



Christnacht am Guafio Chico.

So ging es immer fort in westnordwestlicher Richtung, bis die Sonne senkrecht herunter schien. Da plötzlich leuchtet frisches Grün vor uns auf, und entschieden findet ein Abfall des Massenplateaus statt. Sollten wir einen Wasserstrom vor uns haben?

Ach nein! Eine genaue ängstliche Untersuchung ergibt, daß die Senkung trocken ist, und daß weit und breit Wasser nicht vorhanden zu sein scheint.

In ihrer ganzen herben Grausamkeit tritt die Natur uns hier entgegen, und die Seele, der ehernen Notwendigkeit gegenüber und nur im Wechselgespräch mit dem unerbittlichen Schicksal, möchte fast in Verzweiflung versinken. Wenn hier kein Wasser ist, so laufen wir alle bei weiterem Vordringen Gefahr, zu verdursten. Also zurück zum Fluß! lautet der Befehl. Und aus der nordwestlichen Richtung biegen wir gegen Nordosten ab.

Zwei weitere Stunden wird marschiert. Da sehen wir mit einem Male den Guaso Njoro wieder vor uns. Wenigstens haben wir für den Nachmittag Wasser!

Plötzlich meldet Rukua: Massái Tele! (viele Massais!). Richtig, die ganzen Hügel wimmeln von Gestalten! Also muß von neuem gekämpft werden! Ich sage: Dann wollen wir hier die Massais schlagen! Aber Rukua machte mich auf eine Umzäunung am Fluß aufmerksam, in welche wir unsere Herden treiben könnten und wir günstigere Aussichten für das Gesecht hätten.

Vorwärts denn! Die Herden hinein in die Umzäunung, welche sofort geschlossen wird. „Bunduki teare?“ (die Flinten bereit) rufe ich meinen Leuten zu. „Teare“ ist die einzige Antwort.

So warten wir denn auf den Entscheidungskampf, vielleicht mit dem geheimen Wunsche, daß er die Quälerei endlich zu Ende bringen möge.

Aber kein Massai greift an. Plötzlich naht sich ein altes Massaiweib, den Grasbüschel schwenkend.

„Was ist das?“ sage ich.

„Die Massais wollen Frieden“, antworteten mir die Wakitju.

Ich bin wohl niemals einer Dame mit größerem Vergnügen entgegengetreten, als dies nunmehr mit Aufwand meiner ganzen Galanterie diesem alten widerlich aussehenden Massaiweib gegenüber geschah. Ich ergriff ebenfalls einen Grasbüschel und trug Sorge dafür, daß eine Blume darunter war. Möglichst graziös schritt ich der Dame entgegen und ergriff sie bei der Hand, um sie auf einen Platz neben mich zu nötigen.

Bald war denn auch die Unterhaltung im Gange. Ich erfuhr, daß die Massais Frieden mit mir wünschten, falls ich davon Abstand nähme, ihnen weitere Dörfer niederzubrennen, auf sie zu schießen oder ihnen Herden zu rauben.

Ich erwiderte dem Massaiweib, dazu sei ich gern bereit, wenn die Massais mir Begeführer zum Baringo stellen wollten. „Aber“, jagte ich, „wohin läuft dieser Fluß, an dem wir uns befinden?“

Sie deutete an, daß der Guaso Njiro zunächst noch nach Norden, dann aber nördlich der Endikaberge sich nach Osten herumwende.

„Wie weit ist der Guaso Karok von hier?“

„Gegen einundeinhalb Tag, wenn du dem Guaso Njiro folgst; einen Tag, wenn du quer zum Guaso Karok hinübermarschierst.“

„Und wo kommt der Guaso Karok her?“

Sie deutete in der Richtung auf den Baringo zu.

„Wie weit ist der Baringo-See von hier?“

„Fünf Tage, wenn du gut marschierst.“

„Leben dort auch Massais?“

„Die Massais leben überall“, antwortete sie.

„Es ist doch nicht Sitte bei euch, daß die Weiber über Krieg und Frieden beschließen. Wenn die Massais Frieden mit mir haben wollen, so laß sie mir Männer ihres Stammes schicken, denen ich Geschenke geben kann, und mit denen wir den Friedensbund in aller Form vollenden wollen.“

Sie verspricht, daß gegen Abend elf Männer der Massais zu mir ins Lager kommen sollen, und entfernt sich, einen Ring am Finger, den ich ihr angesteckt habe, und die Blumen in der Hand, um ihrem Stamm die Friedensbotschaft zu überbringen.

Bei dem nunmehr folgenden Mittagsmahl nahm ich Gelegenheit, Herrn v. Tiedemann einen kleinen Vortrag über Arthur Schopenhauers „Negativität der Lustempfindung“ zu halten. So sollte scheinbar doch noch an uns die Weihnachtsbotschaft ihre Erfüllung finden. Ein köstlicheres Weihnachtsgeschenk hätte uns selbst Europa nicht bescheren können.

Leider stellten sich bei Herrn v. Tiedemann an diesem Tage zum ersten Male die Anzeichen einer ernstlichen Erkrankung ein, der Dysenterie, von welcher er zwei Tage später betroffen ward.

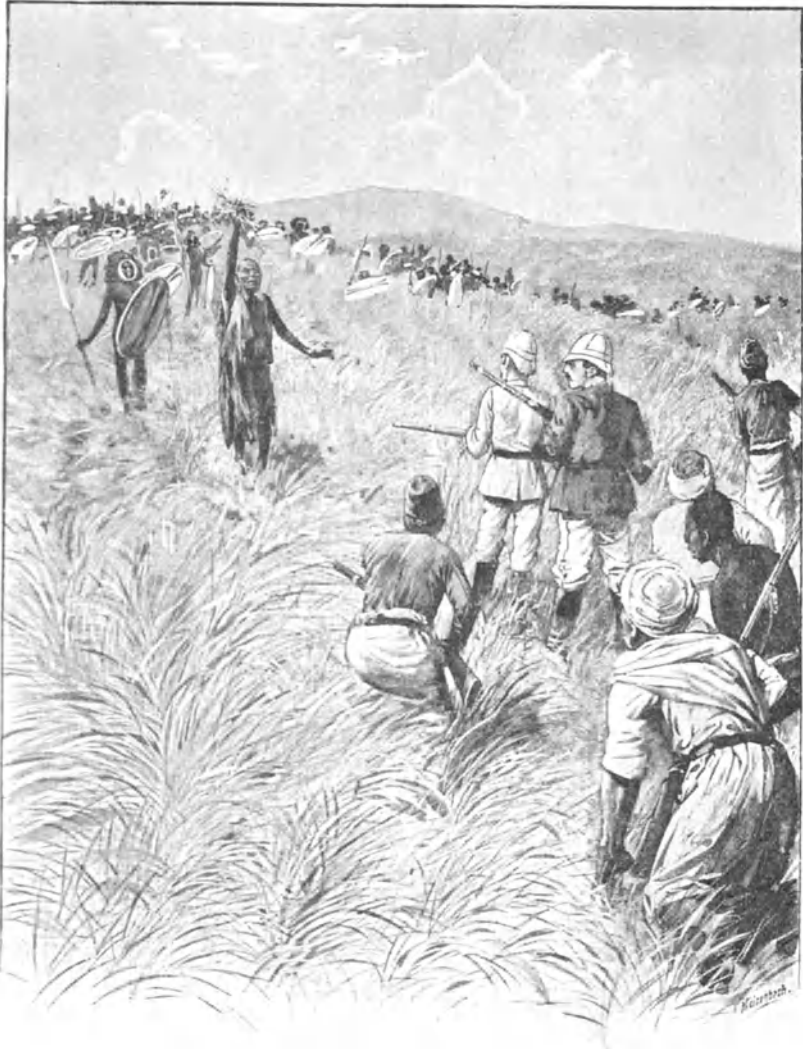
Ich habe zu erwähnen vergessen, daß wir seit unserem Abmarsch von Kituju eigentliche Pflanzenkost überhaupt nicht mehr besaßen, sondern ausschließlich auf Fleisch angewiesen waren. Dazu kamen die

kalten Nächten, die aufregenden Ereignisse, so daß mehrere Erkrankungen unter meinen Leuten eintraten.

Abends um 6 Uhr erschienen elf Massais, wagten sich jedoch in unser Lager nicht hinein. Ich hatte keine Lust, mich unbewaffnet ihren Lanzen auszusetzen, da ich die Tücke der Burischen genügend kannte. Somit nahm ich einige Leute mit Büchsen mit mir, legte diese demonstrativ nieder, ersuchte die Massais, dies auch ihrerseits mit ihren Lanzen zu tun und mich in der Mitte der beiderseitigen Waffen zu treffen. Dies geschah, und alsbald waren die Friedensbedingungen nach Maßgabe des am Mittag Ausgemachten von den beiden Teilen vereinbart und durch dreimaliges Anspeien von Mann zu Mann besiegelt. Ich schenkte darauf jedem der Massais einen Fingerring und einige Perlen und schlachtete zum Zeichen, daß auch Stamm und Stamm in Frieden und Freundschaft leben wollten, eines meiner ihnen selbst abgenommenen Schafe, welches ich den Massais überließ. Sie baten um die Erlaubnis, die Nacht im Lager schlafen zu dürfen. Dies lehnte ich indes vorsichtigerweise ab, indem ich ihnen mitteilte, es sei besser, sie schliefen abseits. Wenn sie des Nachts ans Lager kommen würden, so hätten meine Posten Befehl, auf sie zu schießen. Ich war um so vorsichtiger, gerade weil wir Frieden geschlossen hatten, und stellte in der Nacht an Stelle der üblichen acht einfachen Posten acht Doppelposten auf. Auch blieb ich selbst den größeren Teil der Nacht auf meinem Sessel vor dem Zelt im Freien, bei welchen Gelegenheiten ich mit Hussein Fara astronomische Betrachtungen anzustellen pflegte.

Am nächsten Morgen erschienen tatsächlich die Massais, um den von ihnen übernommenen Teil der Verpflichtung, uns nach dem Baringo zu führen, scheinbar zu erfüllen. Die Verhandlungen mit ihnen vermittelte fortdauernd ein äußerst würdiger, junger Mikujummann, welcher dem alten Voltaire so frappant ähnlich sah, daß ich ihm diesen Namen zuerteilt hatte, der auch alsbald in meiner ganzen Expedition und unter den Massais populär wurde.

Die Mikujuleute fingen an, sich bei der Kolonne ziemlich wohl zu fühlen. Zunächst war es ihnen eine besondere Herzensfreude gewesen, zu sehen, daß die hochmütigen Massais, ihre Todfeinde, so nachdrücklich auf den Kopf geschlagen waren. Sodann taten sie sich gütlich an der Menge von Schafen und Ziegen, die ich ihnen überreichen ließ. Sie schlachten solche nicht, sondern ersticken sie, so daß alles Blut im Fleisch bleibt. Geschlachtetes Vieh ist ihnen ebenso



Friedensvermittlung mit den Massais.

widerlich wie uns ersticktes. Der Anblick, wenn sie eine Ziege oder ein Schaf an der Gurgel hatten und so erdroffelken, hatte für mich immer etwas geradezu Abstoßendes.

Wir erstiegen nun wiederum, den Fluß verlassend, das Hochplateau zur Linken, auf welchem wir immer in nordwestlicher Richtung uns vorwärts bewegten. Bald bekamen wir in west-west-nord-

westlicher Richtung vor uns Höhenzüge in Sicht, welche uns von den Massais als Subugu la Baringo (Subugu bedeutet eine Bergumrandung) bezeichnet wurden. Das also mußte der Bönjo Gelescha sein. Auf dem Plateau fanden wir große Massaiherden, und ich willigte des lieben Friedens willen gern ein, Halt zu machen, bis die Massais sie aus unserer ihnen unbequemen Nähe fortgetrieben hatten. War dies geschehen, so eilten junge Massaikrieger an uns heran, um uns mit üblichem Sotua (Freund) zu begrüßen. Das alles ließ sich recht hübsch an.

Gegen Mittag stiegen wir von dem Plateau rechts ab auf ein wasserleeres Flußbett zu und kamen nunmehr auf vollständig schwarzes vulkanisches Terrain. Der Guaso Narok bedeutet in der Massaisprache „schwarzer Fluß“, eben weil er über schwarzes Gestein fließt; für mich war also dieses Terrain ein erfreuliches Merkzeichen, daß wir uns in der Tat seinem Flußlaufe näherten.

Eine düstere, hoch emporragende vulkanische Felspartie, welche wir zur Rechten ließen zwischen der Einmündung des Guaso Narok und des Guaso Njiro, benannte ich nach meinem Vorgänger in diesen Ländern, dem Grafen Teleki, „Teleki-Fels“.

Die Hitze fing auf dem schwarzen Gestein an, unangenehm zu werden. Wir kamen jetzt auf eine breite Schafspur. Die Massais teilten mir mit, ich möge ihr nur immer folgen und werde dann in einer Stunde den Guaso Narok erreichen. Sie wollten inzwischen nach ihren Häusern gehen, um sich Lebensmittel zu holen. Also zog ich mit Hussein und Rafua der Kolonne voran auf die Suche nach dem Guaso Narok.

Das Verhalten der eingebornen Bevölkerung veränderte sich in diesen Mittagstunden derart, daß alles in unverständlicher Flucht sich vor uns aus dem Staube machte. Das war sehr mißtrauenerweckend.

Gegen 2 Uhr fand ich acht von ihren Herren verlassene Esel und einen beladenen Ochsen, welche Hausgerätschaften und Milch trugen. Immer der Ochsenspur folgend, kam ich in ein enges Tal hinein. Es war 3 Uhr geworden, und die Sache fing an, mir sehr verhänglich zu erscheinen. Ich beschloß, Halt zu machen und meine Kolonne zu erwarten, inzwischen aber Hussein und einen andern Somali, der herangekommen war, auszuscheiden, um festzustellen, ob in einem sich vor uns auftuenden Längstal der Lauf des Guaso Narok sich befindet. Die Boten waren noch nicht zurück, als plötzlich von hinten Flintengeknatter erschallte.

Mit einem Schlag bedeckten sich die umliegenden Höhen mit Massaitkriegern. Jetzt war alles klar. Schnell ließ ich die Lasten zusammensetzen und befahl 15 der inzwischen eingetroffenen Träger, mir nach rückwärts zu folgen. Aber so müde und stumpf waren meine Leute durch den glühenden Marsch geworden, daß ich keine sechs Mann zusammen bekommen konnte. So eilte ich, von nur einem Somali begleitet, allein rückwärts, um zu sehen, was sich ereignet hat.

Ich traf alsbald auf Herrn v. Tiedemann mit den Kamel-leuten. Er berichtete, daß die Massais vom vorhergehenden Abend plötzlich unsern erkrankten Träger Saburi meuchlings niedergestoßen hätten. Sie seien zwar sofort durch ihn und die Somalis verschreckt worden; indes sei Saburi unter entsetzlichen Qualen verstorben. So sollte also die Knallerei von neuem beginnen! Wie abgespannt ich mich auch vorhin gefühlt hatte, es ergriff mich doch im Hinblick auf den gemeinen Meuchelmord eine solche Empörung und zugleich eine derartige Verachtung gegen diese Massais, daß mir der Gedanke an den Kampf geradezu angenehm war.

„Vorwärts! Treibt die Esel zu den Trägern,“ rief ich den Somalis zu, als ich die acht Massai-Esel noch erblickte, welche ich vorhin geschont hatte, „und dann laßt uns das feige Gesindel gleich Hundes niedermachen!“ Die Somalis waren nicht eben erbaut von dieser Aussicht, auch konnten sie meine Entrüstung über die Massaitaktik, welche ihnen völlig berechtigt erschien, da die Blutschuld vom 22. Dezember noch nicht geühnt sei, nicht verstehen. Indes gelang es, fünf von den Eseln zu greifen, eine sehr willkommene Beute für die überladene Kolonne.

Als ich zu dem Kastplatz zurückkam, meldete mir Hussein, das Vängstal vor uns sei trocken. Zwar befinde sich rechter Hand, senkrecht auf dasselbe zustoßend, ein Flußlauf; indes führe derselbe keinen Tropfen Wasser.

Hier lag die wirkliche Gefahr! Nach allem, was sich zugetragen hatte, mußte ich annehmen, von den Massais vollständig hinters Licht geführt zu sein. Das Thermometer zeigte über 50°. Wir dampften vor glühender Hitze. Trocken klebte die Zunge am Gaumen. Und hier lagen wir, umringt von feindlichen Kriegern, welche nur den Augenblick erwarteten, wo wir völlig erschöpft schienen, um über uns herzufallen. In solchen Augenblicken nimmt die Natur etwas Erbarmungsloses, ja Grausames an, wie ich dasselbe einmal im

englischen Kanak empfand, wo ich von den tobenden Wellen, scheinbar rettungslos, hinabgeschleudert wurde. Rettung von außen her gibt es nicht; man fühlt sich schonungslos auf sich selbst zurückgewiesen. Aber gerade in derartigen Lagen überkommt das verzweifelnde Herz plötzlich oft das unbedingte Gefühl höheren Schutzes. Auch die einzelnen Entschließungen erscheinen wie Eingebungen von oben.

So ging es mir in diesem Augenblicke. Mit einem Male durchzuckte mich der Gedanke, wenn ich über eine Abdachung im Westen des Tales vordränge, müße ich Wasser finden. Also vorwärts. „Blas die Trompete! Schlag die Trommel! Die Flagge voran und nieder mit den Massais!“ Diesen, welche uns von allen Seiten beobachteten, muß diese plötzliche, völlig richtige Bewegung auf das wirkliche Wasser zu einen geradezu spukhaften Eindruck gemacht haben. Ein eigentlicher Widerstand fand überhaupt nicht statt, als wir so plötzlich im rechten Winkel von unserm Wege abbogen. Was sich an den Felsen blicken ließ, ward herabgeholt, und nun ging es in einem Marsch auf Leben und Tod gegen Westen.

Hinter uns folgten die Massais wie die Hyänen. Aber sie hielten sich vorsichtig außer Schußweite. Ich vernahm hinter mir hin und wieder den von den Hügeln widerhallenden Schall der Gewehre, genau wie der Doppelpfiff meiner Büchse hinten vernommen ward. Aber was waren uns allen in diesem Augenblick die Massais! Wasser, Wasser schrie es in unserm Innern! Da taucht ein Flußlauf auf! Webigi! schreien die Somalis, Madji! die Träger. Wir kommen heran — der Flußlauf ist leer. Es ist augenscheinlich derselbe, welchen Hussein weiter unterhalb vorhin gesehen hat.

Die Sonne sinkt tief! Es ist 5 Uhr nachmittags! Was tun?

„Wir wollen noch den nächsten Höhenzug überschreiten, um zu sehen, ob vielleicht an der andern Seite Wasser zu finden ist,“ rufe ich Hussein und Musa zu, mit denen ich die Vorhut bilde. Also weiter! Als ich den Hügel zur Hälfte emporgeklommen war, kam Tiedemann herangeeilt, mir von unten zurufend: „Herr Doktor, kommen Sie zurück; die Massais greifen uns von hinten an!“ „So schlagen Sie die Massais zurück; ich suche nach Wasser.“

Oben auf der Höhe stand ein breiter Massaikral, neben dem ein Mann saß. Wie Wölfe sprangen wir auf ihn zu; die Somalis packten ihn, und ich hielt ihm die Mündung meines sechsläufigen Revolvers an die Schläfe. „Zeig mir den Guaso Narak oder wandere in die Unterwelt.“ „Guaso Narak,“ antwortet er, bebend vor Angst,

„Guaso Nárok hána“ (Guaso Narok dort), mit der Hand in die Tiefe weisend. Es war ein Andorobbo, welcher uns diese Glücksnachricht gab; ich glaube, keines Engels Stimme hätte mich in diesem Augenblick zu inbrünstigerem Dank gegen den Höchsten begeistern können! „Wer rettete vom Tode mich, von Sklaverei! Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?“ Ach, wie demütig ich an diesem Abend des 26. Dezember solchen Ausdruck titanenhaften Trostes von mir zurückwies! Wie inbrünstig ich mich beugte vor jener geheimnisvollen Gewalt, welche die Schicksale des Menschen lenkt und auch uns noch einmal vor elendem Untergang gerettet hatte!

Nach und nach trafen die Träger ein, von denen ich sofort 25 mit Krügen unter entsprechender militärischer Bedeckung mit dem Andorobbo zum Fluß hinuntersandte, um Wasser heraufzuholen. Dann kam Herr v. Tiedemann. Ich hatte mich auf meinem Lehnstuhl am Eingang zum Kral niedergesetzt, hatte meinen Durst bereits aus dem Krüge des Andorobbo gelöscht und rauchte eine Pfeife: „Nun, Herr v. Tiedemann, ein wenig müde?“ „Wasser, haben wir Wasser?“ „Wasser!“ erwiderte ich mit geheuchelter Nonchalance, „wie sollten wir kein Wasser haben? Unten ist ja der Guaso Narok! Inzwischen nehmen Sie dies dafür,“ indem ich ihm den zur Seite stehenden Krug reichte. „Oder wünschen Sie einen Schluck Kognak dazu?“ Mit beiden Händen ergriff Herr v. Tiedemann die meine: „Gott sei Dank! Dann kommen wir auch vielleicht noch an den Baringo-See!“

Ich warf meine Trägerkolonne sowie die Viehherde in das Massai-kral, welches ich durch Abbrennen einiger Außenbauten verteidigungsfähig machte. Unsere Zelte, sowie das der Somalis ließ ich außerhalb aufschlagen. Ich stellte sodann wieder acht Posten auf, da die Lagerfeuer der Massais drohend von allen Hügeln ringsum herunterglühten. Um 9 Uhr saßen wir im Mondenschein behaglich hinter einem Hammelfotelett bei Kognak und Wasser; und ich hatte noch einmal Gelegenheit, Herrn v. Tiedemann die Schopenhauersche Theorie von der Negativität der Lustempfindung deutlich zu machen.

In dieser Nacht hatte ich seit vielen Tagen zum ersten Male wieder einen längeren Schlaf, da ich meinen Diener Kukua vor die Zelttür legte, und die Somalis mir garantiert hatten, daß sie ihrerseits die Posten in hinreichender Weise wachhalten wollten. Ich hatte auch angeordnet, daß die Kolonne am nächsten Morgen erst um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr aufbrechen solle, und so erwachte ich am 27. Dezember erquickt, wie ein neugeborner Mensch.

Leider ging dies Herrn v. Tiedemann nicht so. Er hatte in der Nacht nicht schlafen können, und am nächsten Morgen brach dann auch die Dysenterie bei ihm tatsächlich aus.

Gegen 7 Uhr setzte ich mit meiner Herde und meiner ganzen Kolonne über den Guaso Narok, der unten klar und frisch über die Felsen rauscht, hinüber.

Un der andern Seite des Flusses kamen einige Wandorobbo auf mich zu, welche mir mitteilten, die Esel, die ich am Tage vorher hatte nehmen lassen, gehörten ihnen. Da sie indes keinerlei Beweis für diese Behauptung zu erbringen vermochten, wies ich dieselben als „unbegründet“ zurück. Meinen Vorschlag, etwas näher heranzukommen, um mit mir über den Weg zum Baringo zu verhandeln, lehnten sie ihrerseits ab, da sie wohl befürchteten, daß ich sie event. mit Gewalt zur Wegeführung zwingen werde.

Der Guaso Narok fließt hier durch einen tiefen Kessel seiner Vereinigung mit dem Guaso Njiro entgegen. Ich beschloß, die steile Wand, welche ihn nach Westen hin eingrenzt, zu ersteigen und den Versuch zu machen, ob es nicht möglich sein werde, über das Massenplateau hinüber direkt auf die am Tage vorher gesehenen Baringo-Berge zu marschieren. Ich befahl meinen Leuten, für den heutigen Tag Wasser mitzuführen. Das Vieh war alles getränkt, und so durfte ich hoffen, durch einen event. zweitägigen Marsch über die Steppe irgendwo von neuem auf eine Wasserlache zu stoßen und den Baringo zu erreichen.

Unter ungeheuren Schwierigkeiten, teilweise durch hartes und dorniges Gestrüpp, gelangten wir gegen 9 Uhr auf die Höhe. Vor uns lag eine schwarze verkohlte Steppe, über welche der Nordwind strich, und wo hie und da ein verlassenes Massaitral sich befand. Blickten wir den erklommenen Abhang hinab, so vermochte das Auge bis in scheinbar unabsehbare Fernen dem nach Südwesten abbiegenden Laufe des Guaso Narok zu folgen, hinter dem in der weiten Ferne die Abhänge des Elbejedistriktes herüberstimmerten.

In westnordwestlicher Richtung ging es nun vorwärts. Von Massais war keine Spur zu sehen. Alle Kräle waren leer. Bis 1 Uhr marschierte ich nach dem Kompaß immer genau in der eingeschlagenen Richtung. Bald wurde mir gemeldet, die Herde vermöge nicht mehr zu folgen und sei teilweise schon am Wege liegen geblieben. Dies zwang mich, Halt zu machen, um die Kolonne wieder zusammenzuziehen. Ich vergönnte den Leuten eine Rast von einer halben Stunde, in der

Absicht, hernach bis zum Abend weiterzuziehen. Aber Herr v. Tiedemann meldete mir, daß er krank sei und nicht in der Lage sein werde, einen solchen Parforcemarsch mitzumachen. Dies war natürlich entscheidend.

Ich hatte durch Rukua das Plateau weit voraus untersuchen lassen. Als derselbe um 2 Uhr mit der Meldung zurückkam, daß Wasser nirgends vorhanden sei, gab ich den geplanten Vorstoß auf und wandte mich in südlicher Richtung dem Guaso Narok zu.

Um 4 Uhr traf ich, meiner Kolonne weit voran eilend, auf ein verlassenes Massaikral, in welchem ich unsere Flagge aufpflanzte, und das ich für uns in Besitz nahm. Bald war dasselbe durch meine Leute gereinigt und durch eine Nachhilfe in verteidigungsfähigen Zustand versetzt. Sobald Herr v. Tiedemann dort war, begab ich mich mit einigen meiner Leute auf die Suche nach Wasser in südlicher Richtung.

Gegen 5 Uhr fanden wir eine Wasserlache innerhalb eines Steingerölls, und so konnte die ganze Kolonne sich am Abend noch Eßten kochen.

Ich brauchte in der Nacht nur drei Posten um das Kral herum aufzustellen und hatte zum zweiten Male einen gesunden Schlaf, da wir innerhalb der Umzäunung bei richtiger Bewachung in vollständiger Sicherheit waren.

Für den 28. Dezember beschloß ich, der auf das Äußerste erschöpften Kolonne, insbesondere Herrn v. Tiedemann einen Ruhetag zu geben. Ich beschränkte mich darauf, das Lager nur etwa 1000 m an das am Abend vorher gefundene Wasser zu verlegen, und warf die Karawane wiederum in ein festes Massaikral, welches ich durch Abbrennen der Vorwerke und durch Verstärkung der Umzäunung in der That zu einem vollständig uneinnehmbaren Bollwerk umgestaltete.

Es war graues, ödes Wetter, und von den Massais war bei Tage auch nicht eine Spur zu sehen. Aber das Unheimliche war, daß regelmäßig des Nachts ihre Lagerfeuer auf den nahe gelegenen Hügeln aufleuchteten, ein Zeichen, daß sie unsere Kolonne nach wie vor gleich Hyänen der Nacht umschlichen, und daß die größte Vorsicht für uns dauernd geboten war.

Da Herr von Tiedemann jetzt bettlägerig war, so war ich mehr als zuvor auf mich selbst angewiesen, und in diesen Wochen fand ich meinen Trost an der Lektüre von Carlyles „Friedrich II.“, dessen leuchtendes Vorbild in schweren Zeiten bis auf die Leikipiaplateaus hinüberwirkte.

Am 29. Dezember drangen wir durch ziemliches Waldgestrüpp wieder bis zum Guaso Narok vor, dessen Lauf ich nun in einem starken Tagemarsch immer in südwestlicher Richtung verfolgte. Immer noch startete der Kenia hinter uns im Südosten. Der Berg, welcher vor einigen Wochen mein Entzücken gewesen war, hatte jetzt etwas geradezu Fatales für uns alle. Wir mochten ihn nicht mehr sehen, weil wir zu leiden gehabt hatten unter seinen Abhängen. Aber unbeweglich schaute er auf uns hernieder. Was kümmerten ihn, den scheinbar für die Ewigkeit Geschaffenen, die kleinlichen Regungen menschlichen Leidens?

Wohin wir jetzt kamen, hatten die Massais sich vor unsrer Expedition geflüchtet. Die Kräle auch am gegenüberliegenden Ufer des Narok waren sämtlich verlassen, trotzdem sie noch Spuren ganz kürzlicher Einwohnerschaft, z. B. rauchende Feuer, bargen. Dies war ein recht erfreuliches Anzeichen.

Dafür griff am 29. Dezember einmal wieder ein dummes Rhinoceros unsere Karawane an, bis eine Kugel aus meiner Doppelbüchse in seinen Kopf es veranlaßte, von der Richtung auf uns zu abzubiegen und nach einem wütenden Kreislauf nach Norden hin das Weite zu nehmen. Leider ließ sich ein großer Teil unserer Leute dazu hinreißen, nutzlos eine Anzahl von Kugeln und Pulver hinterherzufallen.

Um 1 Uhr legte ich meine Kolonne wiederum in ein Massai-kral, welches vom Subugu la Poron, der sich von hier aus gerade wie der Kenia ausnahm, in genau nördlicher Richtung peilte. Zu meiner Freude begann der Kenia an diesem Tage bläulich zu schimmern, wogegen an der westlichen Seite die Randberge des Leikipia-plateaus schärfer sich hervorhoben. Wenn nicht die ewige Fleischkost ohne vegetabilische Zutat angefangen hätte, sich widerlich zu gestalten, so hätte unsere Lage allmählich wiederum den Charakter der Behaglichkeit annehmen können, da wir uns an das Wachsitem allseitig gewöhnt hatten.

Am folgenden Tage erreichten wir durch einen siebenstündigen Marsch ein großes schmuckes Massaidorf etwa an der Stelle, wo der Guaso Narok beginnt, entschieden um die nördlichen Ausläufer der Aberdarefette herum seine Südrichtung einzuschlagen. Wir waren an diesem Tage an einer Reihe von großen Papyrusümpfen vorbeimarschiert, welche nichts sind als Stauungen des Guaso Narok auf der hier vollständig wagerechten Ebene. Es schienen dieselben Papyrusümpfe zu sein, welche Thomson an ihrer südlichen Seite gesehen hat

Am Nachmittage schickte ich elf meiner tüchtigsten Leute aus, um festzustellen, ob der Guajo Karok hier in der Tat nach Süden abbiegt. War dies der Fall, so hatten wir den Punkt erreicht, von dem aus seinerzeit Thomson in nordwestlicher Richtung zum Baringo-See abgebogen war, und mußten dann am nächsten Morgen daselbe Salto mortale unternehmen. Salto mortale nämlich deshalb für uns, weil Thomson in der Regenzeit marschiert war, wir uns jetzt in der trockenen Zeit befanden und der Gefahr ausgesetzt waren, kein Wasser zu finden. Vor Aufbruch ließ ich unser sämtliches Vieh demnach tränken, und nach etwa einstündigem Marsche traten wir in das dichte Dornengestrüpp hinein, von welchem auch Thomson in seinem Reisewerk eine klagende Beschreibung macht. So schlimm, wie Thomson die Sache schildert, erschien sie uns zwar nicht.

Einige Somalis mit scharfen Schwertern und Äxten voran, brachen uns Bahn immer in nordwestlicher Richtung, von welcher ich jedoch gegen Mittag nach Westen abbog, weil ich auf diese Weise schneller den Guajo Tien zu erreichen hoffte, der bereits in den Baringo-See fließt und mir zur Grundlage für den weiteren Vormarsch dienen sollte.

Während wir uns so durch das Gestrüpp hindurcharbeiteten, warfen mit einem Male die Kifujuleute ihre Lasten nieder und verschwand rechts ab. Ich glaubte zuerst, daß dieselben Massais gesehen hätten, und sprang demnach der linken Seite zu. Als indes dort kein Mensch sich blicken ließ, wurde mir mit einem Male klar, daß es sich nicht so sehr um die Furcht vor den Massais als um ein einfaches Ausreißen der Herren handelte, was ich ihnen übrigens nicht weiter übel nehmen konnte. Nur zwei von den Kifujuleuten waren von den Somalis festgehalten und mußten bis an den Baringo mit. Die weggeworfenen Lasten dagegen war ich jetzt gezwungen, wiederum den Kamelen aufzubürden, wodurch der Vormarsch noch verlangsamt wurde.

Was wir an Waldbächen hier fanden, war trocken, und die Stimmung ward um so niedergeschlagener, als keinerlei Anhaltspunkte vorhanden waren, wann und ob wir überhaupt aus dem Gestrüpp uns wieder herausarbeiten könnten.

Am Mittag gönnte ich der Kolonne eine kurze Rast. Die Somalis, insbesondere Hussein, beteten laut zu Allah um Hilfe, wozu ich sie in solchen Tagen immer ermunterte, um ihre Stimmung hoch zu halten. Die Träger zeigten, wie in diesen Tagen überhaupt, ein

mich rührendes Vertrauen zu meiner Person. Sie sagten: wir werden Wasser finden, denn der Chef hat es gesagt, daß wir heute Wasser finden würden.

Den ganzen Nachmittag über arbeiteten wir weiter. Endlich von 4 Uhr an fing das Gestrüpp an sich ein wenig zu lichten. Wir kamen an eine breite Rhinocerosspur und um 5 Uhr in ein offenes, leider aber vollständig trockenes Tal, augenscheinlich das, was Thomson als Marmosetal bezeichnet. Hier schlug ich das Lager auf.

Herr von Tiedemann teilte mir sofort nach Eintreffen im Lager mit, daß er jetzt bestimmte Anzeichen der Dysenterie festgestellt habe. Ich hatte für uns beide einen Kübel Wasser mitführen lassen, von welchem ich für Herrn von Tiedemann Kakao kochen ließ. Aber mein Herz war sehr schwer. Wie konnte ich ihm helfen? Die Dysenterie bedarf einer eigenartigen Kur. Thomson war durch dieselbe bei seinem Ausmarsch aus Afrika fast bis zum Tode heruntergebracht worden, und wir hatten kaum die Hälfte des Hineinmarsches hinter uns.

Aber wichtiger für den Augenblick war es, Wasser für die Karawane zu finden. Ich schickte zu diesem Zweck zwei Kolonnen in südlicher und südwestlicher Richtung, während ich mich selbst mit Hussein Jara in nordwestlicher Richtung auf die Suche begab. Gegen 6 Uhr kamen wir unverrichteter Sache zurück, und ich nahm ein kärgliches Abendmahl allein vor meinem Zelte ein, nachdem ich die Posten ums Lager herum aufgestellt hatte. Auch Rufua mit seiner Truppe war von Süden her erfolglos zurückgekehrt.

Es war Sylvesterabend, und meine Freunde in der Heimat saßen jetzt wohl in dem Kreise ihrer Lieben um die Punschbowle versammelt. Die Temperatur war in den Nächten immer noch kühl, und über mir flammten gleich Tausenden von geheimnisvollen Fragezeichen die Sterne der Äquatorwelt. In dem Dickicht ringsherum ließen sich die Stimmen der Wildnis wahrnehmen. Der Schakal heulte, und in der Ferne grollte das Gebrüll eines Löwen.

Am Abend ward mir gemeldet, daß Amdurabi aus Lamu, welcher schon lange Zeit krank gewesen war, nicht eingetroffen sei. Wo und wie mochte der Ärmste sein Ende gefunden haben?

Ich stellte trübe Betrachtungen an über diesen Abschluß des Jahres 1889, als gegen Mitternacht mit einem Male freudige Rufe von der Südseite des Lagers her erschallten, und gleich darauf der Gallamann Mandutto im Triumph von einigen Trägern zu mir

herangeführt wurde. Er war soeben von seinem Streifzuge nach Südwesten zurückgekehrt und auf seinen Schultern trug er zwei Krüge voll Wasser. „Mandutto hat Wasser gefunden,“ das war die freudige Kunde, welche sofort von Mund zu Mund durch das ganze Lager eilte und die Stimmung aus trübem Brüten mit einem Male in helle Freude verwandelte.

Dankerfüllten Herzens legte ich mich nunmehr zur Ruhe nieder. In etwas wunderbarer Weise war auch diese Gefahr wiederum abgewendet worden, und voll freudiger Zuversicht schlummerte ich in das Jahr 1890 hinüber.

Das von Mandutto gefundene Wasser stellte eine Regenlache am Abhange der westlichen Umrandung des Leikipiaplateaus dar. Es war im Schilfgras verborgen und dadurch vor dem Austrocknen durch die Sonne bislang bewahrt worden. In diese Lache, welche etwa eine Meile von unserem Lager in südwestlicher Richtung sich befand, verlegte ich am Morgen des 1. Januar mein Lager und machte dort wiederum einen Rasttag, um von hier aus am folgenden Morgen den Vorstoß bis zum Guajo Tien zu vollziehen. Der Wind piff rauh und kalt von Norden, ein echtes Januarwetter. Aber wir hatten Wasser! Wir konnten Kafao trinken und Suppe kochen, und so verbrachte ich im Hinblick auf das, was hinter uns lag, einen schönen Festtag. Ich begann an diesem Tage, meinen Massaibericht für Europa auszuarbeiten und schrieb auch Briefe an meine Lieben in der Heimat.

Wir waren jetzt über 8800 Fuß hoch und mußten am nächsten Morgen sicherlich den Abfall des Leikipiaplateaus nach Westen hin erreichen.

Als ich am Nachmittag in meinem Zelte saß, wurde mir plötzlich gemeldet, daß Menschen in der Nähe seien, welche scheinbar mit uns in Verhandlungen zu treten wünschten. Ich ließ sie heranwinken und fand, daß es jugendliche Wandorobbo waren.

„Kennt ihr den Weg zu dem Guajo Tien?“ fragte ich sie, als sie in meinem Lager Platz genommen hatten.

„Der Guajo Tien ist sehr nahe,“ sagten sie.

„Er führt zum Baringo, nicht wahr?“

„Der Baringo ist dort.“ Sie zeigten gegen Nordwesten.

„Dann ist dieser Berg dort wohl, den wir sehen, der Dönjo Geleſcha?“

Sie winkten, erstaunt, daß ich den Namen kannte, lebhaft ihre Zustimmung.

„Nun will ich euch etwas sagen, meine guten Wandorobbo. Ihr zeigt mir den Weg zum Guaso Tien und nach Njemps. Dafür will ich euch einige Stück Vieh und hübsche Kleider schenken, wenn wir in Njemps ankommen.“

Sie sahen sich an und schienen mit diesem Vorschlag nicht einverstanden zu sein. Ich fuhr demnach fort:

„Bei uns zu Hause ist es Sitte, daß man den Fremden, die ins Land kommen, die Wege zeigt, wenn sie darum bitten. Wer das nicht freiwillig tut, der wird dazu gezwungen. Das ist unsere Sitte. Ihr scheint keine Lust zu haben, diesem Brauche Folge zu leisten. Da muß ich euch denn ersuchen, die Nacht bei meinen Somalis zu schlafen, damit ihr nicht wieder bei Nacht und Nebel davon geht. Im übrigen werdet ihr gut behandelt werden.“

Als die beiden plötzlich versuchten, trotz meiner freundlichen Worte davonzugehen, wurden sie von den Somalis gegriffen und dingfest gemacht. Wir sind dann an den folgenden Tagen sehr freundschaftlich mit ihnen bis Njemps marschiert, von wo sie reich beschenkt zu ihrem Stamm zurückkehren durften. Damit war die Haupt Sorge der letzten Woche beseitigt, und heute zum ersten Male blickte ich mit vollem Vertrauen wieder auf den weiteren Gang unserer Expedition hin.

Am nächsten Morgen überschritten wir unter der Führung der beiden Wandorobbo die westliche Umrandung von Leikipia, zunächst über verbranntes, waldiges und rauhes Gestrüpp, dann plötzlich gegen Westen hin auf einem breiten, fast alleeartig sich ausnehmenden Wege den Abstieg hinunter.

Mit einem Male brach meine ganze Kolonne in ein lautes Entzücken aus. Vor uns öffnete sich ein grünes Tal, in welches der Abhang des Leikipiaplateaus senkrecht hinabfiel. In diesem Tale aber wand sich die Umrandung eines Flusses dahin: „Guaso Tien,“ erklärten die führenden Wandorobbo auf meine Frage. So war also das Flußgebiet des Baringo erreicht. Hinter uns lag das rauhe und unwirtliche Plateau von Leikipia und wahrscheinlich jetzt auch für immer die Sorge der Massaikämpfe.

Durch mannshohes Gras ging es eine Viertelstunde hindurch bis an den Guaso Tien. Derselbe war im wesentlichen ausgetrocknet und nur an den Stellen, wo hohes Schilfgestrüpp die Sonnenstrahlen abhielt, fand sich einiges Wasser, aus welchem die Karawane sich erlabte. Ich beschloß demnach, weiter stromabwärts zu marschieren,

wo nach Aussage der Wandorobbo besseres Wasser vorhanden sei. Gegen 3 Uhr kamen wir an einen gewaltigen Schlund, wo der Guaso Tien anfängt, sich steil in die Tiefe hinabzustürzen. Über wüstes Geröll und mächtige Felsblöcke, oft nur mit Mühe den Abstieg findend, kletterten wir hinunter. Aber endlich wurde der Pfad sehr schmal und hörte ganz auf, als wir an einen Felsblock kamen, der das ganze eingeengte Flußbett vollständig ausfüllte und einen senkrechten Abfall von wenigstens 20 m darstellte. Hier war ein Weiterklettern vollständig ausgeschlossen, und so entschied ich mich, an einer kleinen Ausbuchtung oberhalb, wo ein wenig Wasser unter dem Felsen stand, für diese Nacht das Lager aufzuschlagen.

Schroff erheben sich an beiden Seiten die Ufer, so daß jedes auch nur leise gesprochene Wort einen lauten Widerhall in dem Schlunde findet. Ich brauchte hier nur zwei Posten oberhalb und unterhalb aufzustellen, um vor jedem feindlichen Überfall sicher zu sein, und, als am Abend die Lagerfeuer der Expedition an den Felsen und in den Flußsenkungen emporloderten, da hatten wir fürwahr die großartigste Szenerie der Wolfschlucht vor uns, wie sie nur gedacht werden kann.

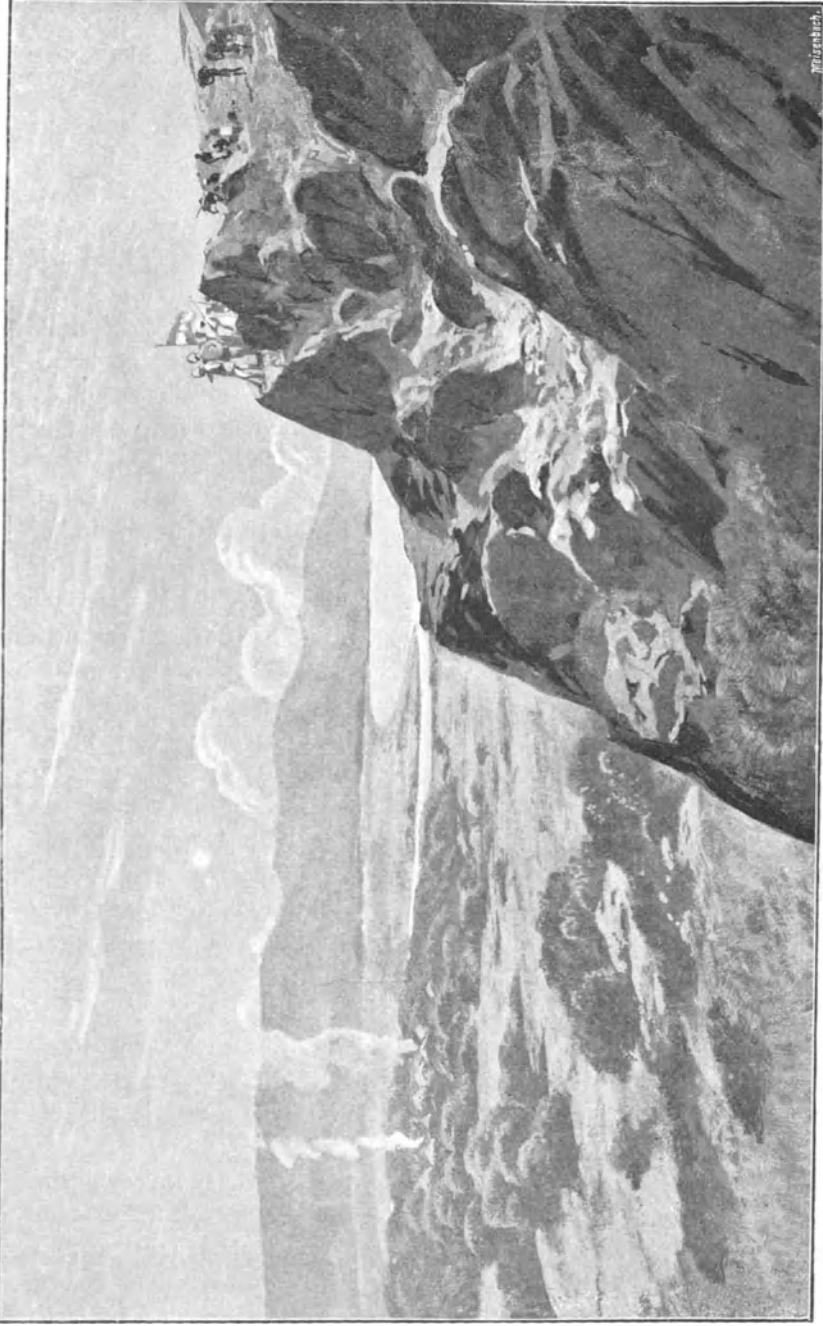
Meine Somalis hatten am Tage vorher, da sie den Abstieg mit den Kamelen versuchten, einen Pfad zur Rechten des Guaso Tien entdeckt, den ich am nächsten Morgen beschritt. Er führte uns zunächst 2500 m hoch auf die äußerste Umrandung des Baringo-Sees, von wo der Dönjo Gelescha sich nur noch wie eine kleine Hügelerhöhung ausnahm. Ich fand von hier aus einen Rundblick über diese ganze höchst eigenartige Umrandung und glaubte feststellen zu können, daß wir es da zunächst mit einem gewaltigen Kratering zu tun haben, dessen Durchmesser ich hernach, da er bis zum Aufstieg von Elgejo reicht, auf etwa 15 deutsche Meilen zu bestimmen vermochte. Innerhalb eines großen Ringes scheint dann eine Reihe von kleinen Krateringen aufgesetzt zu sein, deren tiefster der Baringo-See selbst ist. So stehen wir hier einer Kraterbildung gegenüber, für welche ich auf der Erde ein Analogon nicht kenne, und welche ich nur mit den Ringgebirgen des Mondes vergleichen möchte. Der Abfall von der Umrandung in die Tiefe ist ein fast senkrechter und landschaftlich wahrhaft großartiger.

Auf einem im Zickzack sich hinunterwindenden Pfade steigen wir jetzt hinab, um den Guaso Tien an dem Punkte wieder zu erreichen, wo derselbe aus seiner südlichen Richtung in fast rechtem

Winkel nach Westen abspringt. Von hier an hatten wir dem Flußlaufe selbst zu folgen. Die Felsen rechts und links, welche ihn vollständig abschließen, erreichen eine Höhe von etwa 800 Fuß. Sie treten bald dichter, bald etwas weiter auseinander. Es scheint, als ob hier der Fels durch irgend eine Erdkatastrophe auseinandergespalten ist und einen großen Riß gebildet hat, in welchem der Guafo Tien sich hinunterstürzt. Das Merkwürdige bei diesem Flußlauf war obendrein, daß überall da, wo er in tiefem Schatten stand, er sofort einen Wasserstand entwickelte; in den Teilen dagegen, wo die Sonne ihn senkrecht beschien, nur ein trockenes Flußbett vorhanden war. Woher das Wasser immer gleich wieder kam, war kaum ersichtlich.

An einer Stelle traten die Felsen so eng zusammen, daß kaum ein Esel durch die Rinne zu dringen vermochte und die Kamele hier tatsächlich stecken blieben. Infolgedessen ließ ich das Lager noch einmal unterhalb dieser Stelle an einer Erweiterung im Schlunde selbst aufschlagen, und hier habe ich einen ganzen Tag gelagert, um die Kamele herauszuarbeiten, was auch mit großer Anstrengung gelang.

So verließen wir erst am 5. Januar die Schlucht des Guafo Tien, welcher die Südostecke des Baringo-Sees erreicht, um uns selbst mit westlichem Kurs auf den Rand des Abfalls unmittelbar über der Njempsebene zuzuwenden. Der Dönjo-Gelescha peilte jetzt Nordost und lag, von unten aus gesehen, in seinem ganzen imposanten Abfall vor uns da. Ich ließ an diesem Tage das Lager noch unterhalb des Dönjo-Gelescha an einem kleinen Zustrom zum Guafo Tien aufschlagen. Während dies geschah, fiel einem der Träger ein brennendes Holzstreich in das zunderartige Gras. Dasselbe griff Feuer, und fast mit der Geschwindigkeit eines Kurierzuges breitete es sich (glücklicherweise vom Lager weg) über die Abhänge und die Grassteppe aus. Diese Wahrnehmung veranlaßte mich glücklicherweise dazu, einen Lagerplatz zu suchen, welcher bereits abgebrannt und demzufolge nicht mehr feuergefährlich war. Ich sage „glücklicherweise“, denn gegen Abend sprang der Wind um, und nun kehrte mit einem Male das Feuer, welches am Mittag auf die Steppe hinausgegangen war, auf einem Umwege zu uns zurück und zwar mit einer Geschwindigkeit, vor welcher es eine Flucht, wären wir inmitten der Grasmassen selbst gewesen, kaum gegeben haben würde. Es gelang mit Mühe, Esel und Munition in den Mittelpunkt des von mir aufgefundenen kleinen, graslosen Lagerplatzes zu bringen. Herr v. Tiedemann, welcher sein Zelt am Rande der Grassteppe und noch in dieser



Am Baringo-See.

aufgeschlagen hatte, mußte in wilder Flucht unbekleidet aus demselben herauspringen, weil die Gefahr vorlag, daß er mit demselben verbrennen würde. Wie immer da, wo starke Gegensätze von hoch und niedrig zusammentreffen, waren auch hier an diesem Tage geradezu tückische Windbildungen vorhanden, so daß wir die ganze Nacht hindurch in Gefahr waren, plötzlich unsere Zelte umgeweht zu sehen.

Gern verließen wir demnach am folgenden Morgen den unwirtlichen Platz, in der Hoffnung, heute noch den Baringo-See selbst erblicken zu können. Mit solcher Sehnsucht mag Moses ausgezogen sein, als ihm verheißen ward, er werde das gelobte Land nun schauen.

Vom Baringo-See hatte Thomson verführerische Beschreibungen gemacht. Wir hofften, hier Überfluß an Essen zu finden und das Gefühl der Sicherheit für Leib und Leben wiederzugewinnen. Geduldig nahmen wir demnach in den Kauf, daß wir stundenlang durch die ausgetrocknete Prairie und wiederum zu der letzten Umrandung des Baringo-Sees aufwärts zu marschieren hatten. Gegen 11 Uhr war solche erreicht und da in der Tat, da lag er vor uns! Unter uns dehnte sich eine grüne Grassteppe aus, welche freilich auch in bräunlichen und rötlichen Tinten abgefärbt war. Gerade uns gegenüber ragte eine steile Felspartie auf, welche nach den Karten nur Kamajia sein konnte, was auch die Wandorobbo, immer voller Staunen, wenn ich ihnen solche Namen nannte, mir bestätigten. Zur Rechten aber buchtet gleich dem Golf von Sorrent oder Neapel das liebliche Becken des Baringo-Sees, aus welchem nach Norden hin einzelne Inseln sich emporheben. Dunkelblau schlägt der Baringo sein Auge dem leuchtenden Himmel entgegen. Man weiß nicht, ist dort unten der wirkliche Himmel oder das, was sich über uns ausspannt. Gleich einer Landschaft aus dem Märchenlande dehnt sich vor uns aus, was wir da unten erblicken.

So soll es uns also doch wirklich vergönnt sein, die unwirtlichen Steppen der Massais lebend zu verlassen! Ja, es ist uns vergönnt! Kein Traum ist's! Wir haben nur hinabzusteigen, um die Wirklichkeit selbst zu fassen.

Etwa eine Stunde schwelgten wir alle im Anschauen des poesieverklärten Bildes. Ob freilich meine getreidebedürftigen Träger nicht mehr im Hinblick auf das, was für ihre Kochtöpfe zu erwarten war, in Begeisterung gerieten, das will ich unentschieden lassen. Jedenfalls war die freudige Stimmung ganz allgemein, und in dieser

Stimmung wurde auch der sehr beschwerliche Abstieg schneller und leichter vollzogen, als dies sonst wohl zu geschehen pflegt.

Wir hatten etwa 1200 Fuß fast senkrecht hinunterzuklettern, was für die Kamele und auch für die Träger mit ihren 60 Pfund schweren Lasten in der Tat nicht eben ein Vergnügen war. Am äußersten Fuße der Kraterumrandung angelangt, machte ich Raft, um die ganze Kolonne zu sammeln. Ein Kamel war leider an diesem Morgen eingegangen, so daß ich nur noch drei derselben besaß.

Aber was bedeutete das gegenüber der Tatsache, daß wir nunmehr doch das Baringogebiet bestimmt erreicht hatten?! Gegen 2 Uhr marschierten wir unter Trommelschlag durch die Grassteppe nach Westen ab. Am Horizont vor uns tauchten zum ersten Male seit langer Zeit wiederum Akazien und Mimosen auf. Es waren die Umrandungen des Guaso na Njuki, dem wir zustrebten. Gegen 5 Uhr war er überschritten, und wie einst in den ruhigen Tagen am Tana bezog ich mein Lager unter weithin schattenden Mimosenbäumen, und es war das Gefühl innerer Herzensfreudigkeit, mit welchem ich mich um 7 Uhr, als der Mond friedlich und still hinaufgezogen war, zu meinem Abendessen vor meinem Zelte niederließ.

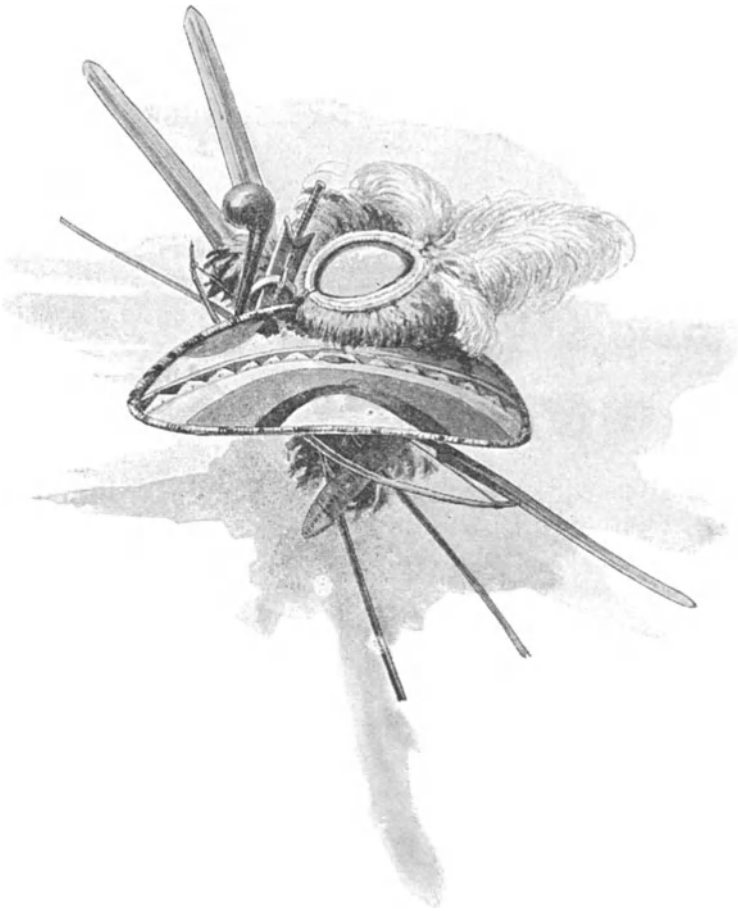
Von den Eingeborenen sahen wir an diesem Abend noch nichts. Die beiden Massainiederlassungen Njemps ndogo und Njemps nkubua (das kleine und das große Njemps) befinden sich am Guaso Tigerisch, welcher etwa eine Stunde westlich vom Guaso na Njuki dem Baringo zustrebt. Es war wieder einmal ein Gefühl wie am Vorabend vor Weihnachten, mit dem ich an diesem Abend mich zur Ruhe legte.

Am nächsten Morgen in der Frühe ging es unter Trommelschlag weiter in westsüdwestlicher Richtung. Bald kamen wir auf einen breiten Weg, und plötzlich hörte ich Zurufe von Menschen zu meiner Linken. Fast heimatlich berührte es uns, das alte „Jambo“ von der Küste hier mitten in Afrika zu vernehmen. Wir hatten auf einen Schlag das Gefühl, wieder im friedlichen Verkehr mit der Außenwelt uns zu befinden. Noch einige hundert Schritte, und die dichten Dornenumwallungen von Njemps nkubua tauchten vor uns auf. Die Ältesten des Stammes kamen heraus. Auf mein „Jambo“ erfolgte ein freundliches „Jambo Sana“. Die Hände wurden bespieen und geschüttelt.

Bald setzte sich ein Trupp der Eingeborenen an die Spitze der Kolonne, uns um Njemps im Bogen im Osten herumführend. Wir überschreiten den Guaso Tigerisch und befinden uns im Schatten

kühler Mimosenbäume an der nördlichen Umwallung des Ortes, auf dem alten Lagerplatz der durchziehenden Karawanen, wo seinerzeit auch Thomson und Dr. Fischer gewohnt haben. Schnell sind die Lasten geordnet, die Zelte aufgeschlagen, und alsbald haben wir das süße Gefühl des behaglichen Ausruhens bei einem uns befreundeten Stamme.

Die Strapazen und Gefahren unter den Massais vom Veikipia-plateau beginnen wie Gewitterwolken, nachdem ein Unwetter sich ausgetobt hat, auch am Horizont unseres Bewußtseins sich allmählich herabzusenken.“





Die Araber und der Sklavenhandel in Innerafrika

VON

Hermann von Wissmann.¹⁾

Schlimmer als Pest und Krieg wüthen unter den Negerstämmen Innerafrikas die Araber, die gefürchteten Sklavenjäger. Der hochverdiente Afrikaforscher Hermann von Wissmann entwirft in seinem „Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas“ ein erschütterndes Bild von den Schrecken der Sklavenjagd und des Transportes der unglücklichen menschlichen Ware, das unser Interesse und Mitgefühl für die noch unter wilden Sitten seufzenden Völker, die jetzt auf unsere Unterstützung und Hilfe ein Anrecht haben, mächtig anregt:

„Wir lagerten am nächsten Tage am Lukassi, auch Lukaschi und Lukassia genannt, einem Flusse von ca. 40 Meter Breite und 2 Meter Tiefe, und bauten, eine alte Fischwehr und ein Inselchen benutzend, mit vieler Mühe und Arbeit eine Brücke. Es waren selbstverständ-

¹⁾ Aus: „Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas vom Congo zum Zambezi während der Jahre 1886 und 1887 von Hermann von Wissmann. Mit 92 Abbildungen nach Zeichnungen Hellgrewes und Klein-Chevaliers, sowie 3 Karten. Berlin. Globus-Verlag.“

sich alle Flußübergänge von seiten der Bassonge zerstört worden. Am 14. setzten wir über und schlugen ein festes Lager, da hier nicht abzusehen war, in welche Stellung wir zu den Sklavenjägern geraten würden. Von hier aus sandte ich Humba und drei Soldaten flußabwärts, um, sich dem Lager vorsichtig nähernd, zu erfahren, ob wir in friedlichen Verkehr mit der Räuberbande treten könnten.

Die Brücke, die wir mit so vieler Mühe gebaut hatten, wurde während der Nacht von den streifenden Eingeborenen hinter uns wieder zerstört.

Bis Mitternacht hatte ich, beunruhigt über das lange Ausbleiben der Patrouille gewartet, als dieselbe zurückkam, begleitet von drei Leuten, einem Mann aus Sansibar und zwei Sklaven Tibbu Tibbs, Salaam bringend von Said, dem Unterführer des genannten Arabers, und uns anzeigend, daß dieser Krieg ein Rachezug gegen die Bassonge sei, da dieselben einige ihrer Leute abgeschlachtet und aufgefressen hätten. Humba erzählte uns, daß, als sie sich dem Lager genähert hätten, sie fast zu ihrem Verderben hätten bemerken müssen, daß sie schon längere Zeit beobachtet und umzingelt seien. Man rannte mit Geschrei die Waffen schwingend auf sie zu und nur die Anrufe meines Fiderini, des Fahnenträgers, in Kisuaheli, einer Sprache, die fast alle Sklaven der Araber sprechen, hätte sie vor dem Niedergeschlagenwerden gerettet. Dann habe man sie ergriffen, ins Lager geschleppt und vor Said gebracht, der nach langer Unterredung zwei meiner Leute bei sich behalten und drei der Seinen mitgegeben hatte, um noch in dieser Nacht zurückkehrend zu berichten, ob die Friedlichkeit unserer Annäherung auf Wahrheit beruhe. Ich war erstaunt, daß selbst der Mann aus Sansibar erst nach langen Fragen sein Mißtrauen gegen uns verlor, und fand erst sehr viel später den Grund hierzu. Tibbu Tibb, so wurde mir mitgeteilt, sei mit zwei Weißen, wahrscheinlich Dr. Venz und seinem Begleiter, schon vor längerer Zeit nach der Küste abgereist, Djuma Merikani und der Sohn meines alten Gastfreundes, des Schech Abed, seien in Njangwe. Viele mir von früher bekannte Araber waren den Pocken erlegen. Said, der Führer der in unserer Nähe lagernden Räuberbande, hatte früher Pogge und mich kennen gelernt. Er war einer der Lieblingsklaven Tibbu Tibbs, die dieser kluge Araber sich zu seinen treuesten Untergebenen heranzuziehen weiß.

Wir befanden uns hier im Lande der Kalebue, passierten am nächsten Tage zwei kleine verlassene Dörfer, in deren einem 17 Menschenschädel zu einem Rondel gruppiert lagen. Die Leute Saids

zeigten mir dies als Beweis, daß die hiesigen Kalebue schreckliche Kannibalen seien und daher ausgerottet werden müßten. Es war das ein nur für uns gemachter Grund zu diesem Kriege, denn die



Wissmann.

auf Seiten der Araber fechtenden Kalebue waren nicht weniger Kannibalen als ihre westlichen Stammesgenossen, wovon wir bald ekklatante Beweise erhalten sollten.

800 Schritt vor dem Lager Saids, aus dem uns Tausende von wilden Kriegern neugierig entgegenliefen, ließ ich Halt und Lager benningfen, Aus fernem Zonen.

machen und ging dann sogleich von vier Mann begleitet zu Said, um Näheres von ihm zu erfahren. Wild die Waffen schwingend und mit wüstem Geschrei begleiteten mich die Hundehunde der Sklavensjäger, östliche Kalebue, die hier in der Heeresfolge der Araber waren. Ein Mischblutaraber von kaum 20 Jahren kam mir von einigen ebenfalls in arabischen Hemden gekleideten Leuten begleitet entgegen und versprach mit ausgesuchter Höflichkeit, die den Araber so lange nicht verläßt, bis er zur Waffe greift, daß er alles tun wolle, was ich nur wünschen würde. Er bedauerte, mir kein Fleisch ins Lager haben schicken zu können als Geschenk, da er hier selbst nichts mehr habe. In seinem Wesen war Said fast noch ein Knabe. Seine Begleiter waren ebenso höflich und bescheiden, sie kannten ja noch nicht genügend meine Macht und wollten erst erfahren, was mich hierher geführt habe. Wir begaben uns auf Said's Einladung ins Lager, das mit dichtem Busch- und Dornenverhau umgeben war. Am Eingange war von einigen Balken eine Pforte, eine Art Joch, gebaut, an dessen wagerechtem Balken einige 50 abgehauene Hände, meist schon in Fäulnis, entsetzlich stinkend, angebunden waren. Said sagte mir, nach den Händen zeigend, mir das Wort: Menschenfresser!

Vor dem Hause des einstigen Häuptlings dieses Dorfes ließen wir uns nieder, und Said begann nun in der mir von früher einigermaßen geläufigen Suahelisprache zu berichten, wurde jedoch häufig unterbrochen und in einer anderen Sprache scheinbar instruiert über das, was er uns mitzuteilen oder zu verschweigen habe. Tamba in Njangwe (Djuma Merikani), so erzählte er, habe früher mit Lupungu, vor dessen Hause wir gerade saßen, Geschäfte gemacht, obgleich Tibbu Tibb Lupungu als seinen Untertan beansprucht habe. Mehrfach hätte Lupungu den Boten Tibbus den Kopf abgeschlagen und sie seinen Kalebue zum Schmause gegeben. Da habe denn der mächtige Araber Said geschickt, um mit den Kriegern der tributären Häuptlinge Duffuna, Lagongo und Dibue den rebellischen Lupungu zu bestrafen. Letzterer sei geflohen und habe sich bis jetzt noch nicht gestellt; man wisse nicht genau, wo er sich aufhalte, habe aber Nachricht, daß er mit Mona Kafesa und den Belande verbunden im Südwesten lagere. Der Knabe Said sagte mir, es wisse nicht, ob er wohl stark genug sei, die Vereinten anzugreifen; er schien mir unentschieden, ja furchtsam zu sein und keineswegs das von seinem Herrn in ihn gesetzte Vertrauen zu verdienen. Gestern schon war ich im Tale des Lukassi auf der andern Seite des Flusses so nahe an dieses Lager heran-

gekommen, daß ich die Stimmen hören konnte, er dagegen hatte nichts von unserm Brückenbau und von unserm Anmarsche erfahren. Es wäre ihm leicht gewesen, die Brücke zu besetzen und sie vor dem Zerstören zu schützen, aber es schien mir, als wolle er für dieses Mal den Krieg damit bewenden lassen die Felder der Kalebue abzuessen und von kleinen Trupps auf verstreute Eingeborene Jagd machen zu lassen. Mit mir verbündet, meinte er, würde er Lupungu angreifen, ich setzte ihm jedoch gleich derartig meine Stellung auseinander, daß er auf diesen Punkt nicht zurückkam.

Am Abend machte Said seinen Gegenbesuch und brachte 40 Lasten Maniof und Mais, sowie fünf Sklaven; verschiedene Große und Häuptlinge, die unter ihm standen, schlossen sich mit ähnlichen Geschenken an. Da ich hier meinen Leuten einen Ruhetag geben wollte und natürlich nichts zu kaufen war, ließ ich mir von Said den südlichsten Teil der Pflanzungen des früheren Dorfes von Lupungu anweisen, so daß sich meine Leute mit Mais, Maniof, Bohnen und Kürbissen reichlich versorgen konnten. Obgleich wir in den letzten Tagen so viel Nahrung gefunden hatten, daß der peinigende Hunger

gestillt werden konnte, waren meine Leute doch noch sehr schwach und litten an vielerlei Krankheiten, besonders Fußgeschwüren, eine Folge der seit Wochen mangelhaften Nahrung.

Im Lager Saids lagen mindestens 3000 Menschen, von denen 600 Gewehre haben sollten. Der Geruch bei Annäherung an das Lager war pestartig, da die große Menschenmasse auf einem kleinen Raume zusammengepfercht war. Said erbat und erhielt verschiedene

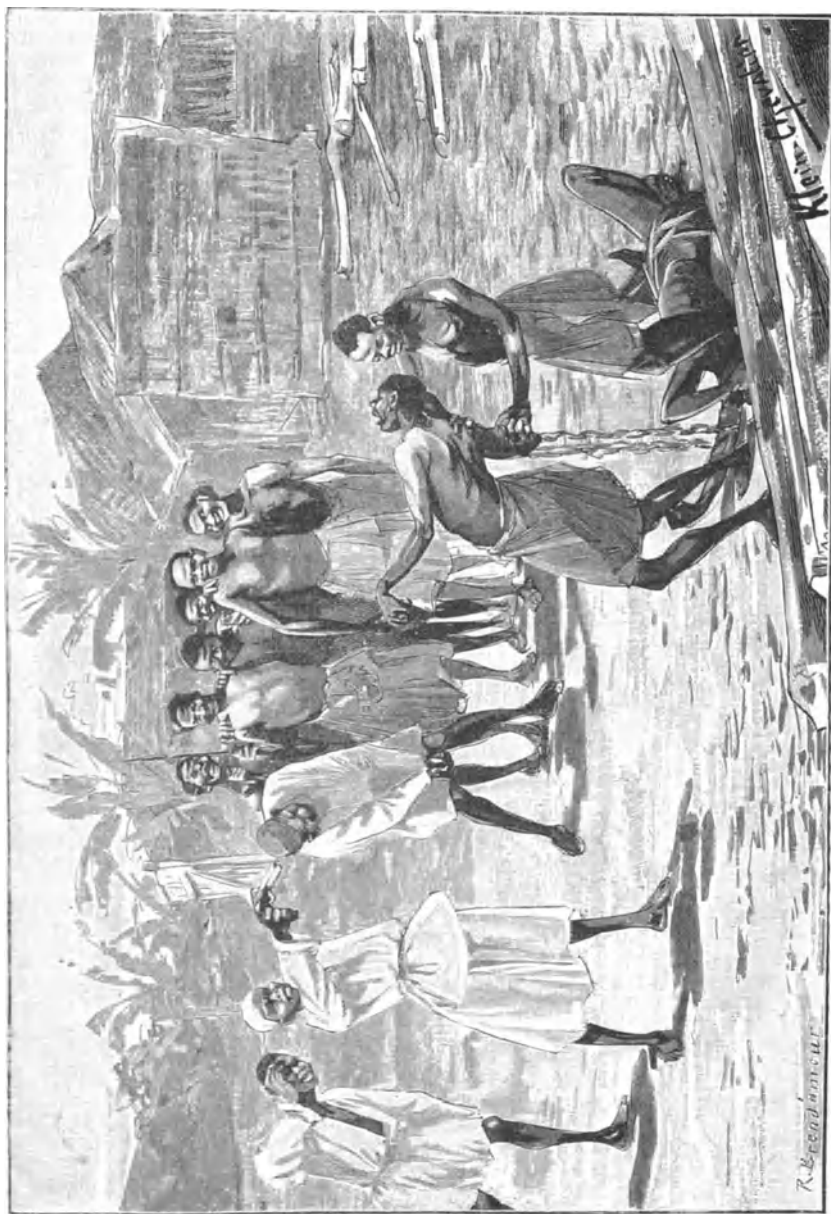


Im Lager Saids.

Medikamente, Karbol, Vaseline und andere leicht anzuwendende Mittel: als Gegenleistung versprach er uns für den Weitermarsch nach Njangwe, von wo uns die einzige Möglichkeit zu weiteren Unternehmungen zu sein schien, Führer mitzugeben. Weiter als bis zum Qualaba konnte ich nicht auf meine Baschilange rechnen, waren doch dieselben schon jetzt in einem Zustande, der ihnen kaum erlaubte, sich von Ort zu Ort zu schleppen. Es blieben mir dann nur einige Küstenneger und freige kaufte Baluba, die für eine weitere Unternehmung den Qualaba aufwärts nicht ausreichend waren. Ich mußte daher versuchen, in Njangwe mir bei den mir von früher her befreundeten Arabern Kanoes und Menschen zu beschaffen zur weiteren Erfüllung meines Auftrages. Ich konnte, nach Erforschung der Wasserläufe des oberen Qualaba nach Njangwe zurückgekehrt, auch ohne große Unkosten bis zu der Stanley-Fall-Station und mit dem nächsten Dampfer von dort zur Kongomündung gehen.

Am Abend kehrte eine Patrouille von ca. 50 Mann von der Jagd nach zerstreuten, in den Wäldern verborgenen Eingeborenen zurück mit einigen Gefangenen, die aus mehreren Wunden bluteten. Auch einer der Leute Saids hatte einen Pfeil in das Dickfleisch des Oberschenkels bekommen, der sehr ungeschickt herausgerissen war. Der tapfere Krieger benahm sich, als Le Marinel die Wunde in richtige Behandlung nahm, ausnahmsweise weiblich. Er schrie und jammerte, und selbst Said machte von diesem für einen Krieger doch geringfügigen Zufall großes Wesen. Einige meiner Leute, die den Verwundeten gegen Abend in das Lager Saids zurückgetragen hatten, kamen buchstäblich grau vor Furcht und Ekel zurück und meldeten, daß Said, der scheinbar unentschlossene Knabe, mit einem Revolver sich lange Zeit an den Gefangenen geübt habe, bis dieselben nach vielen Schüssen niedergefunken seien. Er habe dann seinen Hilfstuppen die Ermordeten übergeben, und in wenigen Sekunden seien die Körper derselben, in Stücke zerschnitten, von denselben nach ihren Feuern geschleppt worden, um als Abendmahlzeit zu dienen. Dies war der Kriegshaufe eines Arabers, der Eingeborene bestrafen wollte für Kannibalismus!

Ich muß zur Ehre meiner Baschilange, deren ältere Leute früher auch noch Menschenfleisch gegessen hatten, sagen, daß, als wir am nächsten Tage beim Weitermarsche das mit fauligen Überresten abgeschlachteter Menschen geschmückte Lager passierten, sie Empörung und Ekel zeigten, aber da sie durch körperliche Leiden auch moralisch her-



Seid übt sich im Pistolenschießen.

abgekommen waren, aus Furcht vor den rohen Kriegern Saids bemühten sie sich, ihren Abscheu zu verbergen. Höhnisches Gelächter und Verachtung riefen die armen Jammergestalten meiner Karawane bei den fetten, wohlgenährten Kriegern der Araber hervor, und wirklich war auch der Anblick der dünnen, langgliedrigen, gebeugt Marschierenden, die kaum das Gewehr und ihre Hanfpfeife tragen konnten, nicht dazu angetan, Respekt vor ihrem kriegerischen Werte einzulösen.

Unser Weitermarsch führte, da er auf der Anmarschlinie Saids sich bewegte, zunächst natürlich noch immer durch zerstörte Dörfer, deren frühere Bewohner teils ausgewandert waren, teils sich im Busch verbergend von den Resten ihrer Felder lebten. In dem ersten Dorfe trafen wir einige Leute, die sofort, uns augenscheinlich für einen Trupp Saids haltend, entflohen und zwar in ein 500 m vorwärts gelegenes Dorf. Einige der Baschilange, die ebenfalls dorthin gingen, um nach Lebensmitteln zu suchen, wurden mit Pfeilen empfangen, und bald darauf brannten die Eingeborenen ihr Dorf selbst ab und verschwanden. In unserem Lagerdorfe machten wir einige interessante Funde. Inmitten desselben stand ein Kriegsfetiſch, eine Mannsfigur von 0,7 m Höhe, die borstenartig mit Pfeilspitzen gespickt und mit Blut bestrichen war, so daß unsere beiden kleinen Teckel ein außerordentliches ethnographisches Interesse an dem Fetiſch zeigten. In mehreren Häusern lagen noch frische Leichen, und da in der Nähe des Dorfes Mangel an Baumaterial für unser Lager war, so wurden die Hütten über den Leichen einfach abgehoben und im Lager aufgestellt. Als wir schon fast drei Stunden am Platze waren, erhob sich plötzlich eine dieser Leichen, sah sich verwundert um und bat um Essen. Der Mensch schien schwer krank und dem Hungertode nahe zu sein. Die Baschilange trugen ihm Nahrung zu, sobald jedoch die Dunkelheit hereingebrochen war, war er verschwunden, was uns nur angenehm sein konnte, denn wir nahmen an, daß er seinen Stammesgenossen mitteilen würde, daß wir nicht zu den Räuberhorden Tibbus gehörten.

Recht peinlich waren die Regengüsse, die täglich fielen, da sie die Wege in dem schweren Lehmboden aufweichten und unsere geschwächten Leute dadurch beim Marsche zum oftmaligen Ausgleiten veranlaßten. Es war erstaunlich, daß wir bei dem stets trüben Wetter und den kalten Winden, trotz der allgemeinen Ermattung und der vielen Krankheiten, bisher doch erst 5 Todesfälle in der Karawane zu verzeichnen hatten.

Es trat auf dem Marsche jetzt schroff aus der von weitem ganz eben erscheinenden Prairie die sich zwischen Lubefu und Lufassi erhebende Reihe vereinzelter Berge hervor. Wir hielten uns stets längs des Lufassi. Sobald wir uns dem Rande seines Tales näherten, wechselte die sonst ununterbrochene Prairie zuerst mit lichter Baumjavanne, die sich nach dem Grund zu immer mehr verdichtete. Urwald fehlte hier ganz und mit ihm auch der graue Papagei, dessen Verbreitungskreis genau durch den des Urwaldes gegeben ist. Er zieht jedoch kleine Urwälder und Galeriewälder den weit ausgedehnten ununterbrochenen vor, während seine beiden Verwandten, der große und der kleine grüne Papagei, Bewohner der Savanne sind. Oben auf der Prairie war der Zwergtrappe äußerst häufig.

In einem der seichten Bäche, die hier oft von Papyrusdüngeln eingefast sind, mußten wir, da die Brücke weggerissen und weit und breit kein Material zu finden war, um sie zu ersetzen, umkehren und konnten erst nach einem weiten Umwege eine Passagestelle finden. Dichter Busch und hohe Gräser, die jetzt stets von Feuchtigkeit troffen, kalte Winde und bedeckter Himmel machten die Marsche im höchsten Grade schwierig. Le Marinel hatte täglich 2 Stunden lang ärztliche Tätigkeit auszuüben. Unter den ca. 100 Kranken, von denen einige getragen werden mußten, hatten wir gegen 50 Fußkranke, die von Bugslag mit den schließenden Soldaten begleitet, gewöhnlich erst gegen Abend ins Lager kamen.

Am 21. Januar passierten wir abermals den Lufassi auf vorgefundenen Kanoes. Der Fluß war hier schon 100 Meter breit und 3 Meter tief, floß langsam und führte dunkelgrauenes Wasser. Bevor wir zum Kanoeplatz kamen, hatten wir ein Überschwemmungsgebiet von 2 Kilometern, wo uns das Wasser bis zum Gürtel reichte, zu passieren. Wir betraten nun das Land jener Kalebue, die als Untertanen Tibbu Tibbs den Kriegszug gegen ihre westlichen Stammesbrüder begleitet hatten. Endlich erhielten wir hier wieder einmal etwas Fleisch, da der Häuptling uns 4 Hühner brachte. Am linken Ufer des Lufassi kämpften wir mit hohen Gräsern, Dickichten und vielen Sümpfen, wodurch der Gesundheitszustand der Karawane immer mehr herunterkam.

Am 23. erreichten wir dicht an der Mündung des Lufassi den Lomami bei der Fähre der Bena Sala, die wie alle Eingeborenen hier hart mit dem Hunger kämpften, denn auch in Freundes Land verschonten die wilden Horden Tibbu Tibbs die Pflanzungen nicht.

Der Lomami war hier 150 Meter breit mit 3 Meter Tiefe und einer Geschwindigkeit von 80 Meter in der Minute. Das Bett bestand aus grobem Kies, die Uferländer waren mit einem dichten Saume von Ölpalmen und wilden Dattelpalmen, sowie einem weidenartigen Baume eingefast. Die sanft ansteigenden Ufer zeigten Baumsavanne. Auf dem Marsche flog eine schwere Sporenflügelgans dicht über mir vorüber, bevor ich die Flinte fertig hatte. „Da geht unser Frühstück hin!“ rief ich Le Marinel zu. Der Vogel hatte jedoch ein Einsehen, kehrte um und es gelang mir, die junge, uns prächtig mündende Gans zu schießen. Der Vogel war das erste Warnungszeichen von vor uns liegenden Beschwerden, die aus weiten Sümpfen und Überschwemmungen bestanden und den wilden Gänsen einen beliebten Aufenthaltsort gewährten. Wovon unsere Karawane lebte, ist mir vollständig unerklärlich. Die Bewohner der kleinen, nur schwach bevölkerten Dörfchen, die wir antrafen, litten selbst Hunger. Es war daher auch nicht möglich, der schwer ermüdeten Karawane Ruhe zu gönnen, denn nur durch fortwährenden schnellen Wechsel unseres Aufenthaltsortes konnten wir das notwendigste zum Stillen unseres Hungers finden. Le Marinel und ich schwelgten unterwegs oft in Erinnerungen an das Café riche zu Brüssel. Le Marinel besonders war ein Kenner raffiniertester Zubereitung lukullischer Genüsse in der Heimat. Seine Schilderungen ließen mir oft das Wasser im Munde zusammenlaufen. Der Schluß der Unterhaltung war gewöhnlich ein Engerschnallen der Gürtel und . . . die Hoffnung auf bessere Zeiten.

Am schwersten wurde es mir, morgens beim Aufbruch meine armen Baschilange zu beobachten. Mancher wäre gewiß ohne den eisernen Zwang, mit dem sie aufgetrieben wurden, lieber liegen geblieben, als den kranken, matten Körper noch weiter vorwärts zu schleppen. Bugslag klagte täglich über Schwierigkeiten bei der Arriergarde; sein Los war wahrlich nicht zu beneiden. Unausgesetzt vom Morgen bis zum Abend mußte er durch Zureden oder im Notfalle durch Tragenlassen oder dadurch, daß er die Kranken auf seinen Reittier hob, die Matten vorwärts bringen. Er führte seine Aufgabe mit eiserner Ruhe und Geduld aus. Sobald es „Halt“ hieß, fingen die Leute an zu schreien: „Kabassu-Babu, gib uns zu essen, wir sterben Hungers!“ Es schnitt mir die Klage meiner armen Begleiter tief ins Herz, aber wo war Hilfe? Ja, ich durfte mein Mitgefühl nicht einmal zeigen, sondern mußte alles aufbieten, um die Matten

zu ermutigen und sie vorwärts und immer wieder vorwärts zu treiben. Von irgend welchen europäischen Lebensmitteln, Konserven usw. war natürlich keine Rede mehr, wir hatten alles bis auf die letzte Büchse verteilt. Der einzige Mensch der Karawane, der nicht mager wurde, war der fette Dolmetscher Kaschawalla. Er nutzte die Gewandtheit im Verkehr mit den Eingeborenen, die ihn überall so schnell beliebt werden ließ, in erster Linie zur Füllung seines Magens aus, und in dieser Zeit verlor er selbst seine einem guten Herzen und großer Schwäche entspringende Gutmütigkeit, wenigstens was das Abgeben von Lebensmitteln an andere betraf. Er wußte in den Körben seiner Weiber Nahrungsmittel vorzüglich zu verbergen.

Am 23. begann die Überfahrt über den Komami in 4 Kanoes, 600 Menschen wurden herübergebracht, 300 und die Reittiere mußten bis zum nächsten Tage bleiben und nahmen abermals einen Tag in Anspruch. Die Leute meinten, daß der Komami in den Qualaba münde. Weiter flussabwärts wußte man nichts von Fällen oder Steinen, aufwärts sei der Strom noch 5 Tage mit dem Kanoe zu befahren bis zu den Fällen, die im Lande der Waluba liegen sollten.

Auch hier war nicht viel zu leben, indes hoffte ich, daß ein durchaus notwendig gewordener Ruhetag, an dem ich nach allen Seiten hin meine Eingeborenen zum Einkauf von Lebensmitteln sandte, uns Hilfe bringen würde.

Es hatte sich seit meiner ersten Reise vieles zu meinem Nachtheile verändert. Wir hatten früher hier mit Kaurimuscheln und billigen weißen Perlen eingekauft, die jetzt niemand mehr annehmen wollte. Man wollte Zeuge und bunte Perlen, wie man dieselben an den Leuten Tibbu Tibbs kennen gelernt hatte, und da wegen der Hungersnot alles teuer war, so nahm mein Warenvorrat in besorgniserregender Weise ab. Ich mußte jedoch geben, was gefordert wurde und was ich hatte, um wenigstens das Meinige zu tun, gegen den furchtbaren Hunger, der meine Leute quälte. Ich hoffte am Qualaba von den Arabern Waren zu erhalten. Der Gouverneur dieser Länder am Komami, die Tibbu-Tibb gehören, war zur Zeit jener Said, den ich als Führer des Heeres am Lukassi traf. Er übte für seinen Herrn und für seine Tasche die Regierungsakte aus, die in Tributzahlungen, Heeresfolge und Bestrafung von Übertritten bestanden. Letztere gaben je nach Wunsch stets Gelegenheit zu Krieg, denn selbst eine Streitigkeit der Leute oder Dörfer untereinander kann dem Vertreter des Arabers Veranlassung geben, sich im Namen seines Herrn einzumischen.

Die Heeresfolge wurde, wie wir gesehen haben, unbedingt geleistet: Namensbrüder fochten gegeneinander im Dienste ihrer Tyrannen! Das ist das Resultat der Schreckensherrschaft, mit der sich die Araber hier eingesetzt haben! Die Tributzahlung bestand in einem willkürlichen Plünderungssystem. Jeder der größeren oder kleineren Vertreter seines Herrn forderte, was ihm gerade paßte, da Normen natürlich nicht bestanden. Es ist erstaunlich, daß sich in solchen Gegenden überhaupt noch Eingeborene halten. Die schlauen Araber verhindern aber ein gänzliches Verlassen der Gegend dadurch, daß sie einige größere Häuptlinge, einflußreiche Männer, gut behandeln, ihnen eine gewisse Macht lassen und selbst Geschenke geben.

Said als Gouverneur der Provinz hatte bei jedem der größeren Häuptlinge einen alten Sklaven oder Küstenmann als Beamten, und diese hatten wieder in den Dörfern ihre Unterbeamten und Spione, so daß nichts geschehen konnte, was nicht bald zu Ohren des Verwalters der Provinz kam. Wurde ein Elefant erlegt, so gehörte ein Zahn dem Herrn des Landes, Tibbu Tibb, der andere mußte ebenfalls an ihn verkauft werden, und natürlich machte der Herr den Preis. — Da jeder der Untergebenen stufenweise aufwärts einen größeren Unterschleif begeht oder sich bereichert, so ist die Steuer ein rücksichtsloses Erpressungssystem.

Während des Ruhetages hatten wir über den nahen Kalui eine Brücke gebaut und wanderten am nächsten Tage durch eine von flach und sanft eingeschnittenen Wasserläufen unterbrochene Ebene, mit Baumsavannen und hohen Gräsern. Der Elefantenreichtum war hier außerordentlich; es kommen offenbar die Tiere zu bestimmten Zeiten aus den Urwaldländern jenseits des Lomami in diese Ebene, besonders um aus den Salzlachen zu naschen und der jetzt reifen Frucht des Borassus wegen, die süß und wohlschmeckend ist. Ich war unermüdtlich im Verfolgen frischer Spuren von Elefanten, um einmal wieder Fleisch für unsere Leute zu verschaffen. So schwierig und ermüdend die hohen Gräser den Vordringenden machten, so vereitelten dieselben auch jede Annäherung an das mächtige Wild, da sie beim Passieren zu viel Geräusch hervorrufen und der Elefant hier äußerst vorsichtig ist. Ich bin überzeugt, daß unsere Leute seit dem Passieren des Sankurru, also seit sechs Wochen kein Fleisch genossen hatten, außer Raupen, Heuschrecken und ähnlichen niederen Tieren.

Wenn einmal Eingeborene mit Lebensmitteln zum Verkauf ins Lager kamen, stürzten sich Hunderte der Karawane auf die Verkäufer

und entrißen ihnen ihre Waren, so daß ich von nun ab Wachen ausstellen und von denselben die Verkäufer nach einem Platz bringen ließ, wo Bugslag alle Lebensmittel aufkaufte und nachher verteilte. Bei der Verteilung spielte der Stock eine wichtige Rolle. Es war dessen ungeachtet oft ganz unmöglich, die sich über die Lebensmittel Stürzenden fernzuhalten. An einem dieser Tage erkrankten zehn meiner Baschilange schwer. Erbrechen und krampfartige Erscheinungen waren bei allen die gleichmäßigen Symptome. Es stellte sich heraus, daß sie, um den unbändigen Hunger zu stillen, ihnen selbst als giftig bekannte Knollen, die dem Yam im Äußeren gleichen, gekocht und gegessen hatten, um sich den Bauch zu füllen. Brechmittel wurden mit Erfolg angewandt.

Auf unserem Weitermarsch war der vom reifen Grase bei jeder Berührung abfallende, stachelige Same eine Qual. Die mit tausend feinen Widerhärchen besetzten Körner schoben sich zwischen die Kleidung und den Körper und rutschten bei jeder Bewegung starkes Jucken verursachend vorwärts. Um den Anlaß zu dem peinigenenden Brennen der ganzen Haut zu entfernen, war es nötig, sich ganz zu entkleiden und sorgfältig die Samenkörner abzusuchen.

Die Ebene wurde allmählich fast absolut, nur in weiter Ferne im Osten zeigten sich leichte Höhenzüge. Alles troff von dem unausgesetzten Regen; der grauweiße, zähe Lehm der Ebene ließ die Wassermassen nicht durch und die Formation gestattete keinen Abfluß, so daß wir mindestens während der Hälfte unseres Marsches in Lachen mit zähem, glattem Lehmboden marschierten. Fast der einzige Baum auf der weiten Grasebene war die Fächerpalme. Große Schwärme von Gänsen und Enten bevölkerten das unabsehbare Überschwemmungsgebiet, in dem auch Elefantenspuren äußerst häufig waren.

Als wir am 27. in den kleinen Dörfern der Bena Kapua Halt machten, konnte ich es nicht über mich gewinnen, meine Leute für das Plündern der Felder zu bestrafen. Selbst was noch nicht reif war, wurde genossen, besonders auch die grünen Halme der Hirse, die etwas zuckerhaltig sind, ausgefaut. Ein trauriges Bild war unser Eintreffen am Lagerplatz. Der Himmel grau, grau unsere Leute vor Frost und Hunger, grau die Zukunft! Wir hatten hier wieder einige den Folgen des Hungers erlegene Baschilange begraben müssen. Bei allen Leiden wurde kein Wort des Vorwurfs gegen mich laut, im Gegenteil, das unbegrenzte Vertrauen meiner Söhne des Lulua ging so weit, daß Klagen und Jammern von Müttern, die ihre Kin-

der nicht zu nähren wußten, beschwichtigt wurden mit dem Zurufe: „Kabusu Babu wird es schon wieder gut machen, er wird uns nun bald dahin führen, wo wir essen können!“

Diese Reise wäre nie mit anderen Leuten zu machen gewesen, als mit meinen Baschilange. Hunger, Elend, Strapazen, Krieg, fort-dauernde Kälte und Regen hätten vielleicht andere Stämme besser ertragen als meine nur schwächlichen Leute, aber Unzufriedenheit, Borwürfe und Meuterei wären bei anderen Begleitern unausbleiblich gewesen.

Bei einigen Kranken, die Le Marinel behandelte, hatte sich der Brand eingestellt. Das Fleisch bekam eine grauschwarze Farbe und zerfiel faserig. So weit der Brand aufwärts ging, starb auch der Knochen ab und fiel gliederweise von den Gelenken. Bei allen Leuten begann diese Krankheit an den Zehen, wahrscheinlich infolge der fortlaufenden Sümpfe und Überschwemmungen, die wir passiert hatten, in Verbindung mit Verwundungen der Füße und dem schwachen, kränklichen Zustande des Körpers. Wenn der Brand in die höher gelegenen Fußteile kam, starb der Mann unter starken Fiebern. Le Marinel teilte den Leuten mit, daß die einzige Rettung die sei, daß wir das Glied amputierten. Zuerst weigerte sich alles, jedoch dann erklärten sie sich zur Amputation bereit unter der Bedingung, daß ich dabei sei und daß ich es für richtig halte. Es war mit unseren Instrumenten (wir hatten kein ärztliches Besteck, sondern nur einige kleine Messer) keine Kleinigkeit, die Operation auszuführen. So lange wir im kranken Fleische schnitten, fühlten die Leute nichts, aber hatte auch das Schneiden keine Wirkung. Zuletzt wurden wir darauf geführt, oberhalb der kranken Stellen im gesunden Fleische das nächste Gelenk abzunehmen. Ohne jede Kenntniss oder Operationsmesser und ohne Chloroform, welches letzteres durch starke Leute ersetzt wurde, die den Kranken und vor Schmerz Heulenden halten mußten, operierte Le Marinel, der ein großes Geschick zu derartigen Sachen besaß, und hatte die Freude, von nun ab das Fortschreiten des Brandes aufzuhalten und mehrere Leute zu retten.

Eines Morgens stellte sich beim Marsch heraus, daß ein Mann mit einem Gewehr und einer Last Waren vor einigen Tagen nicht im Lager angekommen war. Ich mußte infolgedessen Halt machen und Patrouillen zurücksenden, die jedoch, ohne den Mann gefunden zu haben, zurückkehrten. Man hatte mir diesen Fall gemeldet, da das verlorene Gewehr ein Chajjepotkarabiner war und ich auch das Fehlen

der Last sicher erfahren hätte. Zu meinem großen Schrecken kam bei dieser Gelegenheit zu meiner Kenntnis, daß in letzter Zeit schon mehrfach Baschilange nicht angekommen waren; wahrscheinlich waren sie unterwegs, vom Hunger überwältigt, liegen geblieben oder hatten wegen körperlicher Schmerzen nicht weiter gekonnt. Da Bugslag alle Matten, die am Wege lagen, immer mit sich brachte, so war das Verschwinden der Leute nur dadurch erklärlich, daß die Betreffenden



Brückenbau.

sich seitwärts des Weges im hohen Graze versteckt hatten, um nicht wieder zu neuen Qualen aufgetrieben zu werden.

Der unfreiwillige Ruhetag hatte das Gute, daß unsere Leute in der Nähe der Marschstraße so viel Lebensmittel auftrieben, daß jeder Mann essen konnte; aber — als ob auf dieser Reise auch die geringste Freude uns getrübt werden sollte — es wurde unter meinen Baschilangen der erste Pockenranke festgestellt, dem bald ein zweiter und andere folgten. —

Das Wetter wollte sich durchaus nicht zum besseren wenden, alles stank und verdarb. Die grauen Wolken hingen vom Morgen

bis zum Abend tief herab, es regnete ohne Ende, und sogar wir Europäer froren.

Ofters ereignete es sich, daß auf dem Marsche die Spitze der Karawane, eine Lache durchwatend, tief einsank. Es war unter der weiten Wasserfläche eine Bachrinne. Zur Passage eines dieser Wasserläufe, der über 3 m tief war, erfand ich eine neue Art Brücke. Es war weit und breit kein Baum zu sehen, nichts als Buschwerk, Gras und Überschwemmung; die Ränder des Bachs, einige Fuß unter Wasser, waren kenntlich an dem dichteren Gebüsch. Ich ließ sämtliche Männer ausschwärmen, Büsche niederhauen, sie herbeischleppen und an einer Stelle, an der sich die Uferbüsche am meisten näherten, in das Wasser werfen. Da eine Strömung kaum bemerkbar war, so blieb das Buschwerk so lange oben, bis es durch anderes, darüber angehäuften niedergedrückt wurde, und es entstand nach einer Arbeit von etwa zwei Stunden mit Hilfe von 200 Mann ein Wall von Buschwerk, der zwar schwankte, doch eine sichere Passage über den Bach erlaubte. Diese Art Brücke ist, wie ersichtlich, leichter herzustellen als eine Balkenbrücke; natürlich darf keine starke Strömung vorhanden sein.

Wir wateten täglich auf mindestens die Hälfte der zurückzulegenden Entfernung im Wasser, was die Zahl der Fußkranken immer größer werden ließ. Die Pockenkranken hatte ich, mit etwas Waren ausgerüstet und nachdem wir ihnen Hütten aufgeschlagen hatten, in der Nähe eines Dörfchens zurückzulassen versucht. Die Eingeborenen jedoch vertrieben dieselben und nahmen ihnen alles ab. Ich mußte sie daher bei mir behalten und befahl, daß sie mindestens 100 m hinter der Queue der Karawane marschierten und 500 m abseits vom Lager ihre Hütten bauten. Als eines Tages ein Pockenkranker, ein junger Mutschilange, ins Lager kam und ich ihn, da er gutwillig nicht gehen wollte, mit Gewalt zurückführen ließ, stieß ein Mutschilangeweib, eine sonst ruhige Frau, die für ihren Sohn besorgt war, mit dem Messer nach mir; sie war nur schwer zu überzeugen, daß die Absonderung der Kranken im Interesse der Allgemeinheit nötig sei und beruhigte sich erst, nachdem ich ihr die Medizin für ihren Sohn gegeben hatte.

Sämtliche Sklaven der Baschilange, meist aus dem Balubalande stammend, waren zu den Eingeborenen entflohen, um nicht dem Hunger und den Strapazen des Marsches weiter ausgesetzt zu sein. Von meinen freigekauften Baluba dagegen fehlte nicht ein einziger.

Trotz der geringen Anzahl von Lasten und der starken Karawane war ich schon fast nicht mehr imstande, die Lasten zu verteilen. Zu

wenige Leute fühlten sich noch stark genug, um selbst gegen abnorm hohe Bezahlung etwas tragen zu können.

Täglich kamen Meldungen, daß zwei, drei und mehr Leute sterbend am Wege zurückgelassen seien. Da meine Soldaten, die bisher stets zurückgeschickt worden waren, um nach Vermißten zu suchen, allmählich übermüdet wurden, verpflichtete ich die Häuptlinge der Baschilange, selbst mit ihren besten Leuten zurückzugehen und für ihre Untertanen zu sorgen. Abends ließ ich mir dann melden, wie viele nicht aufgefunden waren. Da dies seltsamerweise gewöhnlich mit der Zahl der zuerst Vermißten übereinstimmte, so überzeugte ich mich eines Tages selbst, ob die Baschilange wirklich zum Suchen ihrer Stammesgenossen tätig waren, und fand die Zurückgesandten dicht am Lager im Busche versteckt. Die Leute wollten dort bis zum Abend warten und dann im Lager melden, daß die Kranken nicht gefunden seien. Ich konnte diese Handlung, da ich überzeugt war, daß sie nicht der Gefühllosigkeit, sondern tatsächlich der Unfähigkeit, einen weiteren Marsch zurückzumachen, entsprach, nicht einmal bestrafen.

Endlich bei den Kilembue bekamen wir wieder einmal genug zu essen, ja, die Lebensmittel waren sogar verhältnismäßig billig, so daß am Abend durch massenhaftes Verschlingen von Nahrungsmitteln viele Krankheitsanfälle sich einstellten. Die Bevölkerung nahm, je mehr wir nach Norden vordrangen, zu. Wir kamen in die Dörfer Kawamba Kitenges, des Häuptlings der Bena Nguo, wo überall Vertreter Tibbu Tibbs mit einigen Soldaten stationiert waren. Die schattenreichen Dörfer mit zierlichen Lehmhäusern, die oft eine kleine Veranda und einen eingezäunten Garten haben, sind reich an Schafen, Ziegen, Schweinen, Hühnern und auch an Feldern, die alles hervorbrachten, was unsere jubelnden Baschilange nur erfreuen konnte. Sogar Reis, von den Arabern hier eingeführt, wurde gepflanzt. Dabei benahmen sich die Eingeborenen gut, zwar auffallend furchtlos, aber doch keineswegs frech.

Am 1. Februar erreichten wir die Residenz Kitenges und schlugen unser Lager im Schatten der Bäume auf, welche den Grabhügel der verstorbenen Häuptlinge umgaben. Ein alter Sansibarit, der hiesige Vertreter Tibbu Tibbs, erkannte mich von früher wieder. Er war, als ich mit Tibbu Tibb 1882 von Tabora zur Küste marschiert war, bei uns gewesen. Von ihm erfuhr ich, warum in dieser ganzen Gegend die Eingeborenen mich bei der Suche nach Elefanten niemals hatten

führen wollen; sie hatten befürchtet, daß ich das Elfenbein beanspruchen würde, welches dem Gesetze nach, wie schon erwähnt, zur Hälfte Tibbu Tibb gehörte und zur anderen Hälfte an ihn verkauft werden mußte. Der alte Mann aus Sansibar machte einen guten Eindruck, obgleich mir auffiel, daß er in seinen Antworten über Njangwe und die Verhältnisse an den Stanley-Fällen zurückhaltend war.

Da es von hier aus noch zwölf Marschtage waren bis nach Njangwe und ich erfuhr, daß alle Wasserläufe furchtbar angeschwollen waren, entschloß ich mich, den größten Teil der Karawane, alle Kranken und Schwachen hier zurückzulassen. Ich hielt Musterung und suchte mir die stärksten Männer zur weiteren Begleitung aus. Die übrigen sollten mit Kaschawalla, der sich mit Kitenge und dem alten Sansibariten befreundet hatte, hier bleiben, wo viele Lebensmittel und auch die Preise nicht zu hoch waren, und dann bei der Rückkehr von Le Marinel wieder aufgenommen werden. Die Musterung ergab, wie dies vorauszusehen war, ein trauriges Resultat; unser Verlust war aber doch größer, als wir geahnt hatten. Von einer Familie, die mit acht Mann abgereist war, waren nur noch drei übrig, von einer anderen nur noch ein Drittel, und wenn es auch nicht gelang, die Zahl der Verlorenen genau festzustellen, da die Baschilange niemals zusammenzutreiben waren und die Häuptlinge sich scheuten, ihren Verlust richtig anzugeben, so schätzten wir sie doch auf annähernd 50 Mann. Trotzdem bestanden sämtliche Häuptlinge darauf, mich zu begleiten, da sie sich schämten, wie sie sagten, nach dem Lulua zurückzugehen, ohne Njangwe, die große Stadt der Araber, gesehen zu haben. Ich übergab Kaschawalla noch einen Dolmetscher, einige Soldaten und reichlich Waren, so daß er nicht in Verlegenheit kommen konnte, und machte mich zum Weitermarsche mit der nun ungefähr 200 Menschen zählenden Karawane fertig. Kitenge hatte zahlreiche Geschenke gebracht, 15 Ziegen, 6 Schweine und große Massen von Getreide. Als Gegengeschenk erhielt er von mir auf seine Bitte und da er versprach, über die Sicherheit meiner Leute zu wachen, einen Reitstier.

Nachdem die zum Zurückbleiben Bestimmten, ihr gutes Lager abseits der Residenz Kitenges aufgeschlagen hatten und auch der Vertreter Tibbu Tibbs durch Geschenke für uns gewonnen war, brach ich am 5. auf, hielt jedoch schon nach einer Stunde und ließ an einer Stelle, wo sich niemand in der Karawane verbergen konnte, meine neue Karawane ablaufen. Ich fand hierbei gegen 100 Menschen

heraus, die ich bestimmt hatte, zurückzubleiben, die sich aber gegen meinen Willen angeschlossen hatten und zum Teil mit Gewalt zurückgetrieben werden mußten. Damit nicht abermals Nachzügler uns erreichten, ließ ich meine Wachen in jeder Ortschaft eine Stunde warten und dann vom Lager aus abermals einen Trupp zu Kaschawalla zurücktransportieren. Von überall erhielten wir Geschenke, jedoch, was sicher nachzuweisen war, erst dann, wenn die Leute gehört hatten, daß ich ein alter Freund Tibbu Tibbs sei; immer aber hatte ihr Benehmen etwas Furchtloses, ja fast Freches gegen mich, was ich mir gegen früher nicht erklären konnte, da unterdes Europäer hier nicht gewesen waren.

Nachdem der Roango, 20 Meter breit und 1,5 Meter tief, mit 2 Kilometer breitem Überschwemmungsland überschritten war, erhielt ich im Dorfe der Bena Lubowa eine Nachricht, die mir manches bisher Unverständliche erklärte. Ein Küstenneger, einer von Tibbu Tibbs Leuten, benahm sich vor meinem Zelte so frech, daß ich ihn eigenhändig aus der das Zelt umgebenden Umzäunung hinauswarf. Bald darauf erschien ein alter Mann, der mich von Kitenge aus begleitet hatte und bat um eine heimliche Besprechung. Der Mann erzählte mir, daß vor einigen Monaten bei der Station Stanley-Falls die Europäer mit den Arabern Krieg gehabt hätten, daß ein Vetter Tibbu Tibbs die Station der Weißen gestürmt habe, ein Weißer hierbei gefallen sei, drei entflohen seien und die Station niedergebrannt sei. Da man einen Rachezug erwartet habe, so seien Tausende von Leuten Tibbu Tibbs nach dorthin abgesandt, unter denen sich auch viele Krieger aus dieser Gegend befunden hätten, die erst vor kurzem heimgekehrt seien, da die Weißen, zu schwach, um gegen Tibbus Macht zu fechten, nicht wiedergekommen seien. Das waren böse Neuigkeiten. Ich kam hier mit derselben Flagge an, gegen die, wie hier alle wußten, Tibbs Leute an den Falls gefochten hatten. An ein Vorgehen mit Gewalt war nicht zu denken, ja, wenn es zum Fechten gekommen wäre, so hätte fraglos keiner der Baschilange je seine Heimat wieder gesehen. Dreiviertel meiner Leute waren krank, marsch- und gefechtsunfähig zurückgelassen, Tibbu Tibb selbst, dem ich noch hätte am meisten trauen können, war hinab zur Küste und auch mein alter Gastfreund Scheck Abed war fort. Der einzige mir bekannte und sehr gut befreundete Araber, der noch am Qualaba war, war Zamba Djuma Merikani, der durch die Reise Camerons bekannt ist. Meine Aussichten waren daher sehr getrübt. Würden die Araber mich nicht

haftbar machen für die Gefechte an den Stanley-Falls, würden sie uns nicht als Geiseln behalten gegen einen Rückzug vom unteren Kongo aus, würden sie mir, selbst wenn dies nicht der Fall war, Mittel geben zu weiterer Erforschung?

Der Vertreter Tibbu Tibbs war jetzt Owana Jezu, sein Sohn, dem ich allerdings vor Jahren einen großen Dienst geleistet hatte in der Residenz des mächtigen Uniamwesifürsten Mirambo, den ich aber von damals her als einen heftigen, mißtrauischen und hinterlistigen Burischen kannte. Es galt jetzt Vorsicht und Klugheit, denn von meinem Benehmen hing nicht nur der Weitergang der Expedition, sondern auch das Leben und die Freiheit meiner fast 900 Begleiter ab. Leider erfuhren auch meine Leute die Tatsache, die uns bisher geflüßentlich und mit großem Geschick verborgen war und uns erst übermittelt wurde, als wir offenbar zu schwach erschienen, um in irgend welcher Weise den Arabern gefährlich zu werden. Ich erfuhr später, daß Said, der Führer der Räuberbande am Lukassi, die Meldung von unserer Annäherung nach Njangwe gesandt hatte und daß darauf von dort aus Verhaltensmaßregeln an alle Häuptlinge am Wege gegangen waren. Die Leute sollten uns nichts merken lassen, von dem besprochenen Kriege, bis wir inmitten des Gebietes der Araber, oder zu schwach seien, irgend etwas Feindliches zu unternehmen. Es war jetzt auch das Benehmen der Eingeborenen erklärlich. Zunächst blieb nichts zu tun, als die friedliche Absicht unseres Zuges zu betonen und unseren Marsch ruhig fortzusetzen. Ein Rückmarsch zu dem Gros der Truppe hätte uns sofort die Stämme rings um uns her und Said mit seinen Leuten, sowie Verstärkung vom Luabala auf den Hals geholt, und wenn wir uns auch unter günstigen Umständen hätten derselben erwehren können, so war doch nicht daran zu denken, mit fast 900 Schwachen und Kranken in dieselbe entsetzliche Hungergegend, noch dazu fechtend, zurückzukehren. Es wäre dies mit der Vernichtung der Karawane gleichbedeutend gewesen.

Lussann, der Häuptling der Malela, sandte uns sechs Lasten Maniok, vier Lasten Bananen, eine Last Zuckerrohr, 100 Eier, acht fette Schafe und ein fettes Schwein, wofür ich ihm als Gegengeschenk auf sein besonderes Verlangen zwei Fäßchen Pulver und vier Tücher gab, die er mir jedoch als zu wenig wieder zurücksandte. Ich war daher gezwungen, das Geschenk zu vergrößern. Bald jedoch erfuhr ich, daß drei unverkämte, junge Burischen, die den Austausch der

Geschenke bewirken sollten, die Nachforderung des gutmütigen Häuptlings erlogen und darauf unterschlagen hatten. Die Frechheit einiger Leute aus Njangwe, die meinen Leuten unterwegs Perlen und Hühner entrißen hatten, machte mich besorgt über die Zukunft. Auch war wieder ein Mann mit seiner Last nicht erschienen.

Wir näherten uns einem Punkte, an dem verschiedene große Völker sich berühren. Nordwestlich von uns wohnten die Batutela des Kassonga Luschia, Kitenge war der nördlichste Bassongefürst gewesen; denn Lussuma gehörte schon zu den Wakussu, die ein Teil der Wasongora oder Bassonga sind. Südöstlich reichten auch noch längs des Qualaba Baluba bis auf diese Breite.

Am Moadi traf ich ganz plötzlich einen Araber oder vielmehr Beludschien, der von Njangwe aus hier im Handel anwesend war und mich zum Qualaba begleiten wollte. Er sandte mir Reis und Limonen, erzählte mir, daß Famba krank sei und riet mir, um die Aufregung bei meinem Erscheinen in Njangwe zu besänftigen, Boten an die dortigen Araber mit der Versicherung meiner friedlichen Annäherung vorauszusenden, was ich auch tat, und zwar bestimmte ich für diese Mission Humba, zwei Soldaten und den Fahnenträger Zickerini. Es hatte diese Anordnung den Vorteil, daß es nun nicht auffiel, daß ich die Sternensflagge einzog, die bisher Zickerini getragen hatte und die von vielen Leuten, die sie von den Stanley-Fällen kannten, mit Drohungen begleitet wurde. Da ich mich von dem Beludschien, namens Sahorro, in kleineren Handelsgeschäften tüchtig betrügen ließ, war er die Liebenswürdigkeit selbst und wurde mir in meiner fatalen Lage nützlich.

Weiter ging es durch das salzreiche Land der Bena Samba über den reichen Höhenrücken westlich vom Qualaba hinab ins Tal des Vaters der Ströme Afrikas, des Qualaba Kongo, den ich am 14. Februar abends bei einer Niederlassung des Fischervolkes der Wagenie erreichte.

Am nächsten Tage passierten wir in den großen, schönen Ranoes, die aus den nördlichen Urwäldern kommen, den Qualaba, der eine Breite von 1200 Metern hat, und ließen uns in Njangwe Unterkunft anweisen. Wir Europäer wurden in einem kleinen, schlechten und schmutzigen Hause untergebracht und unsere Baschilange in einem abgelegenen Teile der Stadt. Ein schlechtes Zeichen war es, daß uns kein Araber empfing, wie damals, und wie es arabische Höflichkeit erheißt. Es schien außer der Masse der Sklaven, die uns anstarrte,

kaum jemand von uns Notiz zu nehmen. Bald erfuhr ich, daß eingreifende Veränderungen in Njangwe stattgefunden hatten. Mein alter Gastfreund Schach Abed war halb mit Gewalt zur Reise nach der Küste gezwungen worden, wie es hieß auf den Befehl des Sultans Said Bargasch, um dort endlich seine Schulden an indische Händler zu bezahlen. Sein jetziger Vertreter Halkan kam erst am Abend und benahm sich höflich, aber sehr zurückhaltend, was ihn nicht abhielt, unausgesetzt zu betteln. Die Befriedigung seiner Wünsche hatte den Besuch von vielen kleineren Arabern zur Folge, die alle dies oder jenes begehrten. Einer derselben sagte mir zum Schluß, fast schon in der Nacht, daß, wenn ich ihm dies und jenes geben wolle, er mir verraten werde, wenn etwas gegen mich im Wege sei. Man war offenbar sich noch nicht klar, wie man mich behandeln wolle; und ich hörte, daß fortwährend Schauris abgehalten wurden über diese Frage.

Schon am nächsten Tage kam Zefu, der Sohn Tibbu Tibbs, mit einem Kanoe von Kassongo, begleitet von einer Rotte von sechs unverschämten, jungen Burschen. Das Benehmen Zefus war empörend. Der junge, heißblütige, im Gefühl seiner Überlegenheit äußerst freche Bursche behandelte mich derart, daß ich mich nur mit Anstrengung beherrschen konnte, ihm, wie es die Not erforderte, ruhig zu antworten. Wir wurden einem regulären Verhör unterworfen, woher wir kämen, in wessen Auftrage, wie lange wir unterwegs wären und vieles andere; oft wurde bei Antworten, die den halbwildem, oft mit Negerblut vermischten Arabern — auch Zefu ist ganz schwarz — wunderbar erschien, uns laut ins Gesicht gelacht. Ganz ungeniert ahmten sie spottend die schweren Bewegungen der robusten Seemannsgestalt Bugslags nach, kritisierten Le Marinels und mein Äußeres ohne Scheu in der mir vollkommen verständlichen Suahelisprache. Es wurde mein von früher her bekannter Diener Sankuru, den ich von Abed bekommen hatte, herbeigerufen und in unserer Gegenwart gefragt, ob das, was wir gesagt hätten, wahr oder gelogen sei, kurz, für jemand, der die förmliche Höflichkeit des Arabers kennt, war dies Benehmen roh provozierend. Ich hatte mich zuletzt in eine eiserne Ruhe, wenn auch mit Mühe hineingearbeitet, die denn auch allmählich das freche, laute Benehmen unserer Untersuchungsrichter herabstimmte. Empörend war auch die Art und Weise, in der uns Zefu den Krieg an den Stanley-Falls erzählte, empörend, wie er von der Verwundung und dem Tode eines Europäers sprach und fast unumwunden sagte, daß wir Europäer doch nur Weiber seien. Bei dieser

Schlimmsten Beleidigung, die ein Araber aussprechen kann, fuhr ich in die Höhe und fragte ihn, wem er es zu verdanken gehabt hätte, daß er nicht vor einigen Jahren der Gefangene Mirambos geworden sei; doch ich mußte mich mäßigen, denn es hing von dem Ausgange dieses Schauris vielleicht die Zukunft meiner ganzen Karawane ab. Zefu zeigte mir einen seiner Begleiter als den, der den Weißen erschossen habe und dieser bekräftigte es, sich dessen rühmend. Es hatte diese Szene immerhin das Gute, daß ich klar sah, wie jedes weitere Unternehmen von hier aus unmöglich sei, wie es mein vornehmlichstes Bestreben sein mußte, die vielen hundert Menschen, die mich begleitet hatten, ungefährdet von hier nach ihrer Heimat zurückzusenden. Daß ich selbst die Truppe nicht zurückführen konnte, erhellte aus der direkten Forderung des Sohnes Tibbu Tibbs, ihn nach Kassongo zu begleiten. Es war ganz offenbar, daß man mich hier behalten wollte als Geißel für Tibbu Tibb, der nach Sansibar gegangen und für den man infolge der Gefechte an den Stanley-Fällen besorgt war. Ich konnte mich darauf gefaßt machen, vorläufig auf ein Jahr als Gefangener hier zu bleiben, wenn mich nicht ein Zufall davor bewahrte. Ein Halbblutaraber war mir gleich von vornherein beigegeben worden, „um für meine Wünsche zu sorgen“, der aber natürlich als Spion kaum von meiner Seite weichen durfte. Er berichtete jeden meiner Schritte und hatte dabei die Liebenswürdigkeit, unausgesetzt zu betteln.

Vor allem tat es not, das Mißtrauen Zefus nach Möglichkeit zu beseitigen und dazu war der beste Weg, ihn durch Geschenke zu gewinnen. So gab ich ihm, bevor er wegging, eine schöne Büchse und einige Seidenstoffe, die ich als Geschenke für Araber mitgenommen hatte. Allmählich teilte mir Sahorro mit, daß die Araber beschlossen hätten, mich nicht fortzulassen, und ich eröffnete daher Zefu, um der Mitteilung von Seiten der Araber zuvorzukommen, meine Absicht, mit Bugslag und einigen meiner Leute hier zu bleiben, die Baschilange aber mit Le Marinel, den ich hier als Franzosen, nicht als Belgier eingeführt hatte, denn gegen Belgier war der Haß seit dem Gefecht bei den Fällen brennend, zurückzusenden, erst nach Kitenge und dann mit den Zurückgebliebenen, wenn sie sich unterdes erholt haben würden, nach ihrer Heimat. Zefu erklärte sich hiermit einverstanden, und so war es denn meine erste Aufgabe, durch Ankauf von Waren für die Rückkehr der Karawane zu sorgen. Ich entschied mich, bei Djuma Merifani die Waren einzukaufen, da dieser Araber der einzige mir

von früher her bekannte war, der mich auch vor seinen Stammesgenossen hatte warnen lassen. Ich sollte mit Zefu den Qualaba aufwärts fahren, und er wollte auch mit mir zusammen bei Djuma halten und den Handel abschließen.

Am Morgen zur bestimmten Stunde, in der wir uns einschiffen sollten, hatte sich Zefu etwas verspätet und erschien nicht am Landungsplatz.

Ich nahm eins der Kanoes, sagte dem Führer, daß ich zu Djuma vorausgehen sollte, ließ abstoßen und trieb die Ruderer wie zu meinem Vergnügen, durch Versprechungen zu angestrenzter Arbeit an, so daß ich möglichst lange vor Zefu bei Djuma eintraf und ungestört durch die Gegenwart desselben mit ihm verhandeln konnte. Ich bemerkte jetzt zwei stark mit Bewaffneten bemannte Kanoes, die etwas unterhalb meines Hauses auf dem Qualaba „Wache hielten“, damit ich, wie mir später Djuma sagte, nicht etwa mit meinen Leuten mich der Kanoes am Njangwe bemächtigen und den Strom hinabgehen könnte. Stromauf ging es nun, daß das gelbe Wasser vor dem Bug des Kanoes hoch aufschäumte, nach Djumas Niederlassung. Als ich an derselben landete, war noch nichts von Zefus Kanoes zu sehen, Ich eilte in das Haus meines alten Freundes, der mich geradezu herzlich empfing, mich abermals vor Zefu warnte und versprach, mir Perlen und Zeug zu verkaufen und dafür zu stimmen, daß meine Baschilange so bald als möglich heimkehren könnten. Djuma sagte mir, daß man auf die Meldung meines Anmarsches hin geglaubt hätte, ich käme von Westen aus Njangwe, um Tibbu Tibbs Niederlassung anzugreifen und für die Zerstörung der Station an den Stanley-Fällen zu strafen.

Später, als man gehört hatte, daß ich den größten Teil der Karawane bei Kitenge zurückgelassen hatte, hatte man beschlossen, mich als Geißel für Tibbu Tibb hierzubehalten und hatte Maßregeln getroffen, daß ich von allen Seiten scharf bewacht wurde, wie z. B. durch die erwähnten Wachtkanoes auf dem Qualaba. Als Zefu ankam, sehr ungehalten, daß ich ihm vorausgeeilt war, (er wagte jedoch nicht, dies in Gegenwart des alten Djuma zu äußern) gingen wir zum Handel über. Ich kaufte Perlen und Zeuge, und wir kamen durch Djumas kräftige Unterstützung dahin überein, daß ich nach Njangwe zurückgehen, meine Baschilange am 21. abmarschieren lassen und mit den Leuten, die bei mir bleiben sollten, zu Lande nach Kassongo, Tibbu Tibbs Residenz, marschieren sollte. Meine Leute

hatten längst bemerkt, daß hier etwas nicht in Ordnung war, daß meine Stellung zu den Arabern nur eine künstlich-freundliche sei, und waren daher ihrer eigenen Sicherheit wegen zufrieden, Njangwe bald verlassen zu können und den Heimmarsch nach dem geliebten Lulua anzutreten.

Am 21. ging Le Marinel mit der Karawane über den Qualaba zurück. Mit schwerem Herzen sah ich die guten Menschen, die so vieles um mich gelitten hatten, scheiden. Ich konnte ihnen nicht vergelten, was sie für mich getan hatten und konnte nur Le Marinel ans Herz legen, sie nach ihrer Rückkunft so gut zu behandeln, wie es nur irgend in seiner Macht lag. Für die Sicherheit der zurückkehrenden Karawane war nichts zu befürchten außer eben Krankheit und Hunger, doch war es schon vorteilhafter, die wüste Gegend wieder zu passieren, jetzt wo man wußte, was man vor sich hatte und sich auf die schlimmen Hungerländer vorbereiten konnte.

Le Marinel hatte schnell gelernt, mit Negern zu verkehren; er hatte sich das Vertrauen und die Liebe der Baschilange erworben durch seine ernsthaft aufopfernde ärztliche Tätigkeit und gleichmäßige Freundlichkeit, und auch kriegerischen Eventualitäten war er derart gewachsen, daß ich um die Sicherheit der Baschilange nicht besorgt war. Auch die Baschilange fühlten, daß ich in einer schwierigen Lage hier zurückblieb, das sagte mir ihr Auge beim Abschiede und ihr warmer Händedruck, ihr herzlichtes „Moio Kabassu Babu.“

Die Jährstelle am Qualaba sollte für mich mehrfach Zeuge sein einer schweren Trennung. Vor 5 Jahren sagte ich hier an demselben Platze meinem in die westliche Wildnis zurückkehrenden Freunde Pogge Lebewohl, jetzt sah ich tief erregt meine armen schwarzen Kinder vom Lulua von mir gehen. Auch die Trennung von Le Marinel wurde mir nicht leicht. Der junge Offizier hatte mir in treuer Kameradschaft über manche schwere Stunde hinweggeholfen.

Es blieben mir nur zehn meiner Küstenleute aus Angola und 20 freigekaufte Balubasflaven, die sich nicht von mir trennen wollten, vor allem aber der goldtreue Bugslag, dessen Mut und Zutrauen felsenfest und nicht zu erschüttern war, und dessen aufopfernde Sorgsamkeit ihn mir zum Freunde fürs Leben gemacht haben.

Am 22. brach ich von Njangwe auf und blieb am nächsten Tage bei Djuma bin Salim, der mir drei Schlachtochsen, einen Esel, einen roten Papagei, drei Schafe, Leopardenhäute und viele Kleinigkeiten schenkte, wofür ich ihm meinen Revolver, eine Spieluhr und einen Reitstier gab. Djuma riet mir jetzt, mich möglichst freundlich

und unbefangen gegen Jefu zu stellen und hauptsächlich durch Geschenke auf jede Weise zu versuchen, sobald als möglich von Kassongo fortzukommen und nach dem Tanganjika zu marschieren, von wo ich verschiedene Wege nach der Küste hätte. Ich könnte sicher sein, daß, wenn während meines Aufenthaltes in Kassongo vom KongoStaate die Stationen Tibbu Tibbs angegriffen würden, ich verloren sei. Selbst der Sohn Tibbu Tibbs könnte mich nicht vor der Wut der Küstenleute und kleinen Händler schützen. Er teilte mir auch mit, daß nur der Umstand, daß ich von früher mit vielen Arabern bekannt und mit denselben, sowie besonders mit Tibbu Tibb sehr befreundet gewesen sei, die Karawane vom Untergange gerettet habe. Die Aufregung über den Krieg an den Stanlen-Fällen, dessen Ursache man ganz und gar dem feindlichen Benehmen der Weißen dort zur Last legte, sei viel größer, als ich dies ahne. Er erzählte mir den Grund zu den Kämpfen, der, wie bekannt, ein anderer ist, als man hier ausgesprengt hatte, folgendermaßen: Der Chef der Station an den Stanlen-Fällen ein Leutenant Dean, habe einem Araber sein Weib, das ihm zuge laufen sei, lange Zeit, zuletzt mit Gewalt, vorenthalten und habe überhaupt von den Arabern fliehende Sklaven unterstützt. Er habe sodann, als das erwähnte Weib von ihrem Herrn ergriffen und geschlagen sei, mit Granaten in das Lager Tibbu Tibbs geschossen und mehrere Leute getötet und verwundet. Darauf hätten die Araber ihn angegriffen und nach mehrtägigem Kampfe, in dem ein Weißer gefallen sei, die Station erstürmt. Zwei Europäer hätten sich gerettet, ebenso ein Teil der schwarzen Truppe, Haussa und Bangala. Man hätte dann die Station geplündert und zerstört. Er teilte uns ferner mit, daß in Tabora ein Araber einen Deutschen, der Elfenbeingeschäfte habe machen wollen, aus Handelsneid erschossen habe und daß dieser Araber sich zur Zeit in Kassongo aufhalte und infolge seiner Tat ein großer Mann sei, kurz, daß eine schlimme Zeit sich nähere, daß er der Meinung sei, daß bald ein allgemeiner Kampf zwischen Europäern und Arabern ausbrechen und daß man dann auch die Missionare nicht schonen würde. Ich möchte daher die Missionare am Tanganjika warnen; er selbst sei zu klug, um nicht zu wissen, daß am Ende doch der Kampf für seine Stammesbrüder schlecht ausfallen würde, aber da er für einen Freund der Weißen gelte, höre niemand seinen Rat, ja, er sei zu den Schauris über mich nicht einmal hinzugezogen worden, obwohl er zur Zeit der älteste Araber am Qualaba sei.



Elfenbeinreichtum Djuma bin Salim's.

Djuma selbst war krank, er litt schwer an Elephantiasis. Er konnte nur getragen werden. Ich riet ihm dringend, wegen seiner Krankheit und der von ihm vorausgesehenen Wirren mit seinem Elfenbein nach Sansibar zu gehen und hatte ihm hauptsächlich zu diesem Zwecke meinen bequemen, ruhigen Reittier geschenkt.

Sein Elfenbeinreichtum war sehr groß. Er rief meist seine Lieblingsfrau, ein schönes, schlankes, großäugiges Weib aus Uganda, die einzige, der er den Schlüssel zu seinen Reichtümern anvertraute und ließ mich von ihr in sein Lager führen, wo gegen 500 Elefantenzähne, ungerechnet kleine, unbedeutende, aufgestapelt lagen. Djuma ist kein eingefleischter Mohammedaner, weder im Glauben, noch in seinen Sitten. Er ließ unbeanstandet seine Weiber, die mir oft Früchte, Milch und seines Gebäck brachten, mit mir verkehren. Er sprach äußerst frei über Religion und, was gerade keine gute Folge seiner freien Gesinnung war, er betrank sich täglich an einem selbst aus Bananen, Palmwein oder



Siersebiez fabrizierten Branntwein. Für mich hatte er, wie er bewiesen, eine wirkliche Freundschaft bewahrt, ebenso für den englischen Reisenden Cameron, von dem er stets mit großer Zuneigung sprach. Als ich im Jahre 1889 an die ostafrikanische Küste kam, hörte ich zu meinem Bedauern, daß er bald nach meiner Abreise in Njangwe gestorben sei.

Am 26. verließ ich Djuma und traf am 2. März in Kassongo, der Höhle des Löwen von Manjema, Tibbu Libbs Residenz, ein. Der Empfang bei den Arabern war ein kalter, der von der Bevölkerung sogar feindlich. Die Menschenmassen, die von dem gerade abgehaltenen Markte herbeiströmten, um uns zu sehen, empfingen mich mit spöttischen Zurufen. Immer wieder ertönte aus der Menge „die Weißen sind Weiber!“ In einem kleinen, schmutzigen, unscheinbaren Hause, unwürdig zur Aufnahme eines Weißen, richteten wir uns ein und schlossen gegen die vielen Besuche kleinerer Händler, arabischen Gefindels, die früher nicht gewagt hätten, dem Freunde der großen Araber ihre Aufwartung zu machen, unsere Thür. Am nächsten Tage machte ich bei allen Honoratioren der Stadt mit Bugslag, wie es Sitte war, Besuch. Unser ruhiges und sicheres Auftreten, die Betonung, daß wir Deutsche seien, und das Versprechen einiger Geschenke, rief bei unserem Abschiede überall größere Höflichkeit hervor, als beim Empfange. Jeder Versuch jedoch, von hier aus eine Reise zu unternehmen, sei es nach Norden oder Süden, machte stets sofort das Mißtrauen derer, von denen wir jetzt abhingen, in so hohem Maße an, daß sich meine Annahme, daß weitere Forschungsreisen von hier aus unmöglich seien, immer mehr befestigte. Einmal noch versuchte ich, nachdem ich abermals Jesu Geschenke gegeben hatte, Kanoes zu erhalten und Leute, die der Araber selbst zu meiner Begleitung aussuchen sollte, zu einer Reise nach dem Moero-See und dem Kamerondo, aber die Art und Weise seiner Antwort überzeugte mich von der Fruchtlosigkeit jedes weiteren Versuches.

Mein früherer Fahrtträger Fickerini aus Sansibar, wurde mir jetzt unersehlich; von ihm erfuhr ich alles, was hier vorging. Täglich berichtete er über Schauris, die man meinetwegen abhielt und die stets damit endigten, daß ich mindestens so lange bleiben müsse, bis man sichere Nachricht von Tibbu Tibb habe, obgleich jetzt Djuma bin Salim befreundete Araber dafür stimmten, daß man mich zur Küste gehen lassen solle, denn ich sei ein Deutscher, hätte ja auch, wie die Zurücklassung meiner Karawane bei Kitenge zeigte, nichts vom Kriege

an den Stanley-Fällen gewußt, sei außerdem ein Freund vieler Araber von früher her, könne ihnen nicht schaden, eher nützen, wenn ich zur Küste käme und aussagen könne, daß man mich habe unbeanstandet ziehen lassen.

Eines Tages kam Fickerini erfreut nach Hause und meldete, daß Boten vom Tanganjika-See eingetroffen seien mit der Nachricht, daß Tibbu Libb in Sansibar angekommen und man ihn wegen der Affäre an den Stanley-Fällen nicht zur Rechenschaft gezogen habe.

Jetzt wendete sich die Stimmung mehr zu meinen Gunsten, besonders da auch an den Stanley-Fällen nichts vorkam, und ich allmählich durch Geschenke mir die Gunst der wichtigeren Araber erworben hatte. Noch einmal machte ich jetzt den Versuch, meinem Auftrage von Seiten Seiner Majestät des Königs der Belgier weiter gerecht zu werden. Ich machte Jesu den Vorschlag, mich mit wichtigen Arabern nach den Stanley-Fällen zu schicken, um dort, wenn Europäer kämen, mit ihnen in friedliche Verhandlungen zu treten. Umsonst, er war in dieser Beziehung zu mißtrauisch. Es blieb mir daher nur ein Weg und zwar nach Osten.

Ein Hoffnungsstrahl ging mir noch auf, als ich von einem Europäer sprechen hörte, der an einem See nördlich des Tanganjika wohne, viel Elfenbein und viele Soldaten habe und obwohl ein Europäer, wie man mir sagte, doch Mohammedaner und Offizier des Sultans von Massr, von Ägypten, sei. Es konnte das Emin Bey sein, von dem ich vor meiner letzten Rückkehr nach Afrika noch Näheres gehört hatte. Vielleicht gelang es mir, mit Hilfe mir befreundeter Araber von Udjiji aus nach dem Norden des Tanganjika zu gehen und von dort den Albert-See zu erreichen. War dies auch nur ein schwacher Hoffnungsstrahl, so belebte er mich doch, denn er gab mir Aussicht, meinen Marsch nach Osten auszunutzen.

Am 7., also 22 Tage nach dem Eintreffen bei den Arabern, war es so weit, daß ich mich zum Abmarsch nach Osten rüsten konnte. Ich hatte noch immer geschwankt, ob ich nicht länger bleiben sollte, um weiter einen günstigen Moment abzuwarten, den Qualaba abwärts oder aufwärts gehen zu können, stand jedoch davon ab, da jeden Tag Nachricht von neuen Gefechten an den Stanley-Fällen eintrafen konnte und damit der Untergang der Meinigen und der meine besiegelt gewesen wäre. Nachdem ich zu der Überzeugung gekommen war, daß durchaus nichts mehr zu gewinnen, alles aber zu verlieren war, zog ich dann schweren Herzens über die Unmöglichkeit, auch den letzten

Teil meines Auftrags erfüllen zu können, nach Osten auf der großen Karawanenstraße zum Tanganjika ab. Le Marinel mußte unterdes mit den Baschilange schon über den Lomami sein, also außerhalb des Machtbereiches der Araber. Wenn ihm etwas zugestoßen wäre, hätte ich sicher durch meinen treuen Fickerini Nachricht erhalten. Ich hatte außer den Geschenken an die Araber mehrere Lasten durch Diebstahl in Njangwe und Kassongo verloren, und meine Reklamationen waren bei den Arabern fruchtlos geblieben. Unter den verlorenen Lasten war eine mit Patronen für die Büchse, die ich Zefu geschenkt hatte, und da Bugslag und ich gleiche Büchsen führten, so war dadurch unsere Munition verringert. Ich hatte vorsichtigerweise Zefu mit der Büchse nur 50 Patronen geschenkt, großen Mangel vorschützend, und sah eines Tages, als ich ihn besuchte, eine bei weitem größere Anzahl von Patronen, die offenbar der mir gestohlenen Kiste entstammten. Zefu zeigte sich bei meinem Abschied in seinen Gegengeschenken so erbärmlich geizig, wie ich es für einen in mohammedanischen Sitten erzogenen, vornehmen Mann nicht für möglich gehalten hatte. Er gab mir auf den Weg zwei alte Ziegen mit, gleichzeitig aber auch viele mit ironischen Gebärden begleitete Salaams für meine Reise.

An dem ersten Halteplatz fragte mich der alte Fickerini, ob ich den Araber gekannt hätte, der kurz vor meinem Abmarsche mich noch besucht und mir zum Abschied die Hand geschüttelt hätte. Als ich dies verneinte, sagte er mir, daß dies Mohammed bin Kassim¹⁾ gewesen sei, der Mörder des deutschen Kaufmanns in Tabora. Kassim war stets bei allen Versammlungen zugegen und war hier ein angesehenener Mann.

Bei der Passage des sehr angeschwollenen, ca. 60 Meter breiten Nindi ritt ich mit meinem Stier ins Wasser, um nach einem guten Anlegeplatz für Kanoes zu suchen. Der Stier verstand mich falsch, warf sich plötzlich mit einem Sprung ins tiefe Wasser und schwamm mit mir und dem schweren Gepäckfattel ans andere Ufer. Nur einmal inmitten des Stromes kämpfte er mit dem Gleichgewicht, schwamm jedoch sonst ausgezeichnet.

Einige Tage später kamen wir in Kriegsgebiet. Zefus Soldaten trieben Eingeborene ein, die als Ruderer bei einem neuen Transport von Truppen nach den Stanley-Fällen dienen sollten. Alles war entflohen, nur hier und da hatte man sich widersetzt. In der Nähe

¹⁾ Ich verurteilte diesen Araber im Jahre 1890 in Saadonis zum Tode durch den Strang.

unseres Lagers gingen Eingeborene flüchtig über den Ilinde, und ein durchdringendes Geschrei von vielen Stimmen ward uns am nächsten Tage dadurch erklärt, daß ein Kanoe mit flüchtenden Manjema umgestürzt und sieben Insassen ertrunken seien.

Die Märsche waren in diesem Teile Manjemas in der Zeit der hohen Gräser besonders schwierig durch das dschungelartig dicht gewachsene Marienkragras, dessen Halme Daumenstärke haben. Nach einigen Tagen passierten wir wieder einen Kriegsschauplatz. Ein Araber war vor kurzem beim Anpreisen von Lebensmitteln mit einem Pfeil angeköhnt worden, und sein Sohn Said bin Habibu war jetzt hier, seinen Vater zu rächen.

Am 12. gingen wir über den Luamo, der sich sein Bett durch horizontal geschichteten Tonschiefer gegraben hat. Erst östlich des Qualaba tritt in dieser Breite Tonschiefer auf und steht stellenweise bis dicht zum Tanganjika an. Meine Valuba, die sich bis jetzt noch körperlich gehalten hatten, fingen nun auch an zu kränkeln, und schon mußte ich, um meine wenigen Lasten fortzubringen, außer den von Jesu gemieteten 20 Sklaven, Eingeborene von Dorf zu Dorf dängen. Wir passierten jetzt fast täglich Niederlassungen von Küstenleuten und kleinen Arabern, von denen ich hörte, daß der Chef der englischen Mission Kapitän Horn in Udjiji die englische Flagge hatte hissen wollen, jedoch daran verhindert worden wäre, und daß man nächstens die englischen Missionen vom Tanganjika vertreiben würde.

Am 17. hatte ich einmal wieder seit langer Zeit den Genuß eines Lagers in der Wildnis ohne Nachbarschaft von Dörfern. Eine Unterbrechung des ewigen Geräusches, des ewigen Streites und Feilschens beim An- und Verkaufe von Lebensmitteln und des staunenden Umstehens seitens der Eingeborenen, läßt dem Reisenden ein stilles Lager zu einem wirklichen Genuß werden. Die fortwährende Anspannung der Nerven läßt nach, man braucht nicht stets bereit zu sein mit Zusprechen, Drohungen oder Gewalt einzuschreiten, man kann einmal den sonst unablässig beschäftigten Gedanken freien Raum lassen; kurz man kommt sich vor wie ein Gefangener, der auf einige Stunden freigelassen ist. Ich hatte auf meinen früheren Reisen dies nie so gefühlt wie jetzt; die ununterbrochene Reihe unserer Leiden und Enttäuschungen, das ewige Lavieren und Nachdenken über Auskunfts- mittel hatten mich fast übermüdet.

Nach der Passage von 16 Bächen erreichten wir am 18. Kalambarre, die große Niederlassung des Arabers Raschid, eines Trinkers,

Haschischrauchers und unverfälschten Bettlers. Am Abend erschienen aus der Umgegend einige Araber, unter ihnen auch der Amiri, d. i. Offizier, Reichards und Dr. Boehms auf ihrer Reise nach dem Quellgebiete des Qualaba. Es wurde ein Wettschießen veranstaltet nach den Früchten des Melonenbaumes, bei dem ich wohl Sieger blieb, aber den Siegerpreis, von jedem Beteiligten eine Ziege, nicht erhielt.

Eines wunderbaren Urteilspruches will ich hier gedenken, den der Araber Raschid abgab, als ihm gemeldet wurde, daß einer seiner Leute auf einen Eingeborenen aus Eifersucht geschossen habe. „Man soll dem Mann 50 Peitschenhiebe geben, weil er so schlecht geschossen, daß er den Eingeborenen nur verwundete,“ lautete der Urteilspruch über einen direkten Mordversuch eines betrunkenen Sklaven.

Es machte sich allmählich bei mir die Nervenspannung, deren ich vorher Erwähnung tat, auch körperlich bemerkbar. Ich litt an Kopfweh und nervösem Asthma, das mir genügende Schlaflosigkeit eintrug.

In Ubujive fanden wir die Lagerstätten der Karawane der Löwen und Leoparden wegen mit Baumstämmen und Dornbüschen eingezäunt. Die jagdreichen Gründe von Ubujive konnte ich nicht durchstreifen, da ich seit einiger Zeit so schwach war und im Lager angekommen mich gleich niederlegen mußte. Spuren von Elefanten, Büffeln, Antilopen, Löwen, Leoparden und Hyänen waren häufig.

Eines Tages hatte ich ein interessantes Gespräch mit einem alten Häuptlinge, der mir von früheren Tagen erzählte, als noch keine Araber über den Tanganjika gekommen waren, und dann beschrieb, wie allmählich mehr und mehr die Eingeborenen verjagt, geknechtet und vertrieben seien, so daß heute an dieser Straße in Ubujive, die noch vor 10 Jahren durch ein immens bevölkertes Gebiet geführt habe, nur noch ein einziges Dorf der Eingeborenen lag. Viele kleine Küstenhändler hatten sich angesiedelt, die nun strahlenförmig von dem Wege aus raubend und plündernd ins Innere drangen. Von der Niederlassung des Arabers Kalanda gehen Elfenbein- und Sklavenkarawanen in direkt nördlicher Richtung viele Monatsreisen vor. Man sagte mir, daß die Länder dort fast ausnahmslos mit dichtem Urwald bedeckt seien, daß es viele Batua gäbe und daß man nach einigen Monaten an Flüsse käme, die nicht zum Qualaba und auch nicht zum Tanganjika gingen, sondern nach Sonnenaufgang in einen großen See. Es ist wahrscheinlich, daß eine solche Karawane es war, die Stanley auf seinem Marsche vom Aruvimi zum Albert-See antraf.

Die auf meiner ersten Reise von mir berührten Dörfer der Bena Waji Malungo waren verschwunden, auch sah ich nichts mehr von Batua wie damals. Die Bena Bussindi waren der letzte Rest der einheimischen Bevölkerung an der Karawanenstraße.

Wir passierten eines Tages einen Lämpel von 60 Meter Durchmesser, dessen Wasser 38° C zeigten und wollten unweit desselben unser Lager an einer Stelle machen, die oft von Karawanen besucht zu werden schien; es machte sich jedoch ein derartiger Pesthauch bemerkbar, der von acht Leichen herrührte, die, halb zerfleischt von Hyänen, faulten, daß wir weiter vorwärts einen guten Platz zu finden suchten. Einige 1000 Meter weiter trafen wir abermals ein Lager an und abermals in den Hütten desselben einige Leichen, deren eine ganz mumienhaft zusammengetrocknet war. Auch am Wege lagen vielfach Schädel und Gebeine. Es war nicht schwer, die Hochstraße des Sklavenhandels, den betretensten Weg von den Niederlassungen der Araber am Qualaba zum Tanganjika zu erkennen.

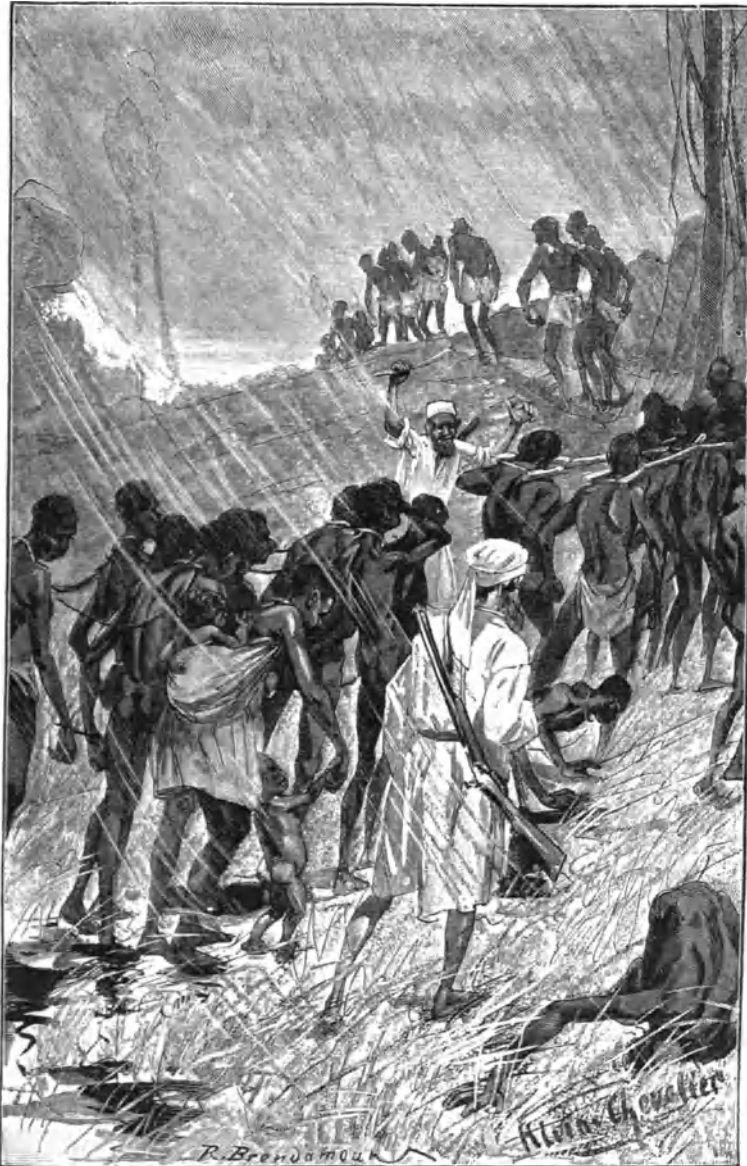
Meine Gesundheit wollte sich nicht bessern. Ich war äußerst schwach, in fortwährend gedrückter Stimmung und schrieb an einem dieser Tage, von meiner Stimmung überwältigt, in mein Tagebuch lebhaftes Klagen über das Leben in der Wildnis, die ich wiedergeben will, da manches Wahre in ihnen ist und sie ein Bild geben von der Stimmung, in der sich häufig vom Fieber geschwächte Europäer befinden: „Welch wunderbaren Beruf habe ich mir gewählt! Wie anders denkt man sich daheim das Leben in der Wildnis. Wo ist das Gefühl der Befriedigung in der Arbeit, wo der Reiz der Gefahr, wo die Genugtuung, sie überstanden zu haben, wo endlich die geringste Poesie des Lebens! Was ist es, das uns hier so selten zum Genuße der Schönheit der Natur kommen läßt? Niemals hat man unter den sengenden Strahlen der hiesigen Sonne das Gefühl der unbezwingbaren Kraft wie daheim, nie jenes Schwellen der Brust im Vollbewußtsein seines Könnens. Kein einziger der vielen hohen Genüsse unserer Heimat bietet sich uns hier. Welch elendes Dasein ist es, mit welchen Entbehrungen, Sorgen und Enttäuschungen hat man zu kämpfen und in welcher häßlicher Umgebung! Die Natur bietet meist nur ein wüstes, wildes Einerlei, das unter sengender Sonnenglut gedrückt erscheint oder triefend und modernd. Wie ein Gefangener klebt man am Wege, eingeschlossen von der fast undurchdringlichen Vegetation, die selbst dem Auge nicht gestattet, an einem Weitblick sich zu laben. Wer sind die Gefährten dieses Lebens?

arme, nackte, stumpfsinnige Kinder ohne Treue und Glauben, ohne Herz und Gefühl für etwas Hohes, an nichts denkend als an die Befriedigung der niedrigsten Bedürfnisse, ohne jeden höheren Gedanken, jedes hohe Ziel. Ringsum nur Jammer, Elend und Stumpfsinn oder Roheit, Wildheit und Gefühllosigkeit. Ein ewiger Kampf gegen das feindliche Klima, ewige Sorgen ob des Gelingens der Pläne, Kummer und Fehlschläge beschäftigen unausgesetzt den Geist. Ist dieses Land, ist dieser Mensch hier solcher Opfer wert? Welche Erfolge geben Genugtuung für solche Opfer? Gibt es für das Streben, etwas zu leisten, nicht weit lohnendere Ziele?"

Das sind die Gedanken, die mich quälten, wenn ich körperlich litt, doch wenn ich wieder bei Kräften war, belebten oder vielleicht auch täuschten mich Hoffnungen, schwebten meiner Phantasie erstrebenswerte Ziele vor; es war dann alles Schwere, das dieses Leben mit sich bringt, wohl zu ertragen.

Täglich begegnete ich Karawanen, von Arabern oder Beludischen geführt, die zum Qualaba oder nach den Stanley-Fällen, wie es hier hieß „Mitamba“ wollten. Die Lasten bestanden fast ausschließlich in Pulver und Gewehren, nur wenig Zeug und Perlen sahen wir. Fast alle Araber, ja die meisten Karawanenführer besaßen gute Hinterlader und viel Munition. Sämtliche englische Systeme waren vertreten.

Meine freigelassenen Baluba wurden auch von Tag zu Tag an Zahl verringert durch Todesfälle und durch Verlieren in der Wildnis. Es hatten die Baluba, meist große, starkknochige Burjchen, den Folgen unserer Hungermärsche länger widerstanden als die Bajchilange, doch jetzt zeigten sich auch bei ihnen die Folgen. Sie wurden stumpf, weder durch Güte, noch durch Gewalt leitbar, vollständig idiotisch. Nicht die Masse von Leichen und Gebeinen an der Straße, das Schreien der Hyänen am hellen Tage, was ich bisher noch nie gehört hatte, nichts konnte sie bewegen, auf dem Marsche aufzubleiben und sich nicht der Mattigkeit hinzugeben. Ich glaube, daß mancher unter ihnen am Wege eingeschlafen, von Raubtieren zerrissen oder vielleicht von passierenden Karawanen als guter Fund wieder nach Westen geschleppt worden ist. Es gingen mir auf diese Art mit den Baluba auch mehrere Lasten verloren, was mir sehr peinlich war. Die nächtliche Stille war unausgesetzt durch das widerliche Heulen oder Lachen der Hyäne, das heisere Stöhnen des Leoparden und das helle Bellen des Schakals gestört. Obgleich die Gegend wildreich war,



Eklaventransport.

fanden an dieser Straße die Raubtiere bequemere Nahrung in vor
Mattigkeit zurückgebliebenen Sklaven. In einigen kleinen Dorfschaften
unweit des Weges lernten wir eine neue Art von Sklavenjägern
Henningsen, Aus fernen Zonen.

kennen, die ungefährlicher und bequemer arbeiten, als dies beim Überfallen der Eingeborenen der Fall ist. Diese Leute lauern an der Straße, greifen zurückgebliebene Sklaven auf, verleiten, indem sie Nahrung zum Verkauf ins Lager bringen, andere zur Flucht, um sie dann in Udjiji am Tanganjika zu verkaufen. Der Marsch auf dieser großen Karawanenstraße ließ uns eingehende Studien machen über den Import und Export von und nach Zentralafrika. Wie uns entgegen nach dem Innern nur Waffen und Munition gebracht wurden, so trafen wir in wenigen Tagen drei Karawanen, die den Erlös für den erwähnten Import zur Küste brachten, etwas Elfenbein und Hunderte von Sklaven, zu 10, zu 20 mit langen Ketten und Halsringen verbunden. Bei Schwächeren, Weibern und Kindern, bei denen Flucht ausgeschlossen war, hatte man nur Stricke angewendet. Diejenigen Leute, die besondere Vorsicht erheischten, gingen zu Zweien in der Mukongua, der Sklavengabel, einem Gabelholz, bei dem der Hals in die Gabel eingeschnürt ist. Es ist kaum zu beschreiben, in welchem elenden und erbärmlichen Zustande die schwarze Ware war. Arme und Beine fast fleischlos, der eingezogene Bauch voller Runzeln, der Blick matt, das Haupt gebeugt, so schlichen sie in eine ihnen unbekannte Zukunft, ostwärts und immer ostwärts weg von ihrer Heimat, fortgerissen von Weib und Kind, von Vater und Mutter, die sich vielleicht im Walde durch Flucht der Haß entzogen hatten oder, sich wehrend, niedergemacht waren. Ein fürchtbar empörendes Bild bot im Lager einer solchen Karawane die allabendliche Verteilung der Rationen. Mit weit aufgerissenen Augen drängten sich die Hungernden um den Platz, an dem einer der Wächter zum Verteilen von Lebensmitteln stand, ab und zu die ihn vor Hunger dicht Umdrängenden mit einem Stöße zurücktreibend; ein kleines Maß in der Größe eines Wasserglases wurde mit Korn angefüllt, Mais oder Hirse, einem jedem in den Lappen oder die Ziegenhaut, mit der er seine Blöße deckte, hineingeschüttet. Viele dieser Leute, zu müde, um das Korn zu reiben oder zu stoßen, kochten es einfach in heißem Wasser oder rösteten es im Topfe auf dem Feuer und schlangen es so hinab, um das schmerzhaftes Gefühl des Hungers zu besänftigen. Bevor die einzelnen Ketten sich zur Ruhe legen durften, wurden sie noch einmal hinausgetrieben, dann warfen sie sich in der Nähe eines großen Feuers nieder, um dem fast erschöpften Körper die nötigste Ruhe zu gönnen. Ohne Rücksicht auf das Geschlecht waren die Sklaven meist nach ihrer Marschfähigkeit zusammengestellt. Kaum der vierte

Teil dieser Armen erreicht die Küstenländer, in denen sie verkauft oder zum Export bereit gehalten werden oder auf die Pflanzungen



© Sklavenfütterung.

der Küstenleute gehen. Die großen arabischen Niederlassungen im Innern, wie besonders in Udsjji und Tabora, konsumieren eine große Anzahl von Sklaven, besonders ersteres, das wegen seines schlechten Klimas sehr verrufen ist. Man sagt, daß in Udsjji ein

Arbeitsflave (zum Unterschiede von den weiblichen Sklaven, die in den Harem kommen) es nicht länger aushält als ein Jahr.

Als ich eines Tages in der Nähe des Lagers mich auf Büffel angestellt hatte, kam aus dem Dickicht statt des Wildes ein Knabe von etwa acht Jahren herausgeschlichen und näherte sich vorsichtig einer Stelle, von der aus er unser Lager sehen konnte. Als ich aus meiner Deckung hervortrat, wollte er zuerst entfliehen, kam aber dann mit mir ins Lager. Der Knabe war einer Sklavenkarawane entwischt und sagte, daß er die Lagerplätze immer abgesehen habe nach dem Abmarsche, um verloren gegangene Reste von Lebensmitteln für sich zu finden. Die Nächte hatte er auf einem Baume zugebracht, in dessen Ästen er sich ein Lager eingerichtet hatte. Beim Weitermarsche schloß er sich uns an, starb jedoch bald darauf an den Pocken wie noch weitere fünf Leute meiner kleinen Karawane.

Am 4. April sandte ich einige Leute voraus, um am Tanganjika-See der englischen Mission, die früher an dem diesseitigen Ufer, jetzt auf der Insel Kawala, sich niedergelassen hatte, meine Ankunft zu melden und um Aufnahme zu bitten. Am 6. war der Marsch durch die eintönige Waldwildnis Ubujives beendet und der weite Spiegel des Tanganjika-Sees rief freudige Erinnerung in uns wach an das Meer. Dicht am Strande des Hafens Mtoa, wo verschiedene Dhaus lagen, die Araber, die zum Qualaba wollten, aus Udjiji gebracht hatten und eine wartende Sklavenkarawane aufnehmen wollten, hielten wir. Auch dieser See fordert manch Opfer an Menschenleben. Die kleinen Segelfahrzeuge aus Udjiji werden derart vollgepfropft mit Menschen, daß die Führer oft genötigt sind, beim Eintreten von schlechtem Wetter, das besonders in der Regenzeit mit dem Erscheinen von Gewittern auftritt, eine Anzahl Menschen über Bord zu werfen, um wenigstens einen Teil derselben zu retten. Es ist eine wahre Geschichte, daß vor kurzem einer der größten Araber bei einer solchen Gelegenheit, um seine beiden kostbaren Maskatesel zu retten, zwölf Sklaven über Bord werfen ließ.

Am Abend des 6. traf Mr. Varjon von der Mission auf Kawala mit einem freundlichen Willkommensbriefe des Mr. Horn im Hafen ein. Mr. Horns Weib und Kind waren krank und er dadurch verhindert, uns selbst abzuholen. Mit Hilfe einer von einem Araber gedcharterten Dhau segelten wir am 7. ab und trafen nach zweistündiger Fahrt in dem kleinen, schön gelegenen Hafen der Insel Kawala und auf der Missionsstation ein, wurden gastlich empfangen und so komfortabel untergebracht, wie es die noch im Entstehen begriffene Station erlaubte.

Sechs Wochen unter den Singhalesen

von

Ernst Haeckel.¹⁾

Von den wilden und kriegerischen Massais, wie sie uns Dr. Carl Peters in seiner Emin Pascha-Expedition schildert, führt uns Ernst Haeckel in seinen „Indischen Reisebriefen“ zu dem friedlichen und harmlosen Volk der Singhalesen. Schon seit seiner Jugendzeit hegte der berühmte Naturforscher den brennenden Wunsch, eine Tropenreise auszuführen. „Der Wunsch, die Wunder der Tropennatur von Angesicht zu sehen, ist für jeden Naturforscher, der sich die Erkenntnis der organischen Lebensformen unseres Erdballes zur Lebensaufgabe gesetzt hat, eigentlich selbstverständlich; er ist einer der sehnlichsten Wünsche. Denn innerhalb der Wendekreise allein entwickelt unter dem gesteigerten Einflusse des Sonnenlichts und der Sonnenwärme sowohl die Tierwelt als die Pflanzenwelt unserer Erde jenen höchsten und erstaunlichsten Formenreichtum, von welchem die Fauna und Flora unserer gemäßigten Zone nur als ein schwacher und farbloser Abglanz erscheinen. Schon als Knabe hatte ich bei meiner Lieblingslektüre, den alten „Reisebeschreibungen“, an nichts so große Freude, als an den Urwäldern Indiens und Brasiliens; als dann später Humboldts „Ansichten der Natur“, Schleidens „Pflanze und ihr Leben“, Kittlitz' „Vegetations-Ansichten“ und Darwins „Reise um die Erde“ vor allen anderen Schriften anregend und bestimmend auf meinen Lebensplan einwirkten, da wurde die Reise in die Tropen mein höchster Lebenswunsch. Am ersten durfte ich hoffen, dieselbe als Arzt ausführen zu können, und um ihretwillen hauptsächlich be-

¹⁾ Aus: „Indische Reisebriefe von Ernst Haeckel. Vierte Auflage. Mit dem Porträt des Reisenden und 20 Illustrationen in Lichtdruck (nach Photographien und Original-Aquarellen des Verfassers), sowie mit einer Karte der Insel Ceylon. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1903.

schloß ich vor vierzig Jahren als angehender Student dem Lieblingsstudium der Botanik und Zoologie noch dasjenige der Medizin hinzuzufügen. Aber eine lange Zeit noch sollte verstreichen, ehe der damals gehegte Reisetraum zur lebensvollen Wirklichkeit sich gestaltete.“

Das Jahr 1881 endlich gewährte dem großen Gelehrten die Erfüllung seiner Sehnucht. Mit allen Instrumenten und Utensilien, deren ein moderner Naturforscher zum Beobachten und Sammeln von Tieren bedarf, wohl versehen, trat er die Reise nach Indien an. Ungefähr ein halbes Jahr durfte er in dem Wunderlande verweilen, mit heißem Bemühen seine Tier- und Pflanzenwelt studierend und Schätze und Erinnerungen sammelnd, die, wie er selbst schreibt, „mir für meine ganze übrige Lebenszeit eine unererschöpfliche Quelle des Genußes und der Erkenntnis bleiben!“ Aus jeder Zeile seines Berichtes spricht die schöne und kindliche Freude an der wundervollen Gottesnatur. Ganz besonders reizvoll gestaltete sich der Aufenthalt Haeckels in dem weltabgeschiedenen Rajsthaue zu Belligemma auf der Insel Ceylon.

„Das tägliche Leben im Rajsthaue zu Belligemma gestaltete sich, nachdem ich einmal die vielen Schwierigkeiten der ersten Einrichtung überwunden hatte, recht befriedigend und bot weniger Mängel, als ich von vornherein gefürchtet hatte. Meine vier dienstbaren Geister erfüllten ihre Aufgaben ganz leidlich, und wenn es ja einmal an irgend etwas fehlte, so war der gute Sammed sofort bemüht, dasselbe herbeizuschaffen. Bei der Masse verschiedener Aufgaben, die mir einerseits die Naturalienammlung und die Arbeit im zoologischen Laboratorium, andererseits die malerische Ausbeutung der herrlichen Umgebung von Belligemma beständig stellte, war ich natürlich vor allem darauf bedacht, die kostbare Zeit meines hiesigen Aufenthaltes so gut wie möglich auszunutzen. Eingedenk der vielen und großen Opfer, die ich meiner indischen Reise gebracht, sagte ich mir jeden Morgen beim Aufstehen, daß der beginnende Tag wenigstens fünf Pfund Sterling wert sei und daß ich am Abende mindestens so viel Arbeit getan haben müsse, als diesem Werte eines „Hundertmarkscheines“ entspreche. Demgemäß machte ich es mir zum festen Gesetze, keine Stunde ungenutzt zu verlieren und insbesondere auf die landesübliche Siesta während der heißen Mittagsstunden gänzlich zu verzichten; gerade diese wurden meine ergiebigste und ungestörteste Arbeitszeit.

Da Belligemma noch nicht ganz sechs Grad vom Äquator entfernt ist, und da demnach selbst am kürzesten Tage des Jahres der



Erni Haedel.

Unterschied von Tag und Nacht noch nicht eine ganze Stunde beträgt, so konnte ich für jeden Tag nahezu volle zwölf Arbeitsstunden aufwenden. Ich stand demnach regelmäßig schon vor der Sonne, um 5 Uhr morgens auf und hatte mein erstes kühles Morgenbad bereits genommen, wenn Helios sich über den Palmenwäldern des Mirijja-Kap meinem Rajthause gerade gegenüber erhob. Auf der

Veranda des letzteren, auf der ich das plötzliche Erwachen des jungen Tages gewöhnlich beobachtete, stand Ganymed schon bereit mit einer geöffneten Kokosnuß, deren kühle Milch morgens stets mein erster Labetrunk war. Inzwischen schüttelte William die Kleider aus, um die etwa hineingetrochenen Tausendfüße, Skorpione und anderes Ungeziefer zu entfernen. Als bald erschien dann auch Sokrates und servierte mit demütigster Miene den Tee nebst einer Bananentraube und dem landesüblichen Maisbrote. Den altgewohnten teuren Kaffee, meinen Lieblingstrank, hatte ich mir in Ceylon abgewöhnen müssen. Denn der edle Mokkafrant ist auf dieser Insel, deren Kaffeedistrikte ihren Hauptreichtum bilden, gewöhnlich so schlecht, daß man den weit besseren Tee allgemein vorzieht. Es soll das hauptsächlich daran liegen, daß die Kaffeebohnen auf der Insel selbst nie gehörig austrocknen und erst in Europa jenen Grad von Trockenheit erlangen, der eine sorgfältige Zubereitung ermöglicht.

Um 7 Uhr erschienen gewöhnlich meine Bootsleute und holten meine Netze und Gläser für die gewöhnliche Kanoefahrt. Diese dauerte meistens 2—3 Stunden. Nach der Rückkehr verteilte ich sofort die gefangene Ausbeute in eine Reihe von Glasbehältern verschiedener Größe und suchte von wenigen, noch lebenden Seetieren zu retten, was irgend noch zu retten war. Die wichtigsten Formen wurden sofort mikroskopiert und gezeichnet. Dann nahm ich mein zweites Bad und hierauf um 11 Uhr das sogenannte „Breakfast“, das zweite Frühstück. Den Hauptbestandteil desselben bildete das nationale „Curry and Rice“. Der Reis selbst erschien stets in gleicher Weise, einfach gekocht; bei der Bereitung des Cörry aber, der ragoutähnlichen hochwichtigen Reismürze, wendete Babua allen Scharfsinn, den die stiefmütterliche Natur in sein kleines Gehirn verpackt hatte, auf, um mich täglich durch eine Neuigkeit zu überraschen. Bald war der Cörry sweet (d. h. wenig gewürzt oder selbst süß), bald hot (d. h. scharf mit spanischem Pfeffer und dergleichen brennenden Gewürzen versetzt); bald erschien dieses undefinierbare ragoutförmige Mixtum compositum mehr vegetabilisch, in mannigfaltigster Weise aus Kokosnuß und verschiedenen Früchten oder Gemüsen zusammengesetzt; bald mehr animalisch, mit Fleisch verschiedener Art ausgestattet. Das letztere erregte meine ganz besondere Bewunderung; denn Babua schien zu ahnen, daß für mich als Zoologen alle Tierklassen ein gewisses Interesse darböten, und daß daher durch deren Verwertbarkeit für den Cörry ein wichtiges zoologisches Problem sei. Wenn Montags

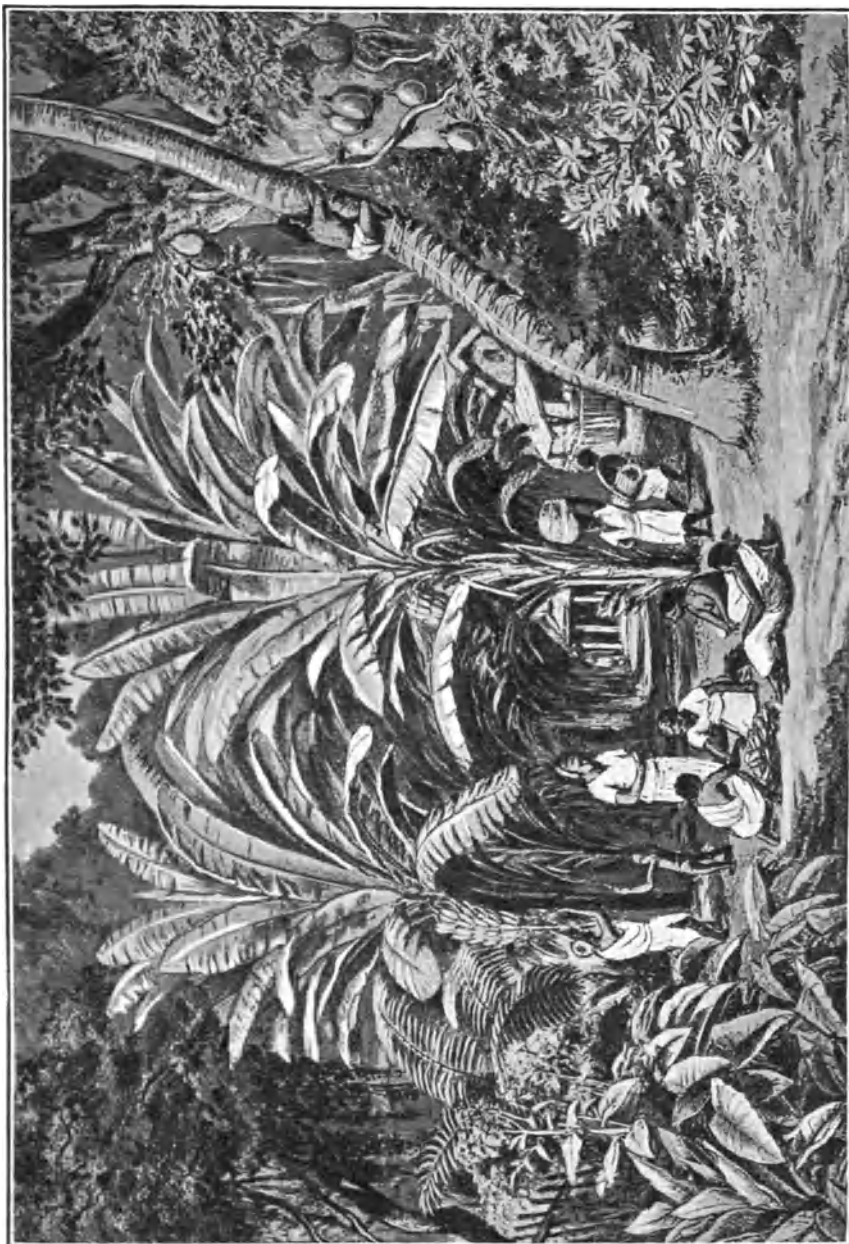
die Wirbeltiere durch delikaten Fisch im Cörry vertreten waren, folgten denselben Dienstags die noch feineren Prawes und Garnelen, kleine Krebsje als Typen der Gliedertiere. Wenn Mittwochs Tintenfische oder Kalmare (Sepia und Loligo) als höchstorganisierte Vertreter der Mollusken erschienen, wurden dieselben Donnerstags durch gekochte Schnecken, bisweilen auch durch geröstete Austern überboten. Freitags folgte der merkwürdige Stamm der Sterniere oder Echinodermen, durch die Eiermassen der Seeigel oder durch die zähe Lederhaut der Holothurien (Trepang) repräsentiert. Samstag erwartete ich nun zu den Pflanzentieren zu kommen und entweder Medusen oder Korallen, Spongien oder Gasträden in der Cörrytunte zu finden. Diese Zoophyten hielt jedoch unser Koch offenbar, an die älteren zoologischen Systeme sich anschließend, für Pflanzen und ersetzte sie daher durch irgendwelche fliegende Tiere; bald waren es Fledermäuse oder Vögel, bald dickleibige Nashornkäfer oder Nachtschmetterlinge. Sonntags stand natürlich eine ganz besondere Überraschung bevor; da erschien ein Cörry erster Klasse, entweder ein indisches Huhn oder statt dessen eine fette Eidechse (Iguana), bisweilen auch eine Schlange, die ich anfänglich für Mal hielt. Offenbar war demnach Babua von der nahen Stammverwandtschaft der Vögel und Reptilien vollständig überzeugt und hielt es für gleichbedeutend, ob er die jüngere oder ältere Sauropsidenform für den Fisch verwende. Zum großen Glück für meine europäischen Vorurteile wurde ich mit dieser zoologischen Mannigfaltigkeit des Cörry erst allmählich bekannt; gewöhnlich erst nachdem ich ihn mit stiller Resignation verschluckt hatte. Außerdem waren eine solche Masse von Gewürzen, sowie Fragmente von Wurzeln, Blättern und Früchten in der dicken Sauce des Cörry verteilt, daß erst genauere anatomische Untersuchung über die eigentlichen Grundbestandteile aufklärte; vor dieser hütete ich mich natürlich wohl!

In den ersten Wochen blieb ich einigermassen zweifelhaft, ob ich es bei dieser nationalen „Curry and Rice“-Kost ein paar Monate aushalten würde. Es ging mir aber damit ebenso, wie es Goethe in Leipzig mit dem dicken Merseburger Bier ging; anfangs konnte ich es kaum genießen, und nachher konnte ich mich nur schwer davon trennen. Schon in der zweiten Woche machte ich aus der Notwendigkeit eine Tugend und nahm mir vor, den Geschmack des Cörry recht schön oder wenigstens recht interessant zu finden; und nach Verlauf eines Monats war ich durch gastronomische Anpassung schon so sehr zum Indier geworden, daß ich nach neuen Cörryarten begehrte und

den Ertrag meiner eigenen Jagdbeute zur Erfindung solcher verwertete; es traten nun Cörryformen aus Affen-Flederfuchsfleisch auf, die selbst Babua in Erstaunen setzten.

Ein großer Trost blieben mir unter allen Umständen die wunder-vollen Früchte, die tagtäglich auf dem Tische des Kasthauses prangten und mich für alle Cörryqualen reichlich entschädigten. Vor allem muß ich dankbarst der herrlichen Bananen oder Bjangs gedenken, jener edelsten Tropengabe, die ihren Namen „Paradiesfeigen“ mit Recht verdient (*Musa sapientum*). Wenn diese unvergleichliche Frucht überall in der Tropenzone zu den dankbarsten Kulturpflanzen gehört und ihrem Besitzer die geringe auf sie verwendete Pflege tausendfach lohnt, so ist das doch in Ceylon ganz besonders der Fall. Denn wir sind ja hier im „Paradiese von Lemurien“! Die possierlichen Halbaffen oder Lemuren, die ich mir lebend im Kasthause hielt (*Stenops gracilis*), ließen darüber keinen Zweifel aufkommen; sie zogen ihre süßen „Paradiesfeigen“ aller anderen Kost vor. Viele verschiedene Spielarten werden von den Singhalesen kultiviert. Als die feinsten gelten die kleinen goldgelben „Ladies-Finger“, die in der Tat nicht viel größer sind, als der Finger einer wohlgebildeten Dame und sich durch besondere Süßigkeit auszeichnen. Dagegen besitzen die riesigen Wasserbananen die Gestalt, Größe und Farbe einer stattlichen Gurke und sind besonders erquickend durch ihren kühlen durststillenden Saft. Die dicken Kartoffelbananen umgekehrt sind geschätzt wegen ihres Mehreichtums und ihrer Nahrhaftigkeit; 3—4 Stück genügen, den Hunger zu stillen. Die Ananasbananen zeichnen sich durch ihr feines Aroma aus, die Zimtbananen durch den gewürzigen Geschmack usw.

Gewöhnlich wird die edle Frucht roh verzehrt, aber auch gekocht und geröstet, eingemacht und mit Fett gebraten, schmeckt sie vortrefflich. Wohl keine andere Frucht der Erde ist gleichzeitig in so hohem Maße wohl-schmeckend und nahrhaft, gesund und ergiebig. Ein einziger Bananenbaum trägt eine Fruchttraube, die mehrere hundert Früchte zusammengepackt enthält, und ein solcher prächtiger Baum, mit der herrlichen Krone seiner frischgrünen überhängenden Riesenblätter von zehn Fuß Länge ist eine einjährige Pflanze! Dabei wetteifert die landschaftliche Schönheit der Paradiesfeige mit ihrem unschätzbaren Nutzen. Für alle indischen Hütten liefert sie den reizenden Schmuck. Wenn ich nur eine einzige edle Tropenpflanze in meinen europäischen Garten verpflanzen könnte, so würde ich der herrlichen



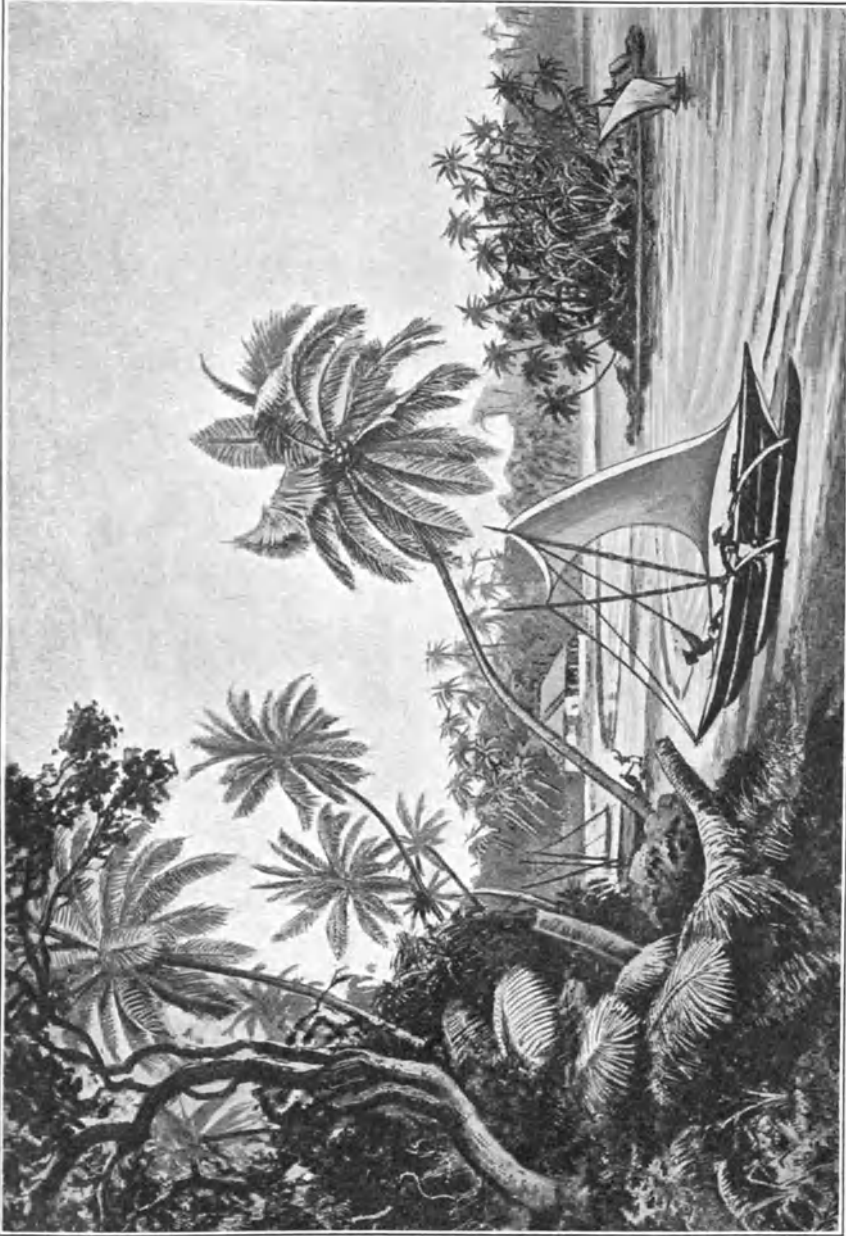
Bananenbain bei Selligemma.

„*Musa sapientum*“ vor allen anderen den Vorzug geben. Diese „Musa der Weisen“ ist von Wert ein vegetabilischer „Stein der Weisen“.

Nächst den Bananen, deren ich täglich dreimal mehrere Stück in Belligemma verzehrte, bildete die Hauptzierde der dortigen Tafel prächtige Ananas (ein paar Pfennige wert!); ferner die edle Mango (*Mangifera indica*), eiförmige grüne Früchte von $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Fuß Länge; ihr cremeartiges, goldgelbes Fruchtfleisch zeichnet sich durch ein feines, jedoch an Terpentin erinnerndes Aroma aus. Sehr angenehm fand ich die Früchte der Passionsblume (*Passiflora*); sie erinnern an Stachelbeeren. Weniger entzückt war ich von den berühmten Kastardäpfeln, den schuppigen Früchten der *Annona squamosa* und von den indischen Mandeln, den harten Nüssen der *Terminalia catappa*. Auffallend gering ist in Ceylon die Qualität der Äpfel und der Orangen; letztere bleiben grün, sind faserig und saftlos; die geringe Güte dieser und anderer Früchte ist jedoch wohl vorzugsweise auf den Mangel sorgfältiger Pflege zu setzen; die Singhalesen sind viel zu bequem, um mit der Züchtung ihrer Kulturpflanzen sich viel Mühe zu geben.

Nachdem ich mich an den Früchten meines bescheidenen Frühstücks im Raithause von Belligemma gelabt hatte, verwendete ich die heißen Mittagsstunden, von 12—4 Uhr, gewöhnlich zur anatomischen und mikroskopischen Arbeit, zum Beobachten und Zeichnen, sowie zum Einmachen und Verpacken des gesammelten Materials. Die folgenden Abendstunden, von 4—6 Uhr, wurden dann in der Regel zu einer Exkursion in die reizende Umgebung verwendet; bald nahm ich einige Aquarellskizzen derselben auf, bald suchte ich sie in Photographie zu verewigen. Dazwischen wurden im Walde Affen und Vögel geschossen, Insekten und Schnecken gesammelt, oder am Strande die Korallenriffe abgesehen und die wachsende Sammlung mit deren mannigfaltigen Produkten vermehrt. Reich beladen mit Schätzen kehrte ich gewöhnlich eine halbe Stunde oder eine Stunde nach Sonnenuntergang in das Raithaus zurück. Eine Stunde kostete in der Regel dann die Verpackung der eben gesammelten Sachen, das Abbalgen und Präparieren der geschossenen Tiere, das Pressen der Pflanzen usw.

So wurde es meistens 8 Uhr, ehe ich zu meiner zweiten Hauptmahlzeit, zu dem sogenannten „Dinner“ gelangte. Auch bei diesem war wieder die wichtigste Schüssel der ewige „Curry and Rice“. Indessen kam dazu gewöhnlich noch ein Fisch oder Krebs, den ich mir vortrefflich schmecken ließ, nachher auch wohl noch eine Eierspeise oder Mehlspeise, und zum Schluß wieder die köstlichen Früchte. An Fischen



Stofsinjel bei Belligemma.

war in Belligemma natürlich kein Mangel. Unter allen als der feinste galt mit Recht der köstliche Seir-Fisch (*Cybium guttatum*), ein großer platter Stachelflosser aus der Familie der Makrelen oder Scomberoiden. Aber auch die Familien der Panzerwangen (*Cataphracti*), der Schuppenflosser (*Syuanipennes*), der Lippfische (*Labroides*) lieferten recht wohl-schmeckende Vertreter. Weniger zu rühmen waren die abenteuerlich gestalteten Rochen und Haiische, die täglich in Riesene Exemplaren auf dem Fischmarkte erschienen. Indem Babua mir dieselben mit einer scharfgewürzten Pfefferjusce schmackhaft zu machen suchte, rechnete er vermutlich auf das besondere phylogenetische Interesse, das diese alten „Urfische“, die Vorfahren der höheren Wirbeltiere (mit Inbegriff des Menschen) für mich besitzen. Wie der geneigte Leser aus diesem Menu von Belligemma ersieht, war ich auf dem besten Wege, dort vollständiger Vegetarianer zu werden. Zwar machte Sokrates einige Male den Versuch, mich durch die außerordentliche Lederei von Beefsteak und Mutton-Chop zu erfreuen; allein ich unterlasse, dem Leser meine Mutmaßungen über die wahre Natur der Tiere, denen ich diese Gerichte verdanke, mitzuteilen.

Dagegen muß ich nun das Geständnis ablegen, daß ich den Mangel der europäischen Fleischkost mir bisweilen durch die Erträge meiner Jagd zu ersetzen suchte. Obenan unter den Delikatessen, die ich mir durch meine Flinte verschaffte, stand Affenbraten; ich fand dieses edle Hochwild sowohl frisch geröstet als in Essig gelegt ganz vorzüglich und lernte ahnen, daß der „Kannibalismus“ eigentlich zur raffinierten Gourmandie gehört! Weniger appetitlich fand ich das Fleisch der Flederfüchse (*Pteropus*), welchem ein eigentümlicher Moschusgeruch anhaftet. Dagegen näherte sich der Geschmack der großen Eidechsen (*Monitor dracaena*) ziemlich dem des Kalbfleisches; und die Schlangensuppe erinnerte einigermaßen an Nalssuppe. Unter den verschiedenen Vögeln wurden insbesondere wilde Tauben und Krähen, ferner wilde Enten und Reiher als Surrogate der Hühner verwendet. Rechne ich dazu nun noch alle die verschiedenen „Frutti di mare“, die pikanten Meerfrüchte: Muscheln, Schnecken, Seeigel, Holothurien usw., so gewinnt der Küchenzettel von Belligemma eine weit größere Mannigfaltigkeit, als es zuerst den Anschein haben mochte. Zum Überfluß hatte mich mein lieber Gastfreund Punto-Galla, Mr. Scott, auch noch mit verschiedenen europäischen Konserven, schottischer Marmelade, Liebigs Fleischextrakt usw. ausgestattet, wie er auch für die nötigen Getränke Sorge getragen hatte.

Was diese wichtige Frage des Getränkes betrifft, so schien sie anfangs sehr bedenklich. Denn das gewöhnliche Trinkwasser gilt fast allenthalben im Flachlande von Ceylon als sehr schlecht und ungesund, während das Hochland überreich am schönsten und frischesten Quellwasser ist. Die großen Regenmengen, die täglich auf die Insel herabstürzen, schwemmen beständig eine Masse Erdreich und vegetabilische Reste mit sich fort in die Flüsse; auch das stagnierende Wasser der Lagunen steht mit diesen vielfach in Kommunikation. Allgemeine Regel ist es daher, das Wasser nur abgekocht zu trinken, als schwachen Tee, oder versetzt mit etwas Claret oder Whisky. Von letzterem hatte mir Freund Scott eine mehr als ausreichende Quantität geschickt. Mein Lieblingsgetränk wurde jedoch bald die Milch der Kokosnuß, die ich eben so angenehm und erfrischend, als gesund fand.

War abends das frugale Dinner glücklich vorüber, so machte ich in der Regel noch einen kurzen Spaziergang am einsamen Meeresstrande, oder ich ergözte mich an der Illumination des Kokoswaldes durch Tausende von prächtigen Leuchtkäfern und Feuerfliegen. Dann schrieb ich noch einige Notizen oder versuchte beim Scheine meiner Kokosöllampe zu lesen. Indessen wurde ich gewöhnlich bald so sehr von Müdigkeit übermannt, daß ich mich um 9 Uhr zu Bett verfügte, nachdem durch sorgfältiges Schütteln, wie morgens aus meinen Kleidern, die Skorpione und Tausendfüße daraus entfernt worden waren. Die großen schwarzen Skorpione (von 6 Zoll Länge) sind hier so häufig, daß ich einmal im Laufe einer Stunde ein halbes Duzend derselben sammelte. Auch Schlangen finden sich in großer Zahl. Die zierlichen grünen Peitschenschlangen hängen überall von den Zweigen der Bäume herab, und auf den Dächern der Hütten jagt bei Nacht die große Rattenschlange (*Coryphodon Blumenbachii*) Ratten und Mäuse. Obgleich sie harmlos und nicht giftig ist, bleibt es doch immer eine unangenehme Überraschung, wenn diese fünf Fuß lange Natter plötzlich bei allzueifriger Jagd durch die Dachlücken in das Zimmer und gelegentlich in das Bett hineinfällt.

Im übrigen wurde meine Nachtrabe durch die mannigfaltigen Bestien von *Belligemma* nur wenig gestört, abgesehen von dem Geheul des Schafals und dem unheimlichen Ruf des Teufelsvogels (einer Gule, *Syrnium Indrani*), sowie einiger anderer Nachtvögel. Die glockenartigen Stimmen der kleinen niedlichen Laubfrösche, die ihre Wohnung in großen Blumentelchen aufschlagen, wirkten eher wie ein Schummerlied. Dagegen ließ mich oft das Spiel der eigenen Ge-

danke nicht zur Ruhe kommen; die Erinnerung an die vielen Erlebnisse des vergangenen Tages und die Spannung auf diejenigen des kommenden. In langer glänzender Reihe zogen da alle die bunten Bilder an mir vorüber, mit denen mich die letzten Ausflüge und Beobachtungen bereichert hatten, und neue Pläne für den nächsten Tag wurden entworfen. Mit der braunen Bevölkerung von Belligemma, die zum größten Teile rein singhalesisches Blut besitzt, kam ich durch die mannigfaltigen Arbeiten im zoologischen Laboratorium, wie durch meine Versuche im Aquarellieren und Photographieren bald vielfach in nähere Berührung. Gleich anfangs hatte mich der „Native Doktor“ gebeten, ihm bei einigen chirurgischen Operationen behilflich zu sein, und dadurch hatte sich auch mein ärztlicher Ruf in einem Maße verbreitet, daß ich manchem lieben Kollegen in Deutschland die glänzende (wenn auch nicht einträgliche) Praxis gegönnt hätte. Bald kam ich sogar in den Ruf eines Tausendkünstlers und Hexenmeisters, der aus Pflanzen Zaubertränke und aus Seetieren Gold machen könne. Die wunderlichsten Anforderungen an meine schwarze Kunst wurden gestellt. Alt und jung begleitete mich scharenweise auf meinen Wanderungen durch das Dorf und dessen Umgebung. Alles, was ich tat und unternahm, war für sie interessant, und hinter allem vermuteten sie besondere Geheimnisse.

Sehr unterhaltend und zum Teil auch recht ergiebig gestaltete sich bald der Naturalienhandel mit den Eingebornen, und ich verdanke ihm manches schöne Stück für meine Sammlung. Insbesondere erwies sich der schon erwähnte Tauschhandel bald sehr vorteilhaft. Unter den verschiedenen Tauschwaren, die ich zu diesem Zwecke mitgebracht, waren namentlich eiserne Instrumente: Messer, Scheren, Zangen, Hammer usw. sehr begehrt; aber auch Glasperlen, bunte Steine oder dergleichen Schmuck. Den höchsten Wert besaßen jedoch — und es spricht das für den Kunstsinne der Singhalesen — bunte Bilderbogen, von denen ich ein paar Hundert mitgenommen hatte. Diese Kunstwerke, die allbekanntesten Lieblinge unserer Kinder, die berühmten „Bilderbogen aus Neu-Ruppin, Schön zu haben bei Gustav Kühn“ (Stück für Stück fünf Pfennig!) fanden in Belligemma den höchsten Beifall, und ich bedauerte nur, nicht noch mehr mitgenommen zu haben. Auch als Gastgeschenk wurden sie außerordentlich geschätzt, und ich konnte mit nichts Besserem mich erkenntlich zeigen für die Haufen von Kokosnüssen, Bananen, Mango und anderen edlen Früchten, welche mir meine braunen Freunde und besonders die

beiden Häuptlinge täglich in das Rasthaus sendeten. Bald fand ich alle vornehmeren Hütten des Dorfes mit diesen feinen Erzeugnissen der deutschen Malerei geschmückt; und selbst aus benachbarten Dörfern kamen einzelne Häuptlinge und verehrten mich Früchte und Blumen, um sich dadurch in den ersehnten Besitz von Neu-Ruppiner Bilderbogen zu setzen. Obenan im Range standen die Militaria: Preussische Ulanen, österreichische Husaren, französische Artillerie, englische Marine-soldaten usw. Ihnen folgten zunächst Theaterfiguren, die bekannten Phantasiestalten von Oberon und Titania, von der weißen Dame, der Nachtwandlerin und Wagners Nibelungenring. Daran schlossen sich die Haustiere: Pferde, Rinder, Schafe. Dann erst kamen die Bilderbogen mit Genrebildern, Landschaften usw. Je bunter und greller, desto schöner!

Durch diese gegenseitigen Geschenke und durch jenen Tauschhandel kam ich bald zu der Bevölkerung von Belligemma in ein sehr freundschaftliches Verhältnis; und wenn ich zu Fuß durch das Dorf wanderte oder auf dem Ochsenkarren hindurchfuhr, hatte ich nur immer rechts und links zu grüßen, um die ehrerbietigen Verbeugungen meiner braunen Freunde, die sie mit auf der Brust gekreuzten Armen ausführten, zu erwidern. Bei diesen Dorfpromenaden fiel mir, ebenso wie bei den späteren Besuchen anderer singhalesischer Dörfer, nichts so sehr auf wie die Seltenheit des schönen Geschlechts, namentlich der jungen Mädchen im Alter zwischen 12 und 20 Jahren; selbst unter den spielenden Kindern sind die Knaben weit überwiegend. Die Mädchen werden früh daran gewöhnt, im Innern der Hütten zu bleiben und dort häusliche Arbeiten zu verrichten. Dazu verblühen sie sehr bald. Oft schon mit 10 oder 12 Jahren verheiratet, werden sie bereits mit 20—30 Jahren alte Frauen. Großmütter von 25 bis 30 Jahren kommen häufig vor.

Große Liebhaber sind die Singhalesen von Tanz und Musik, beides allerdings in Formen, die wenig nach unserem Geschmacke sein würden. Die wichtigsten Instrumente sind Pauke und Tam-Tam, deren Kalbfell aus Leibesträften mit hölzernen Keulen bearbeitet wird, außerdem Rohrpfifen und ein primitives Streichinstrument mit einer einzigen Saite (Monochora). Wenn ich abends in der Nähe des Rasthauses den Lärm dieser ohrenzerreißenden Werkzeuge vernahm und demselben nachging, traf ich in der Regel vor einem Feuer unter einer Palmengruppe einen Trupp von einem halben oder ganzen Dutzend brauner nackter Kerle, die sich mit weißen, gelben und roten

Strichen phantastisch bemalt hatten und in den wunderlichsten Kapriolen umhersprangen. In weitem Kreise hockte eine andächtige Volksmenge dicht gedrängt umher und verfolgte diese grotesken Kunstleistungen mit größter Andacht. Um die Weihnachtszeit (welche auch für die Buddhisten das Fest der Jahreswende ist) wurden diese abendlichen „Teufelstänze“ häufiger und erhielten besondere religiöse Bedeutung. Die Hauptkünstler waren dann mit bunten Federn abenteuerlich verziert, trugen ein paar Hörner auf dem Kopfe und hatten einen langen Schwanz angebunden, ein besonderes Vergnügen der lieben Jugend. Springend und johlend zog jetzt öfter ein ganzer Trupp solcher Dämonen unter Musikbegleitung auch bei Tage durch das Dorf; während die nächtlichen Trinkgelage manches Mal zu etwas bedenklichen Orgien ausarteten.

Eine besondere buddhistische Feierlichkeit hatte am 19. Dezember der Häuptling des benachbarten Dorfes Tena-Pitga veranstaltet. Ich war als Ehrengast eingeladen und wurde nachmittags in feierlichem Aufzuge abgeholt. Ein ganzes Duzend alter, kahlgeschorener Buddha-priester in gelbem Talar empfing mich unter den Wipfeln eines ungeheuren heiligen Feigenbaumes und führte mich unter wunderlichem Gesänge in den Tempel, der mit Girlanden zierlich dekoriert war. Hier wurde mir das große Buddhabild, reich mit duftenden Blumen geschmückt, gezeigt und die Bedeutung der Wandmalereien (Szenen aus der Lebensgeschichte des Gottes) erklärt. Dann wurde ich auf einen Thronessel geführt, der dem Tempel gegenüber unter einer schattigen Bananengruppe errichtet war, und nun begann die eigentliche Vorstellung. Ein Musikchor von fünf Tam-Tam-Schlägern und ebenso vielen Flöten begannen einen Lärm auszuführen, der „Steine erweichen“ konnte. Zugleich erschienen auf 12 Fuß hohen Stelzen zwei Tänzer, die eine Reihe der wunderlichsten Evolutionen ausführten. Dazwischen trugen die Töchter des Häuptlings, üppige schwarzlockige Mädchen von 12—20 Jahren, mit sehr zierlichen Gliedmaßen, Toddy oder Palmwein in Kokoschalen und Zuckerbackwerk nebst Früchten zur Erfrischung umher. Von einer längeren Rede, die der Häuptling dann an mich hielt, verstand ich leider kein Wort; doch merkte ich, daß sie vorzugsweise die hohe Ehre betonte, die ihm heute durch meinen Besuch widerfuhr. Pantomimisch wurde dieselbe Idee durch eine Bande von zehn nackten, bunt bemalten und geschmückten Teufelstänzern ausgedrückt, welche rings um meinen Thron die tollsten Sprünge ausführten. Als ich endlich gegen Sonnen-



Buddhapriester.

untergang aufbrach und meinen Ochsenkarren aufsuchte, fand ich ihn ganz gefüllt mit den schönsten Bananen und Kokosnüssen, die die freundlichen Leute mir noch als Gastgeschenk mit auf den Weg gegeben hatten.

Skaun hatte ich hier als Ehrenpräsident eines echt singhalesischen buddhistischen Zauberfestes fungiert, so mußte ich — schon am nächsten Tage! — eine entsprechende Funktion bei der Jahresfeier der Wes-

lenianischen Mission ausüben! Am folgenden Morgen (den 20. Dezember) erschien unvermutet in einem Wagen aus Punt-Galla der Präsident der dortigen Wesleyanischen Mission (eine Religionsgesellschaft, die unseren Herrenhutern ziemlich nahe steht). Er teilte mir mit, daß in der hiesigen Schule derselben heute zum Schlusse des Jahresunterrichts eine feierliche Preisverteilung stattfindet, und daß ich ihrer guten Sache keinen größeren Dienst erweisen könne, als wenn ich selbst die Prämien an die Kinder verteile. Trotz allen Sträubens mußte ich mich doch schließlich fügen. Hatte ich gestern dem großen Buddha gehuldigt, so mußte ich heute dem guten Herrn Wesley einen Gefallen tun. Ich wanderte also nachmittags in das kleine offene Schulhaus, wo etwa 150 Kinder in weißen Kleidern (teils aus Belligemma, teils aus benachbarten Dörfern) versammelt waren. Zuerst wurden mehrere Gesänge aufgeführt, die jedoch für die musikalische Bildungsstufe des braunen Schulmeisters kein besonders erfreuliches Zeugnis ablegten; es kam mir vor, als ob die 150 Kinder (etwa 90 Knaben und 60 Mädchen) mindestens 50 verschiedene Melodien gleichzeitig exekutierten. Die mangelnde Harmonie suchten sie offenbar durch Stärke und Höhe der Stimme zu ersetzen. Dagegen fiel das folgende Examen in biblischer Geschichte und englischer Grammatik recht befriedigend aus. Auch die aufgelegten Schreib- und Zeichenhefte waren nicht übel, wenigstens in Anbetracht des Umstandes, daß sie im Paradiese von Ceylon unter 6 Grad nördlicher Breite entstanden waren. Nun hielt der Referent N. eine feierliche Rede, an deren Schlusse er mich aufforderte, die dreißig ausgesetzten Prämien an die fleißigsten Schulkinder zu verteilen. Ich rief die Namen derselben, einer Liste folgend, auf, und jedesmal kam der kleine Singhalese mit strahlendem Antlitze vor und empfing mit tiefer Verbeugung aus meiner Hand seine Belohnung: ein englisches Buch oder eine Bilderbibel. Zum Schlusse wurde alles mit Kaffee und Kuchen traktiert. Meine Freunde in Galla und Colombo, welche durch die Zeitung von diesen meinen außerordentlichen Leistungen erfuhren, hatten darüber großen Spaß.

Die merkwürdigste Feier jedoch, welcher ich während meines Aufenthaltes in Belligemma beiwohnte, war das Begräbnis eines alten Buddhapriesters am 13. Januar. Während die gewöhnlichen Menschen einfach begraben werden (und zwar im Garten hinter dem Wohnhaus oder im nahen Kokospark), so werden die Priester allein der Ehre der Verbrennung teilhaftig. Diesmal handelte es sich um

den ältesten und angesehensten Priester des Dorfes, und demgemäß war in der Nähe des Haupttempels ein gewaltiger Scheiterhaufen mitten im Kokoswalde aus Palmenstämmen aufgeschichtet. Nachdem die Leiche auf einer hohen, blumengeschmückten Bahre unter feierlichen Gesängen durch das Dorf getragen worden war, zog eine Schar von jungen Buddhapriestern in gelber Toga sie auf den Scheiterhaufen hinauf, der eine Höhe von ungefähr dreißig Fuß hatte. Die vier Ecken desselben wurden durch vier hohe, im Boden wurzelnde Kokosstämme gestützt, zwischen welchen baldachinartig ein großes weißes Tuch ausgespannt war. Nach Ausführung verschiedener Zeremonien, feierlicher Gesänge und Gebete, wurde um 5 Uhr abends unter lautem Tam-Tam-Lärm der Scheiterhaufen angezündet. Die rings versammelte braune Volksmenge, mehrere Tausend Köpfe stark, die den umgebenden Kokoswald erfüllte, folgte nun mit größter Spannung der Verbrennung der Leiche, besonders aber dem Moment, in welchem der Baldachin von den Flammen ergriffen wurde. Die aufsteigende heiße Luft blähte dieses horizontal ausgespannte weiße Tuch gleich einem gewaltigen Segel hoch empor, und es war schon die Dunkelheit hereingebrochen, ehe dasselbe von den hochauflodernden Flammen ergriffen und verzehrt wurde. In diesem Augenblick durchtobte tausendstimmiger, lauter Jubel den stillen Wald; die Seele des brennenden Oberpriesters war jetzt gen Himmel geflogen. Zugleich gab dieser feierliche Moment das Signal für den Beginn des heiteren Festteiles. Reiskuchen und Palmenwein wurde herumgereicht, und es begann eine laute und lustige Zecherei, die den größten Teil der Nacht hindurch rings um den noch immer brennenden Scheiterhaufen fort dauerte.

Abgesehen von diesen Feierlichkeiten und einigen weiteren Exkursionen in die Umgegend erlitt mein einsames Stilleben im Rasthause zu Belligemma nur selten eine Unterbrechung. Dann und wann kam auf seiner Inspektionsreise durch die Provinz ein englischer Regierungsbeamter, der ein paar Stunden im Rasthause verweilte, auch wohl den Abend mit mir speiste und dann weiterfuhr. Unbequeme Besuche waren ein paar singhalesische Schulmeister, die, durch den Ruf meines Laboratoriums angezogen, aus weiterer Entfernung angereist kamen, sich mir als Kollegen vorstellten und alles mögliche wissen oder sehen wollten. Nun bin ich zwar allerdings in der Hauptsache auch nur ein Schulmeister und habe demgemäß vor meiner Kaste natürlich den größten Respekt. Allein die besondere Spezies

des Praeceptor singhalensis, die ich hier näher kennen lernte, war doch wenig nach meinem Geschmacke und ich war froh, wenn ich diese zudringlichen und eingebildeten, dabei aber doch sehr unwissenden Gesellen glücklich abgeschüttelt hatte. Daneben lernte ich übrigens später einige angenehmere und unterrichtete Exemplare derselben Gattung kennen. Der merkwürdigste unter den vielen neugierigen Besuchen, welche ich während meines dortigen Aufenthaltes empfang, überraschte mich jedoch zur Weihnachtszeit. Ich kam abends spät sehr ermüdet von einer weiten Exkursion nach Boralu zurück, als schon vor dem Rasthause Sokrates mir entgegenkam und mit geheimnisvoller Miene mir zuflüsterte, daß vier fremde „Ladies“ seit einer Stunde schon auf mich warteten. In der That erblickte ich bei meinem Eintritt in das dunkle Rasthaus auf der Bank sitzend vier Damen in europäischer, aber höchst geschmackloser Kleidung. Wie erschraf ich aber, als der flackernde Schein der Kokoslampe auf vier alte Hexengesichter fiel, von denen eins immer häßlicher und runzlicher war als das andere. Wären es drei gewesen, so würde ich sie für die drei Borkhaden aus der klassischen Walpurgisnacht gehalten und ihnen nach dem Muster des Mephistopheles einiges Unangenehme gesagt haben. Glücklicherweise wurde mir dies erspart; denn die älteste der vier braunen Huldinnen (sie mochte wohl über 50 Jahre zählen) begann mir ebenso höflich als würdevoll in leidlich gutem Englisch mitzuteilen, daß sie die wißbegierigen Töchter des Häuptlings aus einem benachbarten Dorfe seien, und daß der Großvater ihrer Mutter ein Holländer gewesen sei; da sie wissenschaftliche Interessen besäßen, wünschten sie meine Sammlung zu sehen und photographiert zu werden. Ich bat sie am anderen Morgen wiederzukommen. Zur Photographie konnte ich mich freilich nicht entschließen; aber durch Demonstration des Laboratoriums konnte ich doch ihren Wißenstrieb befriedigen.“

Die Nikobaren

von

Carl Chun.¹⁾

Harmlos und gutmütig wie die Singhalesen erwiesen sich auch die Bewohner der Nikobaren, jener Inselgruppe im Indischen Ozean den Mitgliedern der deutschen Tiefsee-Expedition, die ihnen im Jahre 1899 einen Besuch abstatteten. Der Leiter dieser Expedition, Professor Dr. Chun entwirft ein fesselndes Bild dieses eigenartigen Völkchens. Insbesondere interessiert uns ihr wunderlicher Glaube an einen bösen Geist sowie die seltsamen Veranstaltungen, die sie treffen, sich dieses bösen Geistes zu erwehren. Das Klima der von der Natur so reich gesegneten Inseln ist durch das auf ihnen herrschende Fieber nämlich ein geradezu mörderisches. „Im Hafen von Nankauri hat eine Mission der anderen weichen müssen, ohne daß trotz aller Aufopferung eine nachhaltige Einwirkung auf die Eingeborenen erzielt worden wäre. Die von dem englisch-indischen Gouvernement errichtete Strafkolonie mußte 1889 wegen des Fiebers aufgegeben werden — nur der Eingeborene, obwohl selbst nicht gegen das Fieber gezeit, hat ausgehalten. Sein ganzes Dichten und Trachten geht darauf hinaus, sich gegen die Wirkungen einer ihm unheimlichen in den Dschungeln lauernden Heimsuchung zu schützen, und lange Erfahrung hat ihn dazu gebracht, daß er bei seinen Versuchen sich des Iwi — wir dürfen wohl sagen: der Malaria — zu erwehren, einige rationelle Wege einschlägt. Freilich läuft gar mancher Spuk mit

¹⁾ Aus: „Aus den Tiefen des Weltmeeres von Carl Chun. Schilderungen von der Deutschen Tiefsee-Expedition. Mit 6 Chromolithographien, 8 Helio-
gravüren, 32 als Tafeln gedruckten Vollbildern, 2 Karten und 390 Ab-
bildungen im Text. Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1900.“

unter, aber immerhin hat es doch der Nikobarer verstanden, das *utile cum dolci*¹⁾ zu vereinen, indem er mit Tränenmahl, Stocquellen, Ahnengalerien, fliegenden Holländern, Flederwischen, Palmweinrausch und Schweinebraten seinem Iwi zu Leibe geht.

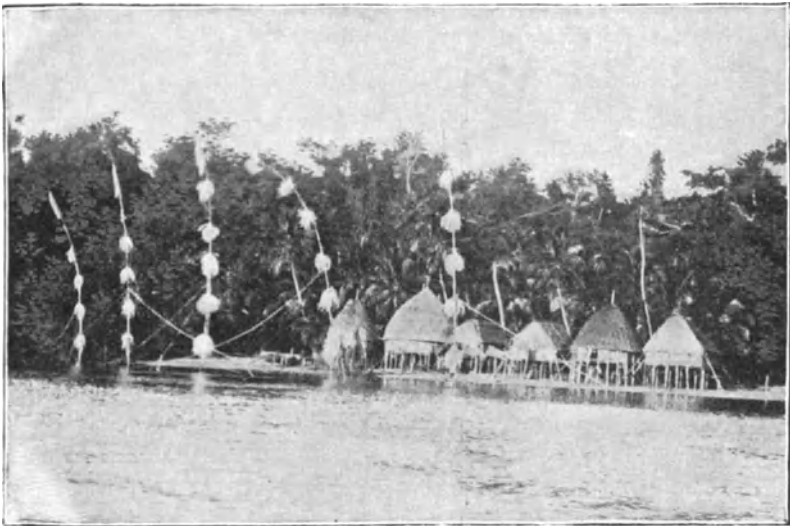
Die Nikobaren teilen sich in drei Gruppen, deren südlichste von Klein- und Groß-Nikobar gebildet wird. Das letztere ist langgestreckt, dicht bewaldet und mit nicht sehr hohen, bis 600 m aufsteigenden Bergketten ausgestattet. Zwischen beiden Inseln verläuft der St. Georgs-Kanal, in dem wir am Abend des 7. Februar unter dem Schutz eines kleinen Inselchens, nämlich Kandul, vor Anker gingen. Eine Bootfahrt, die wir nach Kandul unternahmen, ergab, daß die Insel vollständig unbewohnt ist. Der sandige Strand war bedeckt mit Bruchstücken von Riffkorallen und Orgelkorallen (*Tubipora*); zahlreiche Krabben mit senkrecht erhobenen, walzenförmigen Augen wühlten sich gewandt bei unserer Annäherung in den Korallenjand ein. Am Strande trat wiederum die auf salziges Terrain beschränkte Sandflora auf, welche sich aus *Barringtonien* mit ihren großen Schwimmsfrüchten, zahlreichen *Pandanus*, einigen der Gattung *Cycas* zugehörigen *Palmen* und zahlreichen *Casuarinen*, die mit ihrem feinen Laube die steilen Hänge deckten, zusammensetzte. Fliegende Hunde hatten sich in den Bäumen aufgehängt und führten ein wahrhaft infernalisches Konzert auf.

Die mittlere Gruppe der Nikobaren setzt sich aus drei größeren Inseln zusammen, nämlich *Kachal*, *Nankauri* und *Karmorta*. Nachdem wir das ganz bewaldete *Kachal* umfahren hatten, eröffnete sich zunächst der Ausblick auf das kahlere *Karmorta* mit seinen grünen Hügeln, welches so nahe an *Nankauri* heranrückt, daß nur ein enger, gewundener Durchgang, der trefflich geschützte, aber heiße und durch *Malaria* verrufene Hafen von *Nankauri*, frei bleibt. Seine Umgebung ist eine außerordentlich malerische: der Urwald tritt bis an das Ufer heran, und scharf heben sich die Hütten der Eingeborenen von dem dunklen Hintergrunde ab. Bei der Einfahrt wurden wir in hohem Grade gefesselt durch rotbraune nackte Männer, die mit *Sarpunenlänzen* auf den Klippen stehend dem Fischfange oblagen. Obwohl in den Segelhandbüchern die Bewohner der Nikobaren als *Seeräuber* dargestellt werden und Vorsicht bei einem Besuche der

¹⁾ Das Nützliche mit dem Angenehmen.

Inseln anempfohlen wird, reizten doch die beiden Ansiedlungen derart zu einem Besuche, daß wir vor einer derselben, nämlich Itu, auf 16 Faden Tiefe ankerten, ein Boot aussetzten und eine Landung unternahmen.

Ein Nikobaren-Weiler macht einen so fremdartigen Eindruck, daß das Erinnerungsbild getreu bis in alle Einzelheiten in uns haften geblieben ist. Sechs große Hütten, die meisten wie Bienenkörbe gestaltet und auf hohen Pfählen stehend, sind an dem Strande



Pfahldorf Itu mit den im Wasser stehenden Geisterbäumen.

in Fluthöhe angelegt. Der Urwald, gebildet aus prächtigen Exemplaren des *Calophyllum* mit seinen duftenden weißen Blüten, aus der *Heritiera litoralis* mit ihren brettförmigen Wurzelplanen, aus *Erythrina* und *Pongamia*, über welchen die eleganten Wedel der Kokos-, Rotang- und Pinang-Palmen hinausragen, tritt dicht bis an die Ansiedlung heran. Von weitem schon ist sie dadurch kenntlich, daß in das Wasser Bambusstämme eingerammt sind, an denen in regelmäßigen Intervallen 5 bis 7 Blattquirle angebracht werden. Wir zählten 6 solcher mit Tauen aus Rotang gegen das Umfallen gesicherten und den abergläubischen Sinn der Bevölkerung von vornherein andeutenden Geisterbäume. Die Annäherung wird durch Ko-

rallenbänke erschwert, zwischen denen zahlreiche schwarze Solothurien und elegant schwimmende Seeschlangen sich umhertrieben. Ein mit weißer Jacke und einem Sarong bekleideter jüngerer Mann orientierte uns in gebrochenem Englisch über die Landungsstelle und versicherte, daß wir freundlich aufgenommen werden würden. Durch einen mehrjährigen Aufenthalt auf den Andamanen war er wenigstens insoweit von der Kultur belectt worden, daß er mit seinen schwer verständlichen Brocken Englisch über einige Verhältnisse Auskunft zu geben vermochte. Wenn auch unser Aufenthalt in Itu sich nur auf einen Nachmittag erstreckte, so dürfte es vielleicht von Interesse sein, über das fesselnde Treiben der in paradiesischer Einfachheit lebenden Eingeborenen einen bescheidenen Bericht abzustatten. Zum ersten Male in meinem Leben traten mir vollständig nackte Eingeborene entgegen, die nur eine dünne Lendenschur trugen. Es waren zwei alte Männer, die würdig auf uns zukamen und freundlich die Hände schüttelten. „Nichts ist züchtiger und anständiger als die simple Natur“: unwillkürlich dachte man an den Ausspruch von Lessing, als diese unbekleideten Menschen unbefangen uns begrüßten und zu dem Besuche des Weilers einluden.

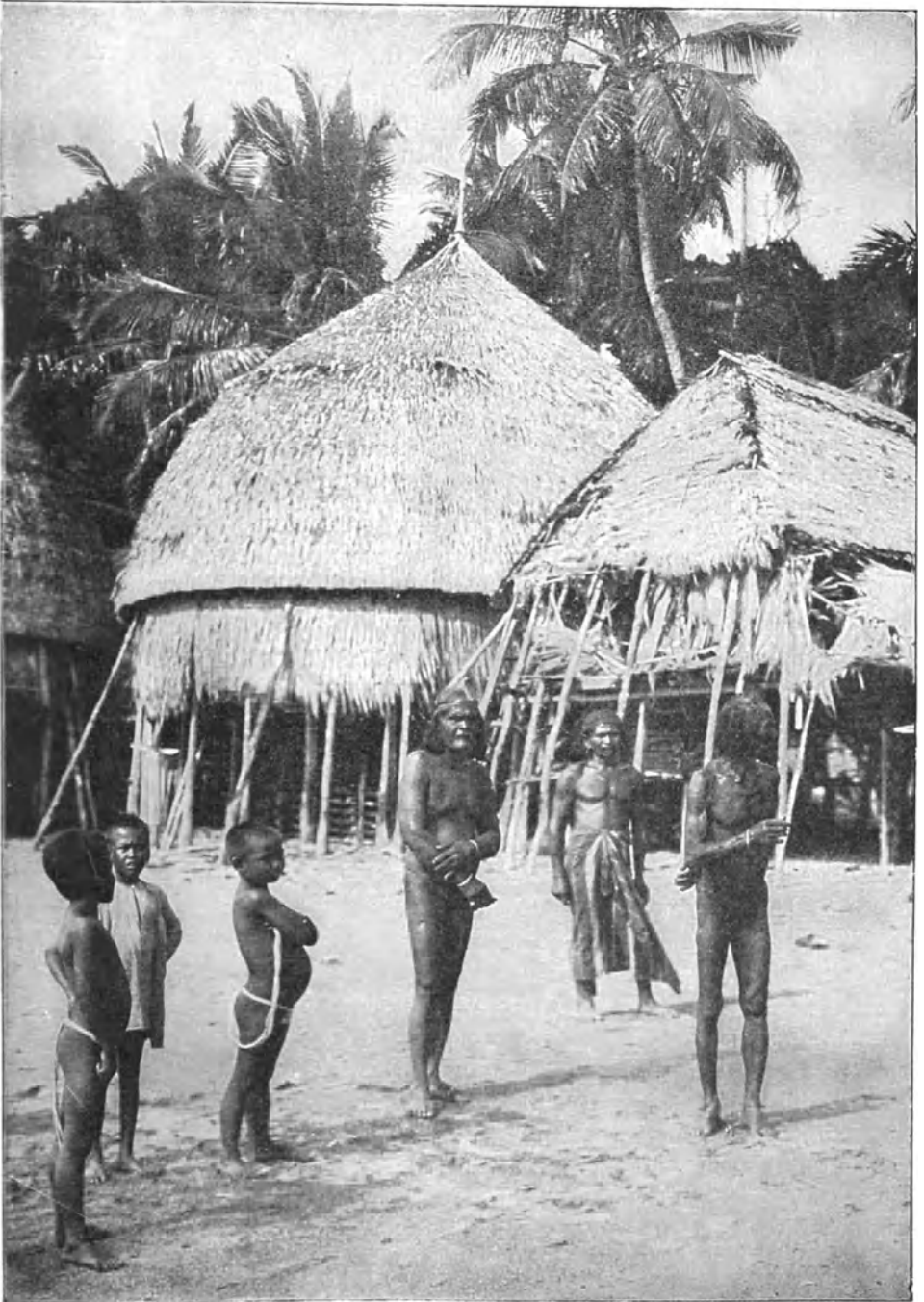
Die übrigen Eingeborenen hatten offenbar Zeit gefunden, weniger aus Schamgefühl, denn aus einer Regung der Eitelkeit Kleidungsstücke anzulegen; die einen trugen einen Sarong, die anderen kurze Schwimmhosen oder Jacken, und nur die Jungen gingen nackt bis auf einen Streifen weißen oder roten Lendentuches, dessen Ende sie kokett um einen Arm geschlungen hatten. Das erste, was uns an allen älteren Leuten auffiel, war die geradezu grauenvolle Mißgestaltung des Gebisses durch übermäßiges Betel-Kauen. Das Zahnfleisch war geschwollen und die Vorderzähne fehlten oder standen in Stümpfen schräg hervor: ein widerwärtiger Anblick, an den man sich erst allmählich zu gewöhnen hatte. Alle früheren Reisenden berichten übereinstimmend, daß die Mikobarer zu den häßlichsten Naturvölkern gehören. Ich kann diesem Urteile nicht ganz beistimmen. Die beiden alten Männer, welche uns zuerst entgegenkamen, waren wohlgebauete, kräftige Gestalten und wiesen, abgesehen von der Verunstaltung des Mundes, entschieden interessante Züge auf. Unter den jüngeren Leuten trafen wir einen an, der, wenn nicht als schön, so doch mindestens als wohlgestaltet bezeichnet werden muß, und die Jungen waren durchweg das, was man gewöhnlich „allerliebste Bengels“ nennt. Be-



Wald mit Kokos- und Rotang-Palmen auf Nankauri (Nikobaren).

reitwillig gingen die Eingeborenen darauf ein, sich photographieren zu lassen, und so dürften denn unsere ungeschminkten Aufnahmen auch dem Leser ein Urteil ermöglichen. Wenn die Physiognomien ernst und mißtrauisch scheinen, so mag man dies auf Rechnung des Unbehagens setzen, welches der geheimnisvolle photographische Apparat erweckte.

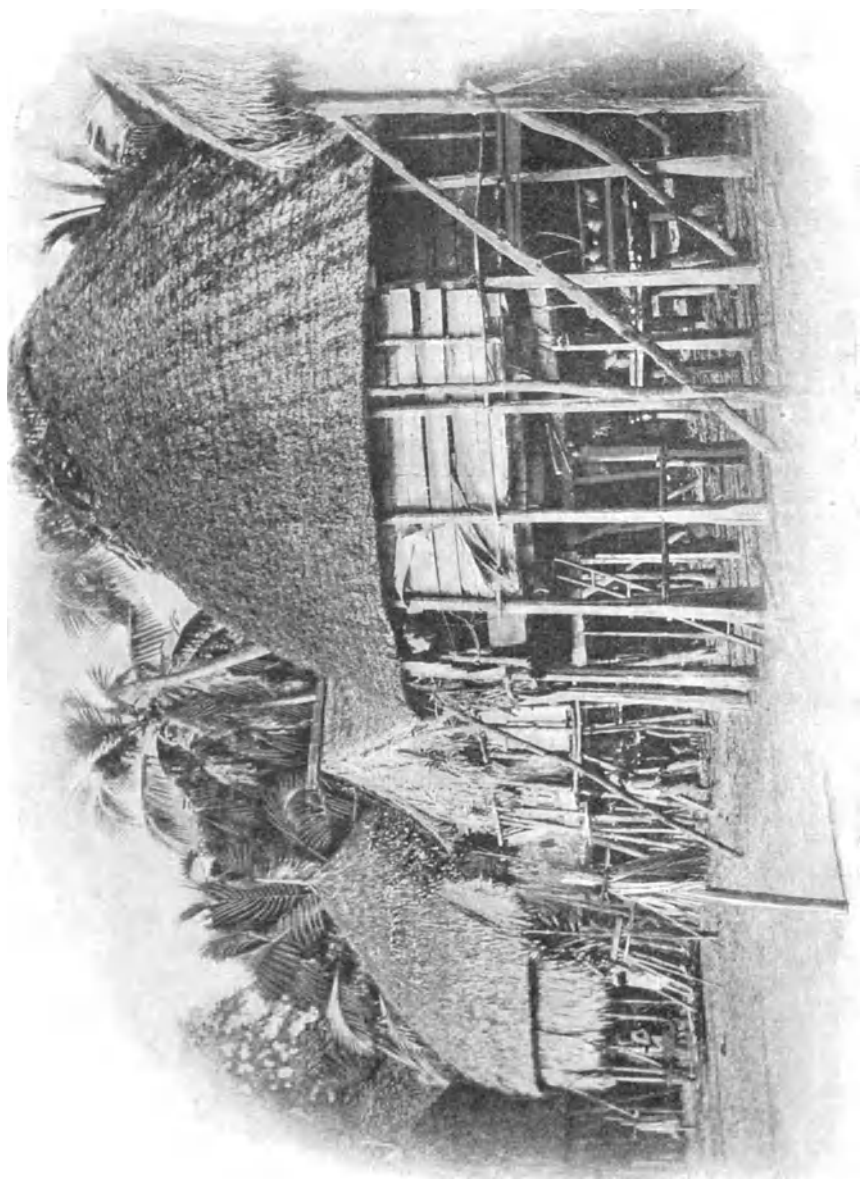
Die Hautfarbe der Nikobarer ist etwas dunkler als diejenige der Malaien, und zeigt einen ganz entschiedenen Stich in das Rotbraun, der namentlich bei den am Ufer fischenden, zuerst bemerkten Leuten so auffällig hervortrat, daß man an die Rothhäute Nordamerikas erinnert wurde. Die Nikobarer sind durchschnittlich etwas größer als die Malaien; mit etwa 1,6 m kommen sie der Größe des Europäers gleich. Die Kimbacken treten stark hervor, die Nase ist abgeplattet und der breite Mund etwas aufgeworfen. Eine Schiefstellung der Augen fiel bei keinem auf; sie liegen meist tief, sind von kräftigen Augenbrauenbogen überdacht und zeigen das obere Lid durch eine übergreifende Hautfalte verdeckt. Eine Abflachung des Hinterhauptes, die nach früheren Berichten bei den Kindern künstlich herbeigeführt wird, trat nicht gerade auffällig hervor. Die schwarzen Haare sind dicht und lang; ein alter Mann trug ein so stattliches, auf die Schultern herabwallendes und durch einen Keifen zusammengehaltenes graues Gelock, daß ich es Freund Dahn als Vorbild für seine Schilderung der Germanen anempfehle. Bei anderen Männern wurde das bald stark gewellte, bald straffe Haar etwas kürzer getragen. Zwei Männer — darunter unser Dolmetscher — hatten es in der Mitte gescheitelt und, reichlich mit Kokosöl gesalbt, glatt herabgekämmt, während die Jungen kurz geschoren gingen. Keiner besaß auch nur einen Anflug von Bartwuchs. Der Körper ist wohl proportioniert und zeigte mit Ausnahme eines älteren, zu Fettanjah neigenden Mannes eine kräftig ausgearbeitete Muskulatur und stark hervortretende Venen. In den bei älteren Leuten durchbohrten Ohr läppchen steckten Stäbe aus Bambus; auch dienten sie bei dem Mangel der Bekleidung als Taschen oder Etuis für die Zigarren, welche mit Freuden entgegengenommen wurden. Eine Tätowierung war nicht zu bemerken. An Schmuck trugen die Männer silberne Armreifen und Fingerringe. Ihre Sprache fiel durch die auch schon von früheren Reisenden erwähnten gurgelnden Laute auf, die freilich den Jungen weniger eigentümlich waren. Über die Weiber vermag ich



Eingeborene auf Nankauri. Nikobaren.

leider keine weiteren Angaben zu machen, als daß die älteren mit ihren stark vortretenden Backenknochen, platten Nasen und durch Betelkauen entstelltem Mund von abschreckender Häßlichkeit waren. Sie hockten mit nacktem Oberkörper in ihren verrauchten Hütten, und es kostete Mühe, ihnen klar zu machen, daß sie dieselben behufs photographischer Aufnahmen verlassen möchten. Als sie dann endlich zum Vorschein kamen, erweckten sie die ungeteilte Bewunderung der männlichen Bevölkerung ob ihres schmucken Kostüms; die Haare triefen von Kokosöl und der Körper steckte in baumwollenen Tüchern mit den schreiendsten roten Mustern und in Jacken, die teils verkehrt, teils gar nicht zugeknöpft waren.

Von den sechs Hütten waren drei im Grundriß quadratisch gestaltet und wurden, wie wir bald bemerkten, nur als Vorratsräume benutzt. Demselben Zwecke diente eine kleinere siebente Hütte, die in weiterer Entfernung etwas versteckt errichtet war. Die Wohnhütten zeigen eine Form, wie sie in dem ganzen malaiischen Archipel mit Ausnahme der Insel Engano nicht wiederkehrt: sie sind rund und gleichen von weitem riesigen Bientkörben. Die Ansiedlungen werden durchweg im Bereiche des Flutwassers angelegt, möglichst geschützt gegen den Südwest-Monsun, aber dem heiteren Nordost-Monsun ausgesetzt. Alle Hütten stehen auf hohen Pfählen, welche aus zugehauenen Baumstämmen gefertigt sind. Die Rundhütten wiesen etwa 18 in einen Kreis gestellte Außenpfähle auf, zu denen hie und da noch schräg stehende Pfähle sich hinzugesellten. Innerhalb der Außenpfähle trifft man noch eine Anzahl in Reihen stehender Innenpfähle, welche kreuzweise übereinanderliegende Bambusstämme stützen. Der Fußboden der Hütten liegt 2—2½ m über der Erde, so daß man bequem unter ihm durchzugehen vermag. Innerhalb der den Boden stützenden Pfosten wird der Raum zum Aufstapeln von Vorräten benutzt, die entweder auf rohen Gestellen oder auf Plattformen liegen, welche an Rotangstricken aufgehängt sind. Das kugelförmig gestaltete, mit einem geschnitzten Pfahle gekrönte Dach ist hochgewölbt und gedeckt mit den Fasern der Ripa-Palme. Die Seitenwände des Wohnraumes werden durch eine Bretterverschalung geschützt und außen, wie an zwei Hütten zu bemerken war, entweder mit Palmbast oder Palmwedeln bedeckt. Eine Leiter führt zu dem viereckigen Eingang der Hütte, der durch eine Klappe aus Palmfasern geschlossen werden kann.



Wohnhütten mit Bretterverschalung; links ein Geisterpfahl.

Was bei dem Betreten des eigentlichen Wohnraumes in erster Linie auffällt, ist die große Zahl von Menschen, die in demselben ihren häuslichen Beschäftigungen nachgehen. Ich bemerkte etwa zehn Personen, meist ältere Weiber mit nacktem Oberkörper, welche eifrig damit beschäftigt waren, für das noch zu schildernde Geisterschiff Bananenblätter zu zerschlitzen. In der Mitte der Hütte hing ein bunt bemaltes viereckiges Brett, das mit grünen Girlanden aus zerschlitzenen Blättern behängt war. Ich hielt es anfänglich für einen Ausputz des Geisterschiffes, ersah aber aus älteren Darstellungen, daß das Brett mit den Blattkränzen, denen man Zauberkraft zuschreibt, in jeder Hütte sich befindet. Da die Blattkränze bei festlichen Gelegen zur Abwehr gegen böse Geister um den Hals gelegt werden, erhielten sie von den biederen Missionaren, den mährischen Brüdern, den Namen „Saufkranz“. Gegenüber dem Eingang befindet sich der niedrige, von Steinen umrahmte Herd aus sandiger Erde. Auf ihm briet ein älterer Mann ein in zwei Teile zerlegtes Huhn, wobei getrocknete Palmblätter als Feuerungsmaterial dienten. Neben mannigfachen Schmucksachen, Tüchern, Perlensträngen und geflochtenen runden Körben, welche an der Decke der Hütte aufgehängt waren, fielen vor allen Dingen die bizarren Fetische auf, welche an den Wänden aufgestellt waren: fast lebensgroße geschnitzte Figuren mit Lendenbinden bekleidet und Waffen in den steif ausgestreckten Händen schwingend. Wahrlich — etwas Wunderlicheres, als diese groteske Versammlung von etwa fünfzehn Fetischen, die zum Teil dem Europäer mit Zylinderhut nachgebildet waren, habe ich in meinem Leben nicht zu Gesicht bekommen!

Der Aufenthalt in der Hütte war durch den Rauch und den Geruch der zusammengedrängten Menschen kein angenehmer, aber entschieden doch insofern für den Eingeborenen ein zweckdienlicher, als schwerlich die das Fieber bedingenden Moskitos hier eindringen werden. Sicherlich entsprang die für malaiische und papuanische Völkerschaften charakteristische Gewohnheit, die Hütten auf Pfahlbauten oder auf Bäumen zu errichten, nicht lediglich der Furcht vor Überfällen, sondern auch der durch lange Tradition gekräftigten Erfahrung, daß sie Schutz gegen die Malaria bietet. Die Moskitos fliegen im allgemeinen nicht sehr hoch; wenn der italienische Hirt in der Campagna auf hohen Gestellen schläft, unterhalb deren er ein qualmendes Feuer anzündet, so sucht er sich in derselben Weise gegen das

Fieber zu schützen, wie die in verrauchten und fast hermetisch abschließbaren Pfahlhütten sich zusammenschlingenden Naturvölker.

An Haustieren bemerkten wir schwarze Schweine, zahlreiche Hühner und eine mittelgroße ziemlich sanfte Hunderasse. Das Schwein gibt den Festbraten des Nikobarers ab, dem im übrigen die tropische Umgebung reichlich den Tisch deckt. Seine Lieblingsnahrung



Wohnhütte (seitlich mit Palmmadeln gedeckt) und Weijerschiff.

ist eine aus den Früchten des *Pandanus melleri* bereite Pasta, welche die Stelle des Brotes vertritt. Überall fanden wir auf den Vorratsgestellen die eingesammelten Pandanusfrüchte aufgestapelt. Daneben ist es die Kokospalme, der treue Begleiter des tropischen Menschen, welche auch dem Nikobarer zur Bestreitung des Lebensunterhaltes unentbehrlich ist. Man reichte uns, als wir eine Zeitlang in der glühenden Sonnenhitze am Strande gegangen waren, aufgeschlagene Kokosnüsse, deren wässriger Inhalt uns ein wahres Labfal war. Durch Anschneiden der Knospen- und Blütenstengel gewinnt der Nikobarer seinen Palmwein oder Toddy, den er in Bambus-Genningfen, Aus fernen Zonen.

gefäßen auffängt. Aus der Sagopalme, der *Cycas Rumphii*, bereitet er den stärkemehlreichen Kuchen, während sonst noch Bananen, Papanas, Mangos und Ananas gegessen werden.

Daneben spendet das Meer reichlich seine Schätze. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß der Nikobarer ein trefflicher Fischer ist, der mit Harpunenlanzen von guter Arbeit, mit Reusen und Netzen die verschiedenartigen schmackhaften Fische erbeutet. Weniger scheint er die Jagd zu lieben, die seinem furchtsamen Naturell nicht zusagt. Immerhin erbeutet er Wildschweine mit Wurflanzen; größere Jagdgesellschaften sollen sogar den behenden Büffeln zu Leibe gehen. Wie alle Naturvölker sind auch die Nikobarer scharfe Beobachter der umgebenden Natur, welche die verschiedenartigen Pflanzen und Tiere wohl unterscheiden und mit besonderen Namen belegen.

Dem Geschick im Fischfang entspricht denn auch die treffliche Herstellung der Boote. Sie werden aus den Stämmen des *Calophyllum* gefertigt, sind mit Auslegern, einem Mast und mit aus Rotangblättern oder aus erhandelter Segelleinwand gefertigten Segeln versehen. Das Vorderende läuft in einen elegant geschweiften Bug aus; mehrere Sitzbretter ermöglichen einer größeren Zahl von Personen das Rudern mit den in ein langes Ruderblatt auslaufenden Paddeln, welche aus dem roten Holze des wilden Mangostan hergestellt werden. Es gelang mir, vor der Abfahrt eines der Ruderboote zu erwerben, in denen die Eingeborenen an das Schiff herangekommen waren; es steht jetzt als interessantes Schaustück im Völkermuseum zu Leipzig. Auf dem stillen Fahrwasser längs des Strandes bemerkte ich außerdem noch einzelne Eingeborene, die von auffällig kleinen Booten aus stehend fischten.

Ein merkwürdiger Zufall brachte es mit sich, daß wir die Eingeborenen bei einer Beschäftigung antrafen, welche frühere Reisende und Missionare, die sich längere Zeit auf den Nikobaren aufhielten, fast nur von Hörenjagen kannten. Sie mühten sich nämlich eifrig mit der Herstellung eines eigenartigen Fahrzeuges ab, das als Geisterkiff in ihren abergläubischen Vorstellungen eine wichtige Rolle spielt.

Dichten und Trachten des Nikobarers wird, wie bei allen Naturvölkern, von dem Glauben an böse Geister beherrscht. Insbesondere sind es die Geister der Verstorbenen, die *Twis*, welche sich wieder nach einem Körper sehnen und in irgend jemand hineinzufahren versuchen. Der Geist des Toten bleibt ohne Heimat, ohne Eigentum

und Freuden und versucht, sich ganz von dem toten Körper loszumachen und von irgend einer Person Besitz zu ergreifen. Hat er sich eines Lebenden bemächtigt, so bemerkt es der Betreffende bald



Fetisch (Kareau) der Nikobaren.

an allerhand Heimfuchungen, unter denen namentlich das Fieber eine Hauptrolle spielt. Um das zu verhüten und dem Iwi das Verweilen bei der Leiche annehmlicher zu machen, gibt man dem Verstorbenen alles mit in das Grab, was ihm im Leben von Wert war. Zugleich entsagen die Anverwandten für längere Zeit allen Freuden und Genüssen — namentlich auch dem Beteltauen — um

den Geist zu verjöhnen. Der Name des Verschiedenen wird nicht mehr genannt, und jede Beziehung wird dadurch abgebrochen, daß man sich von der Hinterlassenschaft losjagt. Der Aberglaube gewinnt die Oberhand über die Gier nach Besitz: der Schmuck wird der Leiche beigegeben und die Waffen nebst dem Hausgerät stellt man verpackt oder zerbrochen auf dem Grabe auf. Die Eingeborenen führten mich nach dem dicht hinter der letzten Hütte gelegenen Friedhof, einem kleinen, mauerisch im Kokosgebüsch versteckten Platz, in dessen Umkreis einige kurz gehauene Pfähle eingerammt waren. Auf ihm standen zwei zusammengeschnürte Bündel von mannigfadem Gerät, deren eins an einer über die Stgabeln von zwei Stämmen gelegten Querstange befestigt war. In der Mitte zwischen diesen Bündeln stand noch ein Pack zusammengebundener Speere und Angelharpunen. Was in den fest verschnürten und teilweise mit Rattunlagen unwickelten Bündeln enthalten war, konnte ich nicht erkennen; an dem einen hingen Kokoschalen, an dem anderen ein sorgfältig verbundenes Paket. Auf dem Boden lagen geflochtene Körbe, zerbrochene Tonschalen, ein Hammer, und außerdem waren an einer Rotangseilnur Kalebassen aus Kokoschalen aufgehängt.

Da die Twi trotz aller Vorsichtsmaßregeln häufig auch in die Hütten hineinfahren, so werden die schon erwähnten Geisterbäume im Wasser errichtet. Roegstorff hielt diese Wahrzeichen der Mikobarerweiber für Landmarken, bestimmt, den landenden Booten die feichten, unzugänglichen Stellen anzudeuten. Andere Beobachter vermuten in ihnen Vorrichtungen, welche mit dem Glauben an böse Geister in Zusammenhang zu bringen sind. Entschieden ist die letztere Vermutung zutreffender, da die Eingeborenen als tüchtige Fischer nicht erst dieser absonderlichen, mit Laubbüschel verzierten Bambuspfähle bedürfen, um sich über die Fahrinne zu orientieren. Wenn ich die Geisterbäume als Vorrichtungen betrachte, welche den Twi von der Ansiedelung abhalten sollen, so bestimmt mich einerseits die Tatsache, daß ebensolche mit Laubbüscheln ausgestattete Bäume auf Grabplätzen errichtet werden, andererseits die in früheren Berichten nicht erwähnte Wahrnehmung, daß ähnliche Pfähle, nur viel kürzer und oben in einen einzigen Quirl von Blättern auslaufend, vor jeder der drei Wohnhütten aufgestellt waren. Sie gleichen jenen, welche man bisweilen auf Gräbern antrifft, wo sie als kräftiger Zauber gegen den Twi gelten. Wie die letzteren, so tragen auch die Geisterpfähle vor den Wohnstätten Kokoschalen.

Wie man die Weiler und die Wohnhütten gegen die Einwirkungen des Iwi schützt, so suchen auch die einzelnen Personen sich mit einem tüchtigen Zauber zu umgeben, der den bösen Geist schreckt



Mit der Herstellung des Geisterhauses beschäftigte Mikobaren.

und verjagt. Diesem Zwecke dienen jene Fetische oder „Kareau“, welche aus weichem Holze geschnitzt an den Wänden der Wohnräume aufgestellt sind und in ihrer naiven Nachahmung europäischer Zutaten geradezu grotesk wirken. Unter den zahlreichen Kareau, die wir dort sahen, habe ich keinen bemerkt, der auch nur annähernd

jenem gleich, welchen ein kürzlich Verstorbener hinterlassen hatte. Da ich auch in der Literatur keine Andeutung über ähnliche Idole von den Mikobaren finde, mag der gegen eine Flasche Whisky mir bereitwillig übergebene Fetisch im Bilde vorgeführt werden. Es handelt sich um ein weibliches Idol, zu dem des Teufels Großmutter Modell gestanden zu haben scheint, wohl geeignet, einem sich einschleichenden Iwi geheimes Grauen zu erregen. Das Gesicht ist rot bemalt, die herabhängenden Brüste sind mit Blut beschmiert und die Augen mit Perlmutter ausgelegt. Als ich ihn auf dem Sande vorsichtig hinlegte, kam rasch einer der älteren Männer herbei, um ihn wieder aufrecht hinzustellen.

Treten nach der Beerdigung des Verstorbenen widrige Zufälle oder Fieber bei den Hinterbliebenen ein, so werden zunächst Vorbereitungen getroffen, um den Iwi zu verjagen. Man veranstaltet ein Teufelsfest, vertilgt ein Schwein, trinkt reichlich Palmwein und raucht, während die Weiber unter Geheul ihre Geräte und Lebensmittel opfern. Die Zauberer oder Manloëne, welche die Fähigkeit besitzen, in der Trunkenheit den Iwi zu sehen und zu binden, geraten allmählich in Aufregung und beginnen die Beschwörung. Sie stimmen ein Klage lied an, laufen dem Iwi nach, um ihn zu fangen und in einen Geisterkorb auf das Geisterschiff zu bringen. Mit dessen Herstellung war die Bevölkerung von Iru beschäftigt. Seine Grundlage bildet ein aus drei langen Baumstämmen hergestelltes Floß, dem dadurch Halt gegeben wird, daß man in regelmäßigen Abständen fünf Querstämme auf sich kreuzenden Pfählen festbindet. Das Schiff war mit zwei Masten aus Bambus versehen und trug an seinem dem Wasser zugekehrten Ende ein Bugspriet. Ein Tauwerk aus Rotang geht von den Masten aus und ist behängt mit Girlanden aus zerfaserten Palmblättern. Am Hintermast bildeten die Girlanden eine Art von Segel; beide Mastbäume sind außerdem noch mit zerschlizten Bananenblättern verziert. Hinten steht ein Tisch, der mit Kokosmatten bedeckt ist, und von ihm gehen Holzstäbe, eine Reling andeutend, bis zum Bugspriet. Auf den Tisch wird nach Roepstorff Nahrung für drei Tage dem Iwi hingelegt, und außerdem sollen noch Geisterkörbe zum Einfangen des Iwi aufgehängt werden. Offenbar gehörten zum Auspuß des Geisterschiffes noch sechs an eine Hütte angelehnte Bambuspfähle mit Blattwirteln, welche durchaus den vor den Hütten errichteten Geisterpfählen glichen.

Ob freilich die auf einem Gestell neben dem Schiffe liegenden Pandanus- und Kokosfrüchte nebst einem großen geflochtenen Korbe für den Iwi bestimmt waren, läßt sich schwer sagen.

Das Geisterschiff wird von jungen Leuten in das Schlepptau genommen und auf das Meer hinausgerudert, wo man es dann dem Spiel von Wind und Strömungen überläßt. Damit sind nun freilich die Veranstaltungen zur Versöhnung des Geistes des Ver-



Mikobarische Jungen.

storbenen noch nicht abgegeschlossen. Drei Monate nach dem Tode halten nähere und entferntere Anverwandte eine Totenfeier bei Fackellicht ab, und oft erst nach Jahren bildet das große Totenfest — bei dem zugleich auch der nachträglich Verstorbenen gedacht wird — den Abschluß aller feierlichen Veranstaltungen. Sie sind mit erheblichen Kosten und viel Aufwand verbunden, zumal da zu dem großen Feste auch aus benachbarten Dörfern die Geladenen erscheinen. Sie erwarten, daß man mit Speise und Trank — vorab mit Schweinebraten und Palmwein — nicht kargt. Man fängt deshalb schon lange vor dem Feste die Schweine in Bambusställe ein, mästet sie mit Kokos und Pandanus und sichert sie gegen den Iwi (denn die

Schweine leiden auch unter dem Fieber) durch geschnitzte Schweine-Fetische. Nach mehreren mit Gesang und Tanz, Schweineschlachten und Festmahl durchschwärmten Tagen und Nächten wird die Beiflage angestimmt und die Leiche ausgegraben. Man reinigt den Schädel, bringt ihn in feierlicher Prozession, bei der die Männer in Fechtmützen mit Fechstöcken fechten, in die Hütte und setzt ihm dort einen Totenhut auf. Alle Anverwandte nehmen den Schädel in den Schoß, lieblosen ihn und stellen ihn dann auf einen Altar, indem sie ihm Betel, Zigaretten und ein Festmahl vorsetzen. Hat der Tote sich von der tiefen Trauer der Hinterbliebenen überzeugt, so wird der Schädel wiederum beerdigt. Zuletzt verbrennt man die trockenen Blätter der Dekorationen, wobei die nackten Gestalten durch das Feuer springen, um sich die Kälte (das Fieber) zu vertreiben. Nachdem mit Fackeln die Iwi aus den Hütten verjagt sind, wird eine Totenplatte aufgehängt, und nun beginnt für die Familie ein neuer Abschnitt in dem durch den Glauben an die bösen Geister geplagten Dasein.“

Stromabwärts nach Hanoi

von

Otto E. Ehlers.¹⁾

Das mörderische Fieberklima der Nikobaren hätte dem bekannten Reisenden Otto E. Ehlers im Jahre 1890 beinahe das Leben gekostet. „Ein schweres Malariafieber warf mich so darnieder, daß ich mich bereits in bedenklicher Nähe der sechs Bretter, welche den Sarg bedeuten, wähnte und überhaupt erst wieder auf die Beine kam, als ich auf dem meerumschlungenen Ceylon, dieser Perle des Indischen Ozeans, vortreffliche Pflege gefunden hatte.“ Wenig abgeschreckt durch diese üble Erfahrung unternahm der kühne Mann auf dem Rücken seines Kaschmirponys „Radja“, nur von dem recht zweifelhaften Diener Wadiwal und seinem treuen Fritz begleitet, die abenteuerliche Reise durch Indo-China und gelangte glücklich den Roten Fluß stromabwärts mittelst Dschunken nach Hanoi. Auf dieser Fahrt ist besonders die Begegnung mit dem deutschen Fremdenlegionär bemerkenswert, der, wie es noch immer so vielen Söhnen unseres deutschen Vaterlandes geschieht, durch Unglück oder Leichtsinns getrieben, in den Reihen der französischen Fremdenlegion eine Zuflucht gesucht hatte.

„Man hatte ursprünglich einen Teil meiner Begleitmannschaften mit in meine Dschunke legen wollen, dem hatte ich mich aber energisch widersetzt und war infolgedessen so glücklich, jetzt mit meinen Dienern und der aus acht Anamiten bestehenden Bootsmannschaft allein zu sein.

Meinem Fahrzeuge voran fuhr eine mit Revolvergeschütz bewaffnete Dschunke, eine zweite mit zehn Soldaten der Fremdenlegion folgte uns. Diese beiden Fahrzeuge führten die Trikolore, meinem

¹⁾ Aus: „Im Sattel durch Indo-China von Otto E. Ehlers. Mit Illustrationen. Zweiter Band. Vierte Auflage. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1896.

Boote dagegen hatte man diesen Schmutz erspart. Ich war überrascht gewesen, die Fremdenlegionäre trotz Sonnenschein und Hitze in dunklen Tuchuniformen und schwarzüberzogenen Tropenhelmen antreten zu sehen, zumal es mir selbst vor Sonnenaufgang in einem dünnen Seidenanzuge zu warm war. Schon in Pondicherry an der Ostküste Indiens hatte ich mich allerdings davon überzeugt, daß die Franzosen mit der Bekleidung ihrer Soldaten dem Klima geradezu Hohn sprechen, neu war mir aber in diesem Falle der schwarze Tropenhelm. Überhaupt scheint Schwarz die Lieblingsfarbe der Franzosen in Tonking zu sein; denn auch unsere drei Regierungsdjunken waren schwarz gleich venetianischen Barken. Sie waren so niedrig, daß man nicht aufrecht unter Deck stehen konnte und die an beiden Seiten zur Lüftung angebrachten Lufen infolge verschiedener dicker zusammengetrockneter Teerüberzüge nicht zu öffnen, so daß die Hitze, zumal die Bootsleute und Badiwal in einer hinten gelegenen kleineren Abteilung kochten, bald unerträglich wurde und ich es vorzog, lieber unter den Sonnenstrahlen in freier Luft auf Deck zu braten, als im Innern zu ersticken.

Ganz so poetisch, wie ich mir die Bootfahrt vorgestellt hatte, schien sich dieselbe somit nicht gestalten zu sollen. Abgesehen von der wenig angenehmen Beschaffenheit des Fahrzeuges selbst, entsprach auch die Bootsmannschaft keineswegs meinen Erwartungen. Hatten schon die Murungs in den Bergen mich nicht sonderlich durch ihre körperlichen Reize entzückt, so stießen mich die Anamiten aus dem Delta Tonkings, zu denen meine Ruderer gehörten, geradezu ab.

Sie waren klein von Gestalt, von graugelber Hautfarbe, hatten flache Nasen, vorstehende Backenknochen, einen hinterlistigen, unfreudlichen Gesichtsausdruck und auffallend häßliche Füße mit auseinanderstehenden Zehen. Daß sie Betel kauten, vermochte mich ebenso wenig zu ihren Gunsten umzustimmen, wie die Entdeckung, daß sie ein Weib mit kaum von den Blattern genesenem dreijährigen Kinde mit an Bord geschmuggelt hatten.

In der Regel waren drei Leute, vorn im Boote stehend, ihre langen Holzruder von vorn nach hinten durchs Wasser ziehend, mit Rudern beschäftigt, einer führte das Steuer, und die übrigen aßen, spielten Karten oder rekelteten sich auf Deck und suchten sich gegenseitig die Läuse vom Kopfe, wobei sie — was ich bis dahin nur von Affen gesehen hatte — ihre Jagdbeute sofort nach dem Fange verzehrten. Sie trugen das Haar hinten chignonartig in einen Knoten

geflochten und um den Kopf hellblaue oder weiße Baumwollentücher, deren Enden über der Stirn wie zwei Windmühlenflügel nach oben abstanden.

Die an Bord befindliche Anamitin war in weite schwarze Hosen und einen langen dunkelbraunen, seitlich zugeknöpften Rock gekleidet, auf dem Kopfe trug sie, wenn sie in der Sonne zu tun hatte, einen etwa drei Fuß im Durchmesser haltenden flachen runden, am Rande



Anamitin.

etwa drei Zoll heruntergeklappten Hut aus Palmlättern und Bambus, zu dem eigentlich, anamitische Sitte gemäß, noch an jeder Seite eine lang herunterhängende, schwarze oder auch farbige Seidenquaste gehört.

Infolge starker Strömung und gleichzeitigen Rudern kamen wir schnell vorwärts. Ohne nennenswerte Windungen fließt der Strom in seinem oberen Laufe von Nordwest nach Südost zwischen bewaldeten Bergen, die von Laokai bis zum Delta sich selten mehr als tausend Fuß über dem Niveau des Flusses erheben, zu Tale. Laubwald, in dem ich ab und zu Eisenholzbäume (*mesua ferrea*) gewahrte, wechselt mit Bambus- und Rohrdickicht, auch fehlt es nicht an eingeprengten Gruppen wilder Bananen, deren Grün selbst das ver-

wöhnteſte Tropenauge immer von neuem entzündet. Während wir in ſtiller Beſchaulichkeit die herrlichen Landſchaftsbilder an unſeren Blicken vorübergleiten laſſen, wird die Aufmerkſamkeit unſerer Bootsleute beſtändig durch Stromschnellen und Strudel, welche die Schifffahrt auf dem Fluſſe zu einer ſo gefährlichen machen, in Anſpruch genommen.

Kurz nach 9 Uhr paſſieren wir den Militärpoſten Pholu, dann zwei kleine, hart am Ufer gelegene Dörfer, in deren Nähe wir an den Bergabhängen Waldlandkulturen gewahren. Weiter ſtromab kommen mehrere große chineſiſche, von Hanoi nach Laofai fahrende Handelsdſchunken in Sicht, die gleich uns von einer mit einem Revolvergeſchütz bewaffneten Regierungsdſchunke begleitet wurden. Derweil wir an ihnen vorüberfahren, erſtaunen wir über die Größe der Fahrzeuge, die oft achtzig bis hundert Fuß in der Länge meſſen und falls ſie nicht vor dem Winde fahren, von acht bis zehn, eintönige Weißen ſingenden Ruderern fortbewegt werden. Sie beſißen große Segel in Rechteckform und eigentümliche, von beiden Seiten des Decks aufragende, mit den Spitzen vereinte Doppelmasten aus Bambus. Die Schiffe fahren meiſt aus Furcht vor Piraten in größerer Anzahl, ſelten nur begegnet man auf dem Fluſſe zwiſchen Laofai und Hung Hoa, der erſten größeren Station in der Ebene, einzelnen Booten.

Gegen Abend ankerten wir vor der am linken Flußufer auf einem Hügel gelegenen, mit 150 Anamiten und 20 Legionären belegten Station Bao Ha.

Da ich es für ein Gebot der Höflichkeit hielt, mich beim Kommandanten zu melden, ſchickte ich mich ſofort an, zur Station hinaufzugehen. Um den Schein zu vermeiden, als komme ich in der Erwartung, von den Offizieren der Station zum Eſſen eingeladen zu werden, hatte ich oſtentativ meinen mit Speißen beſetzten Tiſch zuvor auf Deck ſtellen laſſen.

Ich traf den Kommandanten in Geſellſchaft eines jüngeren Offiziers auf der Veranda des Stationshauses, vor einem Glaſe Abſynth ſitzend. Nachdem wir uns einige Minuten unterhalten hatten, ohne daß er es für nötig gehalten hätte, mir einen Stuhl anzubieten, meinte er: „Wäre ich nicht überzeugt, daß Sie bereits geſſen haben, ſo würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie einzuladen —“

„Aber ſo,“ ergänzte ich ſeine Rede, „verzichte ich lieber auf dieſe Ehre und werde, da ich nicht wage, Sie zu meinem frugalen Mahle zu Gaſte zu bitten, allein ſpeiſen. Bon soir.“

Wenige Augenblicke später saß ich an meinem eigenen Tische und ließ mir's unter den Augen des gastlichen Herrn Kommandanten vorzüglich schmecken.

Nach beendeter Mahlzeit war ich gerade damit beschäftigt, mir eine Pfeife anzuzünden, als plötzlich von der Dschunke meiner Begleitmannschaften das Lied „O Tannenbaum, o Tannenbaum“ an mein Ohr tönte.

Seit mehr als vier Monaten hatte ich keinen heimatischen Laut vernommen, und nun hier, im äußersten Norden Tonkings, auf den Fluten des Roten Flusses die Klänge eines alten deutschen Volksliedes zu hören — das berührte mich so seltsam, wirkte so berauschend auf mich, daß ich am liebsten ohne weiteres aufgesprungen wäre, um meine Landsleute — denn das mußten die Sänger sein — zu begrüßen.

Aber schon im nächsten Augenblicke war meine Begeisterung einem Gefühl tiefster Enttäuschung gewichen.

Waren denn diese Menschen, die ihre Heimat verlassen hatten, um unter den Fahnen unserer Feinde zu dienen und ihr Blut für Frankreichs Ehre zu vergießen, waren diese Abtrünnigen überhaupt noch wert, Deutsche zu heißen, hatten sie auch nur das geringste Anrecht auf mein Mitgefühl?

Nach längerer Überlegung war ich gerade im Begriff, mir diese Frage mit „Nein“ zu beantworten. Da verhallten die letzten Worte des Schöffelschen Liedes aus dem Trompeter von Säckingen:

Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen,
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein.

melancholisch in den bis hart an den Fluß herantretenden Bergen.

Ja; sie hatten dennoch ein Anrecht auf mein Mitgefühl, wenigstens für den Augenblick, darum ergriff ich schnell und entschlossen den vor mir stehenden weingefüllten Becher und rief ihnen ein lautes „Auf Ihr Wohl, meine Herren!“ zu. Kein Gegengruß erfolgte. Statt dessen hörte ich nur unterdrückte Ausrufe der Überraschung und leises Flüstern. Der die Abteilung führende Sergeant kommandierte Ruhe, und jedes Gespräch verstummte. Versunken in Gedanken, blieb ich auf Deck sitzen, ärgerlich darüber, meinen Gefühlen freien Lauf gelassen zu haben.

Etwa eine Stunde mochte so vergangen sein, als Friß mir meldete, ein Soldat bäte, mich besuchen zu dürfen. Ich ließ ihn kommen,

und nachdem er sich mir als der Sohn einer mir wohlbekanntem deutschen Familie zu erkennen gegeben hatte, lud ich ihn ein, Platz zu nehmen. Er ersuchte mich nicht deutsch, sondern englisch mit ihm zu sprechen, da keiner seiner Kameraden dieser Sprache mächtig sei. „Sie glauben nicht,“ flüsterte er, „wie Sie beobachtet werden, wie man über jedes Wort unserer Unterhaltung Bericht erstatten würde, wenn man uns hörte und verstände. Wir sind weit mehr zu Ihrer Überwachung hier, als zu Ihrer Beschützung.“

„Aber für wen hält man mich denn?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, wahrscheinlich aber für jemanden, der mit den Piraten in Verbindung zu kommen sucht, um ihnen Waffen zu liefern. Sie haben uns hier völlig überrascht und sind dazu auf so ungewohnten Pfaden ins Land gekommen, daß Sie sich nicht wundern dürfen, wenn diese mißtrauischen Franzosen vor Ihnen auf der Hut sind. Die Menschen verlieren ja Sinn und Verstand beim Anblick eines Deutschen oder Engländers.“

„Aber wie kommt es, daß Sie alle so verblüfft waren, als ich Ihnen meinen Gruß zurief?“

„Weil keiner von uns eine Ahnung hatte, daß Sie Deutscher sind; wir glaubten, Sie seien ein Engländer, andernfalls würde unser Sergeant uns wohl unterzagt haben, deutsch zu sprechen, aus Furcht, Sie könnten Dinge hören, die man nicht gern bekannt lassen werden möchte.“

„Sprechen Sie untereinander oft deutsch?“

„Außer Dienst stets, nahezu zwei Drittel der gesamten Legion sind ja Deutsche, Österreicher und Schweizer, der Boden hier im Lande ist überall mit deutschem Blute durchtränkt; mit deutschem Blute, wenn auch nicht gerade dem edelsten, hat Frankreich sozusagen Tonking erkaufte.“

„Ist die Sterblichkeit in der Legion groß?“

„Sie ist ungeheuer! Von 125 Legionären, die gleichzeitig mit mir vor kaum einem Jahre von Algier hierherkamen, sind nur noch 21 im Lande, der Rest ist gefallen, dem Klima erlegen oder wegen Krankheit heimgeandt worden.“

„Aus was für Elementen setzt sich die Legion hauptsächlich zusammen?“

„Zum größten Teil aus dem gemeinsten Gesindel Europas, — Amerikaner haben wir nur wenige — aus Mördern, Räubern, Dieben und Gott weiß noch, zum kleinsten aus anständigen Leuten, vielfach

Essfässern. Jeder, der sich meldet, wird angenommen, wenn er kräftig befunden wird, niemand fragt nach seinen Papieren und seinem Vorleben. Von all den Leuten Ihrer Eskorte — acht davon sind Deutsche und zwei Belgier — sind nur der Sergeant — ein Sachse — und ich im Besitze unserer Papiere.“

„Und wie ertragen Sie das Leben in solcher Gesellschaft?“

„Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich ertrüg' es nie,
Und ich hab' es doch ertragen,
Über fragt mich nur nicht —“

„O, Sie ahnen nicht, was ich habe erdulden müssen, welches entsetzliche Leben ich führe, wie mich die ganze mich umgebende Gesellschaft anwidert, Sie haben keine Idee, bis zu welcher Stufe sittlicher Verkommenheit unsere Truppen und nicht selten auch unsere Offiziere gesunken sind. Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, daß Ihnen die Haare zu Berge steigen würden.“

„Werden Sie von Ihren Offizieren schlecht behandelt?“

„Im großen und ganzen nicht, denn sie kennen ihre Pappenheimer und fürchten sich, zu schroff gegen uns aufzutreten, wohl wissend, daß sie sonst ohne viel Umstände in dem ersten besten Ge-
secht mit den Piraten von ihren eigenen Leuten erschossen würden. Derartige Fälle gehören hier keineswegs zu den Seltenheiten.“

„Und Ihre Verpflegung, wie ist die beschaffen?“

„So lange wir in Garnison liegen, können wir nicht klagen. Wir erhalten dann täglich 300 Gramm Rindfleisch, 650 Gramm Weizenbrot, einen halben Liter guten Rotwein, ein Zehntel Liter Rum, dazu Reis, Tee, Kaffee, Salz, Zucker, Fett usw. Sobald wir uns aber auf Expeditionen befinden, ist die Verpflegung wegen Trägermangels meist so ungenügend, daß viele an Entkräftung zugrunde gehen, zumal wir dann 15 bis 20 Kilogramm Gepäck außer 144 Lebel-
patronen schleppen müssen.“

„Und Ihre Löhnung?“

„Beträgt 23 Centimes, sage 23 Centimes für den Tag, wofür wir uns Seife, Putzzeug und dergleichen beschaffen müssen.“

„Also hat kein Legionär Aussicht, etwas zu erübrigen?“

„Durchaus nicht, es sei denn, daß er 25 Jahre diene, dann erhält er eine Pension von 500 Franken jährlich, aber so lange hält niemand aus. Ist der Legionär Franzose, so genügen 15 Jahre zur Pensionsberechtigung.“

„Aber Sie können sich naturalisieren lassen, nicht wahr?“

„Ja wohl, nachdem wir drei Jahre gedient haben, uns wird dann, wenn wir keine Lust haben, weiter zu dienen, der Rest unserer Dienstzeit — wir verpflichten uns bei der Aufnahme für fünf Jahre — erlassen.“

„Und kommt es vor, daß Deutsche von diesem Naturalisierungsrecht Gebrauch machen?“

„Zum Glück nur in den seltensten Fällen, denn dem deutschen Gesindel unter uns fehlen die hierzu nötigen Papiere, und wer im Besitz solcher ist, der Mehrzahl nach junge Leute, die entweder wegen leichtsinniger Streiche, Familienzerwürfnisse halber oder auch aus Abenteuerlust die Heimat verlassen haben, sind trotz allem meist gute Deutsche geblieben und wollen ihre Nationalität nicht aufgeben.“

„Kann in der Legion ein Fremder, wenn er, ohne sich naturalisieren zu lassen, weiter dient, Offizier werden?“

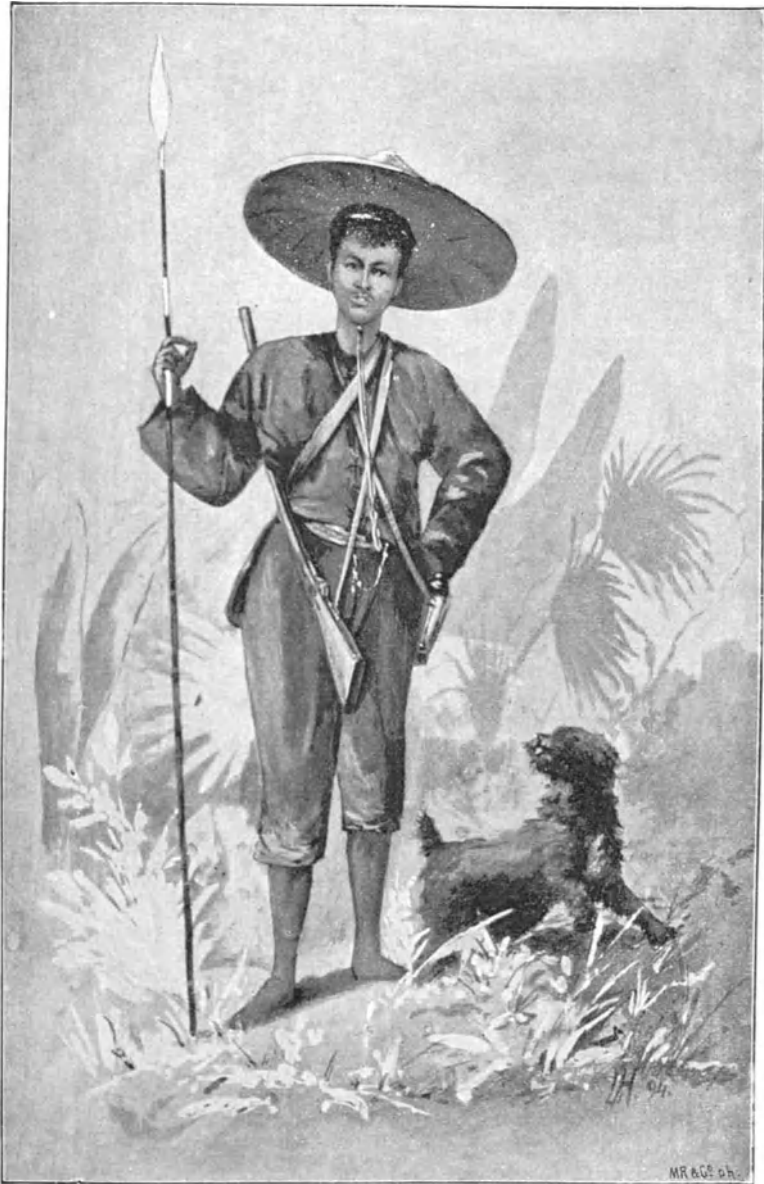
„Ja wohl! Wir haben sogar einige deutsche Offiziere, doch kann ein solcher nie einen Posten kommandieren und muß, selbst wenn er höher im Range steht, es sich gefallen lassen, daß ihm als Kommandant ein Franzose vorge setzt wird.“

„Ich habe gestern in Laokai verschiedene Ihrer Kameraden Steine farren sehen, können Sie zu dergleichen Arbeiten gesetzmäßig herangezogen werden?“

„Erlaubt ist es nicht, und wenn wir uns darüber an geeigneter Stelle beschwerten, würde man nicht wagen, uns zu ähnlichen Aulidiensten zu verwenden, aber eine Beschwerde unsererseits gelangt eben niemals an diese „geeignete Stelle,“ und wir lassen uns halt schinden, wenn es nicht gar zu schlimm kommt.“

„Warum sind Sie, wenn Sie doch einmal in eine Fremdenlegion eintreten wollten, nicht lieber zu den Holländern gegangen? Soviel ich gehört habe, ist die Behandlung in der holländischen Legion eine bessere, auch würden Sie dort einen höheren Sold erhalten haben, und vor allen Dingen nehmen die Holländer meines Wissens nur junge Leute auf, die sich über ihr Vorleben ausweisen können.“

„Ja, hätte ich gewußt, was ich heute weiß, keine Macht der Welt hätte mich unter dieses Gesindel gebracht. Tausendmal habe ich die Stunde verflucht, die mir den Gedanken eingab, in die Legion einzutreten, auch habe ich auf der Reise von Algier nach hier, in Singa pore, versucht, zu desertieren, indem ich über Bord sprang. Leider ließ man mich weder entkommen noch ertrinken, sondern suchte



Triz und Pig.

mich wieder auf, und so habe ich noch zwei und ein halbes Jahr dieses Elend weiterzutragen —“

Jetzt erscholl die Stimme des Sergeanten von der Mannschaftsdjunkte herüber, mein nächtlicher Besucher wurde gerufen.

„Bitte, gehen Sie,“ bat ich ihn, „ich möchte nicht, daß Sie meinetwegen in Angelegenheiten kommen.“

„Fürchten Sie nichts, der Sergeant weiß, daß ich hier bin, er wäre, dessen bin ich sicher, am liebsten selber gekommen, Ihnen sein Herz auszuschütten, und auch wenn er mich meldete, die Freude, in Ihnen einen Mann kennen gelernt zu haben, der ein Herz für uns Verlorene hat, die Hoffnung, daß Sie unseren Landsleuten daheim berichten werden, welche Hölle auf Erden unser Leben ist, daß Sie warnen werden vor dem, was ihnen hier bevorsteht, alles das würde mir selbst die härteste Strafe leicht erscheinen lassen.“

Damit verabschiedete er sich, während ich noch lange wach auf Deck lag, die Sterne beobachtend und über das traurige Los meiner neben mir schlafenden Landsleute nachdenkend, aber auch als ich mich schließlich schlaftrunken unter Deck zurückzog, fand ich keine Ruhe, teils der Moskitos wegen, teils weil der vor meinem Bette angebundene Radja, ebenfalls von den Moskitos geplagt, ruhelos hin und her trampelte. Erst als unsere Flottille sich gegen 5 Uhr morgens wieder in Bewegung setzte und infolge des dadurch entstehenden Luftzuges die Plagegeister vertrieben wurden, schlief ich ein.

Badiwal und Pig leisteten während der siebentägigen Fahrt im Schlafen geradezu Unglaubliches. Ersterer erwachte nur zweimal täglich auf etwa eine Stunde, um meine Mahlzeiten zu bereiten und die Feinigen einzunehmen; Pig überhaupt nur zu letztgenanntem Zwecke.

Gegen 1 Uhr kamen wir zur Station Trai Hutt, hielten eine halbe Stunde und nahmen einige fieberkranke Legionäre auf, die nach Yen Bai ins Lazarett gebracht werden sollten. Auch hier wurde mir vom Kommandanten, bei dem ich mich meldete, kein Stuhl angeboten, dagegen sandte er später eine Ordonnanz zu mir und ließ mich fragen, ob er etwas für mich tun könnte, was ich natürlich verneinte.

Je weiter wir stromab kamen, um so niedriger wurden die den Fluß einschließenden Berge, um so lyrischer wurde der Charakter der Landschaft. Wir passierten auch heute wieder zwei gefährliche Stromschnellen und begegneten einer Flotte von sechs großen chinesischen Djunkten unter Eskorte. Dorfschaften sahen wir fast gar nicht,

sondern nur kleine Ansiedlungen, bis wir kurz vor Sonnenuntergang bei der Station Mao Tié anlegten, die mit 45 Anamiten belegt ist und unter dem Kommando eines Leutnants steht. Dieser empfing mich freundlich, erklärte freimütig, zu jämmerlich zu leben, um mich zu Tische laden zu können, bat mich dagegen, nach dem Essen einen Schlummertrunk bei ihm zu nehmen und in der Station zu schlafen. Am Morgen darauf führte er mich durch die sauber gehaltenen Anlagen des allerliebsten gelegenen Postens und zeigte mir frische Spuren



Anamiten.

von Tigern und Elefanten, die über Nacht in nächster Nähe der Pallisaden gekommen waren. Unser Frühstück bestand aus Kaffee und Rum, Brot und Honig, auch gelang es mir, gegen Bezahlung von 60 Pfennig einen Laib Brot und etwas Wein für die Weiterfahrt zu erhalten, zu der wir um 8 Uhr den Anker lichteten.

Wiederum trafen wir im Laufe der Fahrt eine Flotte von 11 chinesischen Dschunken, deren Mannschaften bei völliger Windstille und drückender Hitze harte Arbeit hatten, gegen den Strom anzukommen und sich teils halb, teils ganz nackt hinter ihren Rudern abmühten.

Als wir kurz nach 1 Uhr vor Yen Bai angelangt waren, kam der junge deutsche Legionär wieder zu mir, um mir mitzuteilen, daß ich von hier ab eine andere Geleitsmannschaft erhalten würde und sich zu verabschieden.

„Saben Sie gesehen,“ fragte er mich, „daß unterwegs ein armer Teufel von uns über Bord gesprungen ist und sich ertränkt hat?“

Ich hatte es nicht gesehen, wohl aber war mir aufgefallen, daß die eine meiner Begleitschunken längere Zeit gestoppt, und daß man mit Bambusstangen im Flusse nach irgend etwas gesucht hatte. Das war also der Grund gewesen.

„Es war auch einer von den 125, die mit mir von Algier gekommen sind, jetzt sind wir nur noch 20. Leben Sie wohl.“

Damit reichte er mir die Hand, ich wünschte ihm alles Gute und schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir ganz weh ums Herz wurde, als ich ihn, einen seiner fieberkranken Kameraden stützend, selber ein Bild des Leidens, davonwanken sah.

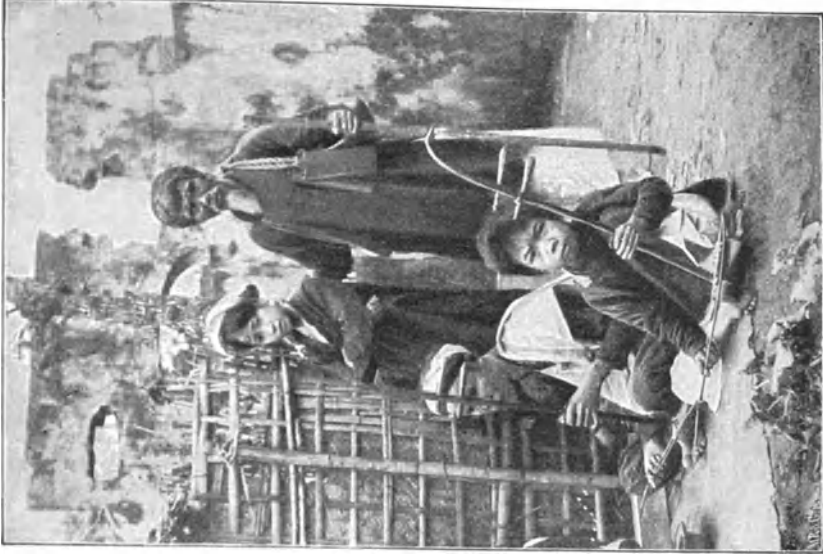
Vielfach habe ich den Friedhöfen der einzelnen Stationen meinen Besuch abgestattet, um auf deutsche Namen zu fahnden. Nirgends habe ich lange nach ihnen zu suchen gehabt, sie waren überall in geradezu erschreckender Menge vorhanden.

Wann endlich wird dieser für unsere Nation so beschämende Zuzug deutscher Söhne zu den Fahnen der französischen Fremdenlegion ein Ende nehmen? Wann wird man daheim einsehen lernen, daß das Leben, dem die Legionäre in Algier oder Tonking entgegengehen, ein solches voller Jammer, Entbehrung und Erniedrigung ist, daß die meisten aber hier der Tod erwartet?

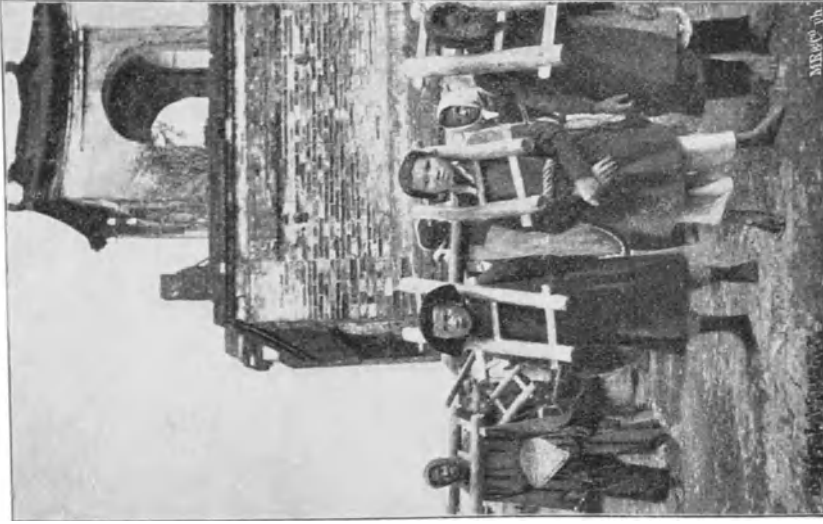
Mögen auch vorstehende Zeilen dazu beitragen, die besseren Elemente unserer vaterlandsmüden oder abenteuerlustigen Landsleute — das Mord- und Diebesgesindel überlassen wir Frankreich nach wie vor gern — auf eine andere Bahn zu leiten, als diejenige, welche zur französischen Fremdenlegion, das heißt zum Verderben führt.

In aller Frühe schickte ich die Schunke unter Frixens Obhut nach Hanoi und Badiwal nebst einem Führer und Radja auf dem Landwege nach dem etwa 10 Meilen entfernten „Blockhaus du Bai“ bis wohin mich das Gefährt des Residenten bringen sollte. Dieses erschien nicht, wie verabredet, um 6, sondern erst um 8 Uhr, da man wahrscheinlich so lange auf die gewünschte Auskunft hatte warten müssen.

In scharfem Trabe ging es nun auf gut gehaltener, parallel zum Flusse laufender Landstraße zwischen üppig grünen, wogenden Reisfeldern und Dorfschaften unserem Ziele entgegen. Ich hatte allen Grund, dem Residenten dankbar zu sein für seinen Rat, anstatt der Wasser- die Landstraße zu benutzen, denn das auf letzterer sich ab-



Bettler in Haroi.



Tontineische Gefangene.

Spielende Leben fesselte mich im höchsten Grade. Nur wenige Straßen dürfte es im Orient geben, die einen so lebhaften Verkehr aufzuweisen haben, wie diejenige zwischen Sontai und Hanoi. Hier herrschte ein Gewoge von Fußgängern, Lastträgern und Gefährten, als befände man sich in der Hauptverkehrsader einer Großstadt und nicht auf einer zwei Städte verbindenden Landstraße. In schier endlosen Reihen kamen die Kulis aus Hanoi gezogen, in großen, an Bambusstangen hängenden Körben aus Excrementen hergestellte Düngerkuchen schleppend, oder man sah sie mit Feldfrüchten, Gemüsen, Hühnern und Enten beladen, der Stadt zustreben. Sänften sah man gar nicht, dagegen ließen sich die reicheren Leute entweder in Finrickshaws ziehen oder sich in Hängematten tragen, die mit einem Sonnendach versehen, von je zwei Kulis an einer Bambusstange geschleppt wurden. Die Ochsenkarren, denen wir begegneten, waren zweirädrig und zeichneten sich durch hohe, geschweifte, schellenbehangene Deichseln aus, die sich etwa zwei Fuß über den Köpfen der als Zugtiere dienenden Zebus, die große dumpftönende Glocken um den Hals trugen, erhoben. Das beliebteste Warentransportmittel im Delta Tonkings ist die Schubkarre, da breite Fahrstraßen, die einen Verkehr mit Ochsenkarren zulassen, nur in geringer Zahl vorhanden sind, wohingegen man mit einrädriigen Schubkarren auf jedem Fußstege vorwärts kommen kann. Nicht nur tote, sondern auch die verschiedensten lebenden Lasten werden in Tonking auf der Schubkarre befördert, so namentlich Schweine, die täglich in großen Mengen von den Dorfschaften in die Städte zu Märkte gebracht werden. Ich sah oft bis gegen zehn Schweine übereinandergeschichtet, einzeln in Bambusförbe eingeflochten auf einer Schubkarre liegen.

Mit der Hauptstadt Tonkings hatte ich das Ziel meines Marsches erreicht, alle Sorgen, Entbehrungen, Strapazen und Gefahren lagen hinter mir, ich sollte nichts mehr mit obstinaten yunnanesischen Maultiertreibern, schmutzigen anamitischen Bootsleuten, trägen Soldaten und spionewitternden Offizieren zu tun haben, brauchte mich nicht mehr über von Badiwal untergeschlagene Enten- und Hühnerlebern zu ärgern, nicht mehr um Lebensmittel zu feilschen, Führer anzuwerben und als Quacksalber oder Hexenmeister aufzutreten. Ich war wieder angelangt in dem gewohnten Fahrwasser des zivilisierten Lebens und brauchte jetzt nur „garçon“ zu rufen, mir die Speise- und Weinkarte bringen zu lassen und meine Wahl zu treffen. Die Zeit der Nahrungsjorgen war vorüber. Es läßt sich nicht leugnen,

daß nach $4\frac{1}{2}$ Monate langem Wildnisleben auch die europäische Zivilisation ihre Reize hat.

Wie in den meisten chinesischen Städten, so hat auch in Hanoi jedes Handwerk, jeder Handelszweig seine besondere Straße. Hier wohnen die Schuhmacher, dort die Töpfer, in einer dritten Straße die Seidenhändler, in einer vierten die Musikinstrumentenmacher usw. Auf den Märkten sah ich vortreffliches Gemüse und Obst, die verschiedensten Arten Seefische, frisch getrocknet oder mit Salz eingestampft, Schweinefleisch, Rindfleisch, Geflügel und — Ratten, die bei den Anamiten als Leckerbissen gelten und mit 2 Cents gleich 6 Pfennig das Stück verkauft wurden. Daß auch an Elend aller Art, an Bettlern und Krüppeln kein Mangel herrscht, versteht sich bei einer Stadt des Orients von selbst.

Am Morgen des 19. Mai verließ ich Hanoi mit dem nach Haiphong fahrenden Dampfer. Nachdem ich zuvor nochmals von Radja Abschied genommen hatte, verabschiedete ich mich auch von Big, der als Haushund bei Herrn Degenfeld in den wohlverdienten Ruhestand treten sollte. Mit meinem treuen Fritz allein setzte ich die Reise fort. An Bord unseres Raddampfers befanden sich eine Menge Offiziere, die nach mehrjährigem, anstrengenden Dienst in Tonking mit dem nächsten Transportschiff nach Frankreich zurückbefördert werden sollten. Welch eine Gesellschaft! Kein Mensch kümmerte sich um den anderen, niemand zeigte auch nur die geringste Teilnahme für seinen Nachbarn, von Kameradschaftlichkeit und Zusammengehörigkeit keine Spur. Jeder sorgte für sich, aß für sich, trank für sich, und ich glaube, ein jeder scheute sich, mit dem andern bekannt zu werden. Wenn das die Blüte der französischen Ritterschaft war, dann, nun dann — Schwamm drüber.

Weit interessanter als die französischen Offiziere war mir eine Schar an Bord befindlicher Gefangener, die wir nach Haiphong brachten. Sie trugen auf den Schultern jeder ein leiterähnliches, aus Bambus hergestelltes Gerüst, in welches ihre Köpfe eingezwängt waren, schienen sich aber trotzdem ganz behaglich zu fühlen und unterhielten sich vortrefflich. Die Fahrt an sich bot wenig landschaftliche Reize, was weiter kein Wunder nimmt, wenn man bedenkt, daß Hanoi im 8. Jahrhundert von den Chinesen als Seestadt angelegt worden ist, und daß die 110 englischen Meilen Landes, die es heute vom Meere trennen, durch die vom Roten Flusse mitgeführten Schlammassen gebildet worden sind.

Das japanische Volk

von

J. J. Rein.¹⁾

Kein anderes Volk unserer Erde hat in den letzten Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade auf sich gelenkt wie das japanische. Ein so rastloses Vorwärtstreben, wie es dies Volk bewiesen hat, und ein so hoher Aufschwung in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Kultur sind wohl in der Geschichte beispieellos. Die Niederwerfung des großen russischen Reiches war die Probe auf das Exempel. Einer der gründlichsten Kenner Japans und des japanischen Volkes ist unstreitig der Professor der Geographie an der Universität Bonn, J. J. Rein. Seine Beobachtungen gründen sich auf einen nahezu zweijährigen Aufenthalt in Japan und auf ausgedehnte Reisen durch die japanischen Inseln. Er verfolgte dabei dem Auftrage des Königlich Preussischen Handelsministeriums gemäß den Zweck, die eigenartigen und auf hoher Stufe der Vollkommenheit stehenden Industriezweige, sowie den Handel Japans zu studieren und darüber zu berichten. Was diese Berichte von vielen anderen Veröffentlichungen über Japan vorteilhaft unterscheidet, ist, daß sie „gründlich, klar und wahr“ sind.

„Niemand ist so befähigt und berufen, den Körperbau und die physischen Anlagen des Menschen und eines ganzen Volkes kennen zu lernen und zu beurteilen, wie der Arzt. Unter den fremden Ärzten in japanischen Diensten hat aber dazu keiner länger und besser Gelegenheit gehabt, als der Stuttgarter Dr. med. E. Baelz. In seiner

¹⁾ Aus: Japan. Nach Reisen und Studien im Auftrage der Königlich Preussischen Regierung dargestellt von J. J. Rein, Professor der Geographie an der Universität Bonn. Erster Band. Natur und Volk des Mikadoreichs. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit 2 Abbildungen im Text, 26 Tafeln und 4 Karten. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann 1905.

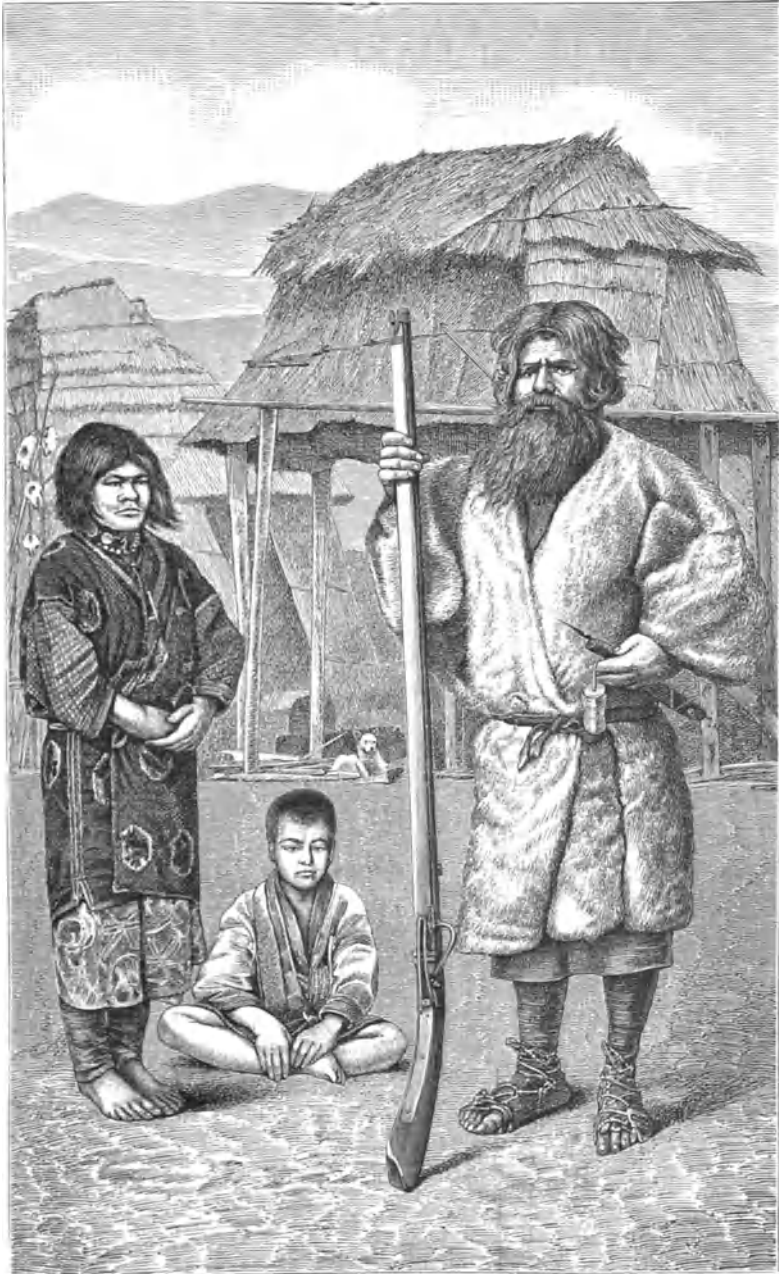


Japanische Typen.

Stellung als Professor der Medizin an der Universität Tokio und in der praktischen Ausübung seines Berufs, kam er während eines 27jährigen Aufenthaltes in Japan mit allen Klassen der Bevölkerung in vielfache Berührung. Sein Urteil kann deshalb als maßgebend gelten.

„Der feine schlanke Typus (unter den Japanern) kam von Korea; er ist mit dem überwiegend häufigen Typus der Koreaner und der Mandſchu identisch. Die Züge des heutigen jungen Kaisers von China geben seine Idealform. Er ist in der japanischen Aristokratie reichlich vertreten und ist charakterisiert durch schlanken, ja schwächtigen Bau, langes Gesicht mit wenig vorstehenden Backenknochen, eine gewölbte Stirn, schiefe Augen mit einer den inneren Winkel bedeckenden Falte, großen Abstand der Lidspalte von der Stirn, wobei das obere Lid die Fläche der Stirn direkt fortsetzt und nicht, wie beim Europäer, gegen dieselbe zurückliegt; durch bogenförmige, relativ weit unten liegende Nasenwurzel, durch seine Adlernase, die durch ihre eingezogene Spitze oft stark ans Jüdische erinnert. Daher finden die Japaner den jüdischen Typus schön. — — — Die untere Gesichtshälfte ist meist unschön, weil die sehr großen Schneidezähne nicht senkrecht aufeinander stehen, sondern sich im Winkel treffen (Prognathismus), wodurch der Mund groß wird und meist offensteht. Ferner ist das Kinn schwach, fliehend, was dem ganzen Gesichte einen Ausdruck mangelnder Energie gibt. Der Hals ist lang, dünn, der Körperbau ist auch bei den jungen Männern so schlank, die Taille so ausgeprägt, daß sie eine fast weibliche Gestalt resultiert. Die Ursache der schlanken Taille habe ich in einem besonderen Verhalten der unteren Rippe gefunden, welches von dem bei Europäern abweicht. Umgekehrt ist bei den Frauen der Chinesen und Koreaner die Taille oft wenig entwickelt, ja bei den Frauen aus dem Volke in Korea fehlt sie oft absolut, wie ich durch zahlreiche Photographien beweisen kann. Die koreanische Frauenkleidung hat nämlich das entgegengesetzte Resultat wie das europäische Korsett.

Dieser Typus, der in seiner plumperen Form die Gestalt annimmt, die man in europäischen Karikaturen den Mongolen gibt, hat nichts zu tun mit dem malaiischen, er ist vielmehr in mehr als einer Hinsicht sein Gegenteil, sofern innerhalb der gelben Rasse, zu der auch die Malaien gehören, von ernstlichen Gegensätzen die Rede sein kann. Beide Typen sind voneinander in ähnlicher Weise verschieden, wie der schlanke, blonde Typus des reinen Nordeuropäers von dem klei-



Linu Familie.

neren, untersehten und meist dunkleren Typus der Mitteleuropäer (alpiner Typus).

Der malaiische Typus, der in der Masse des Volkes überwiegt, ist kleiner als der obige, aus Korea stammende; er ist unterseht, breitschulterig, mit kurzem Hals, einem runderen Gesicht, weniger schiefen Augen, unfeiner, breiterer Nase. Er ist so völlig dem der Anamiten, Siamesen und Japaner ähnlich, daß ein Japaner nicht imstande ist, diese an den Gesichtszügen von seinen eigenen Landsleuten zu unterscheiden. Übrigens kommt dieser Typus auch in Korea und in China durchaus nicht selten vor.

Im Norden findet sich ferner Ainoblut.

Die Ainu (d. h. „Menschen“), wie sie sich selbst nennen, oder Aino (Ainos), wie sie von Fremden meist genannt werden, bewohnen seit etwa 1000 Jahren nur noch Hokkaido (Yezo und die Kurilen) und das südliche Sachalin. Über die ethnographische Stellung dieser „Haarmenschen“ sind die Ansichten noch geteilt; doch stimmen die bekanntesten Forscher auf diesem Gebiete mit Professor Baelz soweit überein, daß sie der kaukasischen Rasse im Körperbau viel näher stehen als den Mongolen, und die Angliederung an letztere ein überwundener Standpunkt ist.

Nach Scheube sind die Ainu klein, wie die Japaner, aber kräftiger und breitschultriger. Die Durchschnittsgröße der Männer berechnete dieser Autor auf 1,5—1,6 m, die der Frauen auf 1,45 bis 1,53 m. Die Hautfarbe, wenn auch durch die Sonne und den Mangel an Reinlichkeit beeinflusst, ist dunkler als bei den meisten Japanern, hat eine bräunliche Schattierung und erinnert vielfach an das Kolorit des Indianers in Nordamerika. Die Gestalt des Kopfes und insbesondere der ganze Gesichtsausdruck der Ainu weicht von dem der mongolischen Rasse bedeutend ab. Bidmore hat schon vor bald 40 Jahren hervorgehoben, daß die Backenknochen bei den Ainu nicht hervorstehen, die Augenhöhlen und Augenlider horizontal, nicht schief treten, letztere sich weit und nicht wie bei den Mongolen nur teilweise öffnen. Die dunklen, dichtbehaarten Augenbrauen treten stark hervor und gehen oft über der Nasenwurzel ineinander über. Daß die etwas breite Nase wohlgeformt sei, wird nicht jeder Kenner mit Scheube behaupten wollen. Der auffallendste Unterschied zwischen Ainu und Mongolen besteht jedoch in der starken Behaarung. Bei diesen hat kaum der vierte Teil der Männer die Möglichkeit, einen Backen- oder Kinnbart zu tragen; bei den Ainu dagegen ist stärker

Wuchs und Dichte des schwarzen Kopf- und Barthaars allgemeine Regel. Auch in der kräftigen Behaarung des übrigen Körpers weichen die Ainu von den übrigen Menschenrassen mehr oder weniger ab. — Bei den Ainu bilden die Frauen keineswegs „das schöne Geschlecht“. Ihr Aussehen macht einen weniger angenehmen Eindruck als das der Männer, namentlich auch deshalb, weil sie das schon von Natur nicht schöne Gesicht mit dem kurzgehaltenen, struppigen Kopfhaar noch durch eine blaue Tätowierung der Lippen, besonders der Oberlippe, verunstalten. Diese Tätowierung (siehe die beistehende Ainufamilie) besteht aus einigen Linien, die auf Abbildungen wie ein Schnurrbart erscheinen, während der Mann mit seinem ungepflegten Kopf- und Barthaar an manchen russischen Bauer erinnert.

Die Hauptnahrung der Ainu lieferte bisher der ergiebige Fischfang, sowie die Jagd auf Bären und Hirsche. Hierzu kamen Blätter, Wurzeln, Zwiebeln und Früchte einer ansehnlichen Zahl wildwachsender Gewächse. Auch schätzt man verschiedene Arten Pilze.

Die einfache Kleidung der Ainu besteht vornehmlich in einem groben Kittel mit weiten Ärmeln, der vorn offen ist und durch eine Schnur um die Lenden zusammengehalten wird. Häufig verziern sie die Ränder mit Streifen eines blauen Baumwollstoffes, den die Japaner liefern, und worauf Ainufrauen nicht selten Stidereien anbringen. Der Kittel ist ein braunes Gewebe, welches aus dem Bast der glattrindigen Ulme (*Ulmus montana* Max), Ohyo genannt, bereitet wird.

Wir erkennen die geringen Bedürfnisse des Ainu auch an der Beschaffenheit seiner Wohnung. Es ist eine niedrige Hütte, getragen von Pfosten, die um den geebneten freien Platz in den Boden eingerammt, mit einem Stangengerüst als Träger des Daches überdeckt und gleich letzterem mit Schilf oder Bambusgras bedeckt wird. Zwei verschließbare Öffnungen, die eine für eine kleine Tür, die andere zum Eintritt des Lichts, vollenden das Äußere. Das Innere ist ein einziger Raum mit einem geebneten Boden aus eingestampfter Erde. Ringsum laufen an der Wand hin erhöhte, mit groben Matten bedeckte Bänke, welche als Schlafstätten dienen. Hitze, Rauch und Ungeziefer, sowie üble Gerüche machen den Fremden im Sommer den Aufenthalt in solchen Wohnungen unerträglich, während die Wände im Winter die kalten Winde nur unvollkommen abhalten.

Die Sprache der Ainu ist nach dem Urteil ihrer besten Kenner roh und arm an Begriffen, aber harmonisch und wohlklingend. Sie

hat in ihrem Saßbau viel Ähnlichkeit mit dem Japanischen, jedoch einen davon gänzlich verschiedenen Wortschatz, der auch wirkliche Pronomina aufweist, die dem Japanischen fehlen. Wie alle Naturvölker, besitzen auch die Ainu weder Schrift noch Literatur, und statt der Geschichte nur mündliche Überlieferungen.

„Niemand von ihnen kennt sein Alter,“ sagt J. Batchelor, der als Missionar lange unter ihnen lebte. — Die religiösen Begriffe sind vag und verschwommen. Sie beziehen sich auf Sonne, Mond, Gewitter, Feuer und andere imponierende Naturerscheinungen, die als Wohltäter verehrt, oder als Feinde gefürchtet werden. „Vor dem Essen wird den Göttern immer Dank dargebracht; auch bittet man sie, die Speisen zu segnen.“ Der Häuptling eines Dorfes ist zugleich dessen Priester. In Krankheitsfällen wendet man sich hilfe suchend mit seinem Gebet an den Feuergott. Eine auffallende Stellung in diesem polytheistischen Kreise wird dem Bären (*Ursus arctos L.*) angewiesen. Als das stärkste und gefürchtetste Tier seiner Wälder, zählt ihn der Ainu zu den niedrigeren Gottheiten. Das hindert nicht, daß er ihm nachstellt, und, wenn es ihm gelingt, ihn zu töten, sein Fleisch gern verzehrt. Wenn im Frühling ein junger Bär durch Hunde aufgespürt wird, bringt man ihn ins Dörfchen und läßt ihn hier von einer stillenden Ainufrau wie ein Kind mit Milch aufziehen. Ist der Jögling größer geworden, so erhält er Fische als Nahrung und wächst so bis zum Herbst ansehnlich heran. Nun aber veranstaltet man ein Fest, bei welchem er auf eigentümliche Weise und unter besonderen Zeremonien getötet und aufgezehrt wird. — Eine eigentümliche Sitte ist ferner das Aufstecken der Schädel von Bären, die auf der Jagd getötet wurden, auf Pfählen toter Zäune oder auf Stangen in der Nähe der Wohnungen. Es erinnert dies an das Ausstellen der Trophäen malaiischer Kopffäger im östlichen Formosa.

Wer sich über die körperlichen Eigenschaften des japanischen Volkes eingehender belehren will, greift am besten zu Baelz. Wir entnehmen seinen Angaben, sowie eigenen Beobachtungen folgendes: Die Japaner sind ein kleiner und keineswegs schöner Menschenschlag. Im Wuchse werden sie von Chinesen und Koreanern übertroffen; doch gibt es wenig Riesen und Zwerge unter ihnen und Fettleibige vornehmlich bei den Wettkämpfern. Die Durchschnittsgröße der Männer ist 158 cm, der Frauen 145 cm. Sie übertrifft in den höheren Ständen dieses Maß um einige Zentimeter. Das Soldatenmaß hält sich in seiner unteren Grenze zwischen 150 cm und 159 cm für die verschiedenen



Japanische Bauern mit Viehfutter.

Waffen. Im Verhältnis zum übrigen Körper erscheint der Kopf groß; dagegen sind die Beine der Japaner im Gegensatz zum Rumpfe klein und bleiben unter der halben Körperlänge, während sie bei der kaukasischen Rasse dieselbe weit übertreffen. So nähert sich der Japaner durch seinen langen Rumpf und seine kurzen Beine mehr den Proportionen des weiblichen Körpers. Zu der natürlichen Kürze der Beine kommt eine Krümmung derselben durch die Art des Tragens der kleinen Kinder auf dem Rücken oder auf der Seite und durch das Sitzen der älteren Personen auf untergeschlagenen Beinen; beides bewirkt, daß die meisten Erwachsenen beim Geradestehen ihre Knie nicht aneinandersetzen können. Bei Landleuten und allen Personen, die vielerlei Bewegungen bei Ausübung ihres Berufs machen müssen, sind die Beine normal und gerade.

Der japanische Schönheitsbegriff verlangt eine helle Hautfarbe, ein langes ovales Gesicht, schief liegende Augen, einen kleinen Mund und eine hohe Nase. Die Samisenspielerin entspricht diesem Ideal. Da die Natur nur einem sehr kleinen Teil der Bevölkerung diese geschätzten Eigenschaften verliehen hat, so sucht das weibliche Geschlecht dort vielfach wie in Europa, da wo es geht, durch Kosmetika nachzuhelfen. An der Gesichtsform, den Augen und der Nase, die nebst ihrem Sattel meist tief im Gesicht liegt, flach, stumpf und aufgestülpt erscheint, läßt sich wenig ändern; daher wird das Bemühen vornehmlich auf die Hautfarbe und den Mund gerichtet.

„Die Haut der Japaner, dicker und stärker als bei der kaukasischen Rasse, ist“ nach Baelz „von einer hellgelben Farbe, die sich in ihren Abstufungen nach der einen Seite der weißen Hautfarbe der Europäer nähert, andererseits alle Übergänge bis zum tiefen Gelb und zum hellen Braun zeigt. Ausnahmsweise steigert sich die Farbe bis zur fetten Bronze der Ceyloner.“ Meist tritt das Gelb beim Japaner nicht so hell und scharf hervor, wie beim Chinesen, so daß man abgesehen von Größe und Kleidung, schon an der Gesichtsfarbe beide Nationen unterscheiden kann. Nicht nur in der Farbe, sondern auch in der Gesichtsform nähert sich der Japaner ziemlich häufig dem Südeuropäer. Den Neugeborenen nennt der Japaner „Akambo“, rotes Kind. Die rötliche Färbung tritt bei ihm schärfer hervor und hält länger an, wie bei Europäern, geht aber dann in Braun oder Graubraun über, so daß Kinder in jungen Jahren eine dunklere Hautfarbe haben als Erwachsene.

Wie bei allen malaio-mongolischen Völkern ist auch bei den

Japanern der Haarwuchs, abgesehen vom Kopfsaar, schwach, bei Kindern blond, wird aber bald schwarz und straff. Kopf- und Barthaare sind viel dicker als beim Europäer und beide im Durchschnitt annähernd kreisförmig, während das Barthaar des Europäers sich von dieser Form weit entfernt und einen abgeplatteten und zum Teil nierenförmig eingeschnürten Querschnitt aufweist. —

Die meisten Fremden, welche bisher über Japan schrieben, lernten nur die Außenseite seines Volkslebens kennen. Das Fühlen und Denken, diese inneren Impulse fürs Tun und Lassen eines einzelnen Menschen in all ihren Wechsell richtig zu erkennen und zu beurteilen, bedarf schon Zeit und näheren Umgang mit dem Betreffenden.

Zu den großen Schwierigkeiten bei der Beurteilung gehört auch die Verschlossenheit der Japaner, eine Charaktereigenschaft derselben, welche bewirkt, daß es zwischen ihnen und Weißen wohl nur selten zu einer wahren, vertraulichen Freundschaft kommt. Der Japaner hat nicht das Bedürfnis der Mittheilbarkeit. Er mag als Student jahrelang in einem deutschen Hause verkehren, ohne daß man von ihm aus freien Stücken etwas über seine Familie erfährt oder ein Urtheil über seine Vorlesungen hört. Oft mag es Vorsicht sein, nicht anzustoßen, oder Furcht, sich Blößen zu geben, oder irgend eine andere Rücksicht.

Ein weiterer charakteristischer Zug des japanischen Volkes soll sein Mangel an Wahrheitsliebe sein. So sagt Munzinger, der als Missionspfarrer längere Zeit in Japan lebte, in seiner neuesten Schrift: „Die eine große Nachtseite japanischen Wesens ist das System des falschen Scheins, oder auf gut deutsch die Lüge. — — — Der Japaner ist anders, als er sich gibt. Vor der Öffentlichkeit spielt er seine Rolle, und er spielt sie vorzüglich; hinter den Kulissen aber ist er ein anderer. — — — Die Maske eines unschuldigen, harmlosen Kindes ist dem Japaner zur zweiten Natur geworden.“ — Dieses Urtheil wird in neuerer Zeit von vielen, die Japan besucht haben, geteilt. Ich aber frage mich: Hast du denn in den Jahren 1874 und 1875 (als ich das Land nach vielen Richtungen durchreiste und mit allen Ständen in Berührung kam) nur ein Auge und Ohr für die Natur gehabt? Oder sind die Menschen seitdem anders und verderbter geworden? War alles, was ich von seiten der Japaner damals sah und hörte, nur Blendwerk für mich, berechnet, mich zu täuschen? — Waren die vielen Japaner, die ich seitdem im In- und Auslande kennen lernte, und mit denen ich zum Teil jahrelang verkehrte, unwahr und Heuchler? — Darauf antworte ich: Nimmer-

mehr! Sie waren nicht besser und nicht schlechter, als diejenigen meiner eigenen Landsleute auch, mit denen ich in ähnlicher Weise in Berührung kam. Wie es in unserer gebildeten Gesellschaft genug Leute gibt, die sich einer sogenannten „Notlüge“ nicht schämen, die sich in Gegenwart eines Besuchers ganz anders geben, als nachdem er ihnen den Rücken gekehrt hat, so geschieht dies auch in Japan. Daß in dieser Beziehung der Fremdenverkehr die Sitten nicht verbessert hat, darf man aus der Analogie mit uns näher liegenden Verhältnissen wohl annehmen. Wie sieht es dagegen in Gebirgslandschaften Japans aus, wohin „Europas übertünchte Höflichkeit“ noch nicht gelangt ist? — Noch jetzt, wenn ich eins meiner Tagebücher zur Hand nehme und meine Wege von damals mit besseren Karten als sie mir zu Gebote standen, vergleiche, bin ich erstaunt und erfreut über die Zuverlässigkeit der Informationen, die ich erhielt, ob sie nun von einem einfachen Landmann oder einem Beamten aus der Samurai-Klasse kamen. Oft hatte ich Gelegenheit, das feine Taktgefühl und noch edlere Züge des Volkscharakters kennen zu lernen. Ein Beispiel möge hier folgen. Im Sommer 1874 wandte ich mich von Gifu am Nakasendo nordwestwärts nach Fukui und zum Japanischen Meer. Mein Weg führte das Tal des Guinjo-gawa hinauf über Hachiman zum Aburafake-toge und durchs prächtige Tal des Kurobe. In seinem Oberlaufe schlängelte sich der schmale Pfad einer Bergwand entlang, wo fast unmittelbar links sich Wald anschloß, rechts aber eine begraste Fläche sich ziemlich steil zum Bache senkte. An der Spitze meiner Begleiter gehend, sah ich, wie sechs Ochsen hintereinander auf mich zukamen, beladen mit Seefischen, jeder mit seinem Führer an der Spitze. Ein Ausweichen derselben war nicht möglich. So trat ich zur Seite auf den grasigen Abhang. Jeder der Führer (Ninsoku) zog nun, als er in meine Nähe kam, das blaue Zeugband von der Stirne, verneigte sich höflich im Vorbeigehen mit einem gomen nasai (bitte um Entschuldigung), dem dann ein arigato (ich danke Ihnen) folgte.

Rev. W. Weston, der beste Kenner des Hida-Schinanogebirges, bemerkt in seiner vortrefflichen Reisebeschreibung über den Volkscharakter daselbst: „Aber die Manieren sind immer fein (d. h. bei aller Armut und Einfachheit) und zeigen noch die Vollkommenheit wahrer Höflichkeit. Man begegnet herzlicher Gastfreundschaft, wohin man auch geht, und erkennt bald, daß gute Erziehung nicht das Vorrecht einer besonderen Klasse und nicht das Monopol der Gebil-

deten und Wohlhabenden ist.“ Er fand u. a. überaus freundliche Aufnahme bei einem 73jährigen Manne, der nie einen Weißen gesehen hatte, und „der die Würde eines Fürsten mit der Einfachheit des Bauers verband.“

Das japanische Volk zeigt viele löbliche Eigenschaften, welche uns sympathisch berühren und bei anderen Orientalen wenig oder gar nicht entgegnetreten. Wie der Anblick der schönen Natur den Ankömmling im Reiche Nippon erfreut, so wird er auch durch die Reinlichkeit seiner Bewohner, durch ihr freundliches, humanes Wesen, dem Würde und Selbstbewußtsein nicht fehlen, durch ihre Intelligenz und Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die Vorteile der abendländischen Zivilisation angenehm überrascht und für sie eingenommen, etwa wie ein Gast, dem sein Wirt einen freundlichen Empfang bereitet. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Urteile derjenigen Fremden, welche in Japan nur ein kurzes Gastrecht beanspruchen, dem Volke überaus günstig sind. Die Japaner sind gefällig; passen sich gern an und ahmen leicht nach; sie sind neugierig, aber wenig mitteiljam.

„Ich kam nun zurück,“ so schreibt ein Landsmann und feiner Beobachter, „in ein mir bekanntes Land, nach dem ich mitten in China eine tiefe Sehnsucht empfunden hatte. Schmutz, Gestank, Betrug, unwürdiger und widerlicher Sklavensinn, gepaart mit unmotiviertem Hochmut, sind die Grundelemente der chinejschen Welt. Über der japanischen ruht charakteristisch höchste Reinlichkeit, Zierlichkeit, Gefühl für Schicklichkeit und Maß, unverkennbare Würde und Selbstachtung.“

Der Japaner stellt sein Licht nicht unter den Scheffel. Wer aber länger mit ihm verkehrt, lernt neben den erwähnten und einigen anderen lobenswerten Eigenschaften, zu denen wir vor allem auch blinde Ergebenheit und Liebe der Kinder gegen ihre Eltern und eine warme Vaterlandsliebe rechnen müssen, auch manche andere kennen, durch die sich derselbe nicht besonders empfiehlt. Wir sind, gestützt auf vielseitige und mancherlei Beobachtungen, zwar nicht geneigt, alles zu unterschreiben, was jeder mit enttäuschten Hoffnungen aus japanischen Diensten in die Heimat Zurückkehrende über die Schattenseiten des Volkscharakters zu berichten weiß, finden aber, daß es darunter manchen scharfen Beobachter und objektiven Beurteiler gibt, dessen Erfahrungen und Ansichten volle Beachtung verdienen.

Zu einem Anstandsgefühl, welches in vielen Stücken das der meisten Europäer weit übertrifft, gesellt sich eine sorglose Bloßstellung

der Person und vieles, was wir geradezu unkeusch nennen. Der allgemein verbreitete Geschmack an Blumen, landschaftlichen Schönheiten und Gegenständen der graphischen und bildenden Künste ist gepaart mit grober Sinnlichkeit, deren verderbliche Folgen auch dem Nichtarzte vielfach vor Augen treten. Neben warmer Vaterlandsliebe und einem eigentümlichen Rechtsinn bemerken wir eine große Geneigtheit, die schlechteste Aufführung zu übersehen. Dem lebhaften Verlangen nach Kenntnissen und der Raschheit in ihrer Erwerbung steht nicht selten Mangel an Ausdauer und Vertiefung gegenüber. Zur Oberflächlichkeit und Zusammenhangslosigkeit des Wissens gesellt sich oft eine unergründliche Verschlagenheit. Die japanische Jugend ist die folgsamste, welche ich je kennen gelernt habe. In ihrer Erziehung wird, wie bei der Behandlung des Viehes, das Schlagen vermieden, das überhaupt verpönt ist, wie jede lärmende Äußerung des Affektes. Aber zu dieser Selbstbeherrschung, welche diejenige unserer kalten Nordländer weit in den Schatten stellt, welche mit lächelndem Munde Dinge besprechen kann, die unser Gemüt aufs tiefste ergreifen, kam früher bei der Samurairasse oft eine kalte, berechnende Grausamkeit, die das unschuldige Opfer überfiel und herzlos niederschlug.

Die japanische Nation ist nach meiner Ansicht in mancher Beziehung ein Volk von Kindern, harmlos, zutraulich, heiter und zu kindlichen Spielen geneigt auf allen Altersstufen, für alles Neue leicht interessiert, ja begeistert, aber wenn nur halb und kurze Zeit damit vertraut, es eben so leicht überdrüssig werdend. Eine natürliche Heiterkeit und Unverdroßtheit verläßt den gemeinen Mann auch bei schwerer Arbeit nicht und ist neben der Eintracht und Ruhe, womit alle Geschäfte im Haus und Feld verrichtet werden, eines der beneidenswertesten Güter des japanischen Volkscharakters.

Die Kleidung der Japaner ist so oft beschrieben und abgebildet worden, daß wir uns bei ihrer Besprechung kurz fassen können. Sie wird aus Hanf-, Baumwoll- oder Seidengeweben verfertigt, zu denen erst in der Neuzeit auch Leinwand und Wollstoffe getreten sind. Mit Ausnahme des Schuhwerkes ist sie leicht, gefällig und im allgemeinen zweckentsprechend. In den Hauptzügen war und ist sie bei allen Ständen und durch das ganze japanische Reich dieselbe und nur im Detail hatte man früher, sowohl bezüglich des Materials als auch namentlich im Schnitt, die feststehenden Rangunterschiede der großen Gesellschaftsklassen genau zu beachten.

Der kimono, ein langer, vorn offener Rock, ist bei beiden Ge-

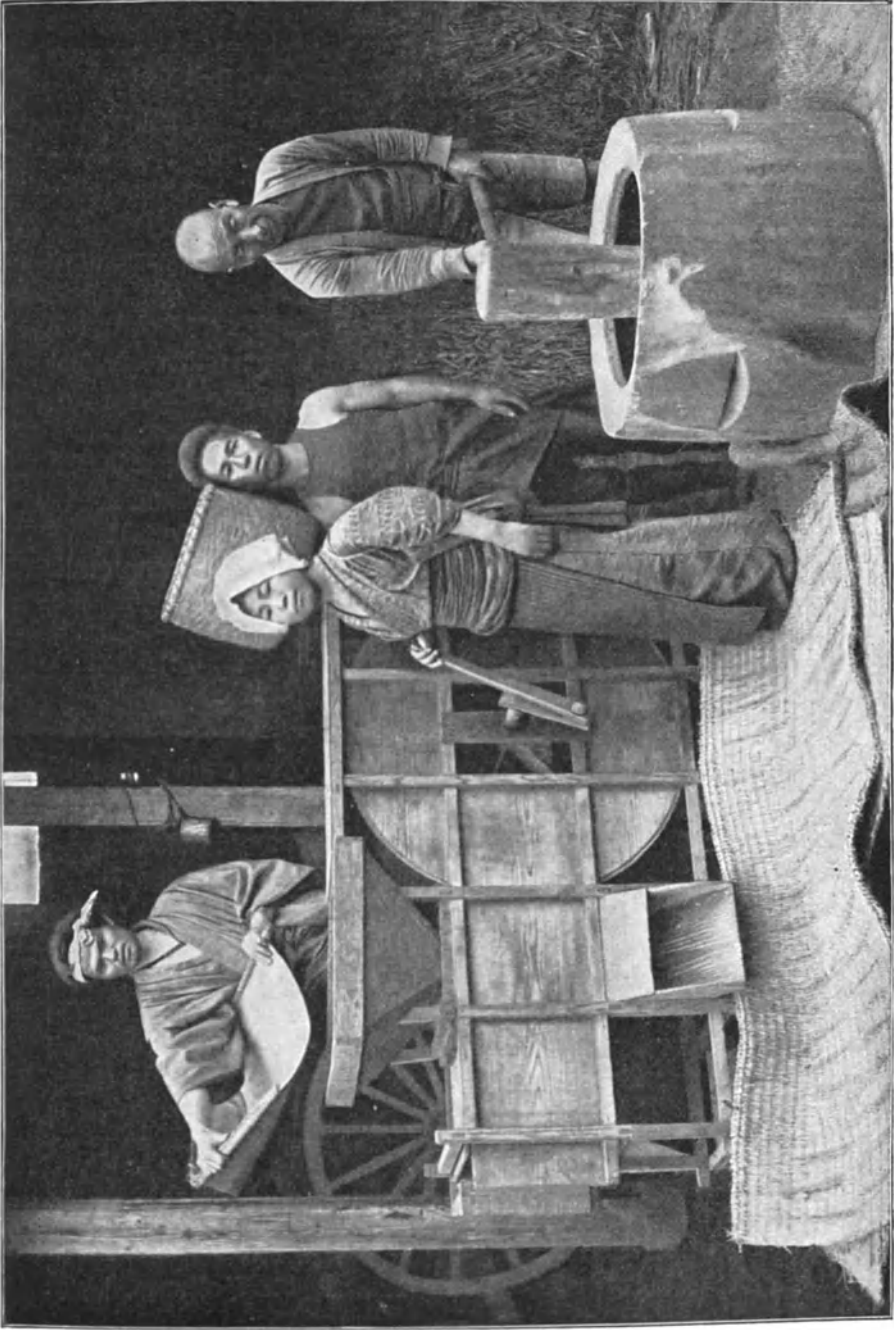
schlechtern das Hauptkleid und nur nach der Länge, dem Schnitt und der Wahl des Stoffes verschieden. Ein mehr oder weniger breiter Gürtel, der obi, befestigt denselben am Leibe. Er ist aus Baumwolle oder Seide besonders gewoben und bildet bei Männern einen einfachen Zeugstreifen, den sie mehrmals um die Lenden winden. Der Samurai steckte früher durch denselben auf der linken Seite seine Schwerter; an der rechten aber trug jedermann eine kleine Tasche mit feingeschnittenem Tabak und ein Pfeifchen. Der kimono der Frauen liegt enger an, reicht tiefer, nämlich bis zu den Knöcheln, ja bildet bei Gesellschaftskleidern sogar eine mehrere Fuß lange Schleppe, welche unten mit Watte ausgesteift ist. Er besteht in der Regel gleich dem obi aus schwereren Stoffen mit bunteren Farben als beim Manne. Die obi für Frauen werden, wie bei uns die Bänder, in besonderen Webereien hergestellt. Es sind prächtige, steife Gewebe, oft einen Fuß breit, welche als Schärpe um den Leib gehen, auf dem Rücken eine große Schmetterlingschleife bilden und von da in zwei langen Zipfeln herabhängen. Die weiten, fliegenden Ärmel des kimono bilden unter den Ellbogen hängende Säcke, tamoto genannt, welche früher allgemein als Taschen dienten. In ihnen führte jeder Japaner unter anderem weiches Papier mit, das ihm das Taschentuch ersetzte. Jetzt gebraucht man in der vornehmeren Gesellschaft vorwiegend Taschentücher. Bei der wohlhabenderen Klasse besteht der kimono im Sommer aus leichtem Baumwollgewebe, im Winter aus schweren Seidenstoffen. Für den einfachen Arbeiter und Landmann kommt die Seide nicht in Betracht. Er kleidet sich in grobe Hanfgewebe, die er selbst anfertigt, oder in baumwollene Stoffe, die er unrein, blau mit dem einheimischen Indigo (von *Polygonum tinctorium*, welches überall zu dem Zwecke angebaut wird) färbt. Die ziemlich eng anliegenden Beinkleider (momohiki) legt er in der Regel erst mit Eintritt der kalten Jahreszeit an, ebenso eine Art Strümpfe. Im Sommer geschieht dies bloß, wenn er sich beim Arbeiten im Reisfelde gegen die Blutegel oder im Walde gegen Stechfliegen schützen will. Hemden oder sonstige Leibwäsche fehlten bei den Japanern. Für den männlichen Ninsoku (oder gewöhnlichen Arbeiter) bestand im Sommer der ganze Anzug aus dem fittelähnlichen und bis zu den Waden reichenden kimono und ein paar waraji (Strohsandalen) an den sonst nackten Füßen. Selbst der kimono erschien vielen lästig und überflüssig; sie warfen ihn nach alter Sitte gern ab und begnügten sich mit einem baumwollenen Schamttuch (ohita-obi). In der

Neuzeit sieht man durch strenge Verordnungen darauf, daß jedermann im Freien seine Blöße bedecke.

Der Samurai trug auf seinem kimono und haori die Familienabzeichen oder Wappen, fünf oder drei beim Färben des Zeuges weiß gelassene Kokarden von 2 bis 3 cm Durchmesser, und zwar je eine an den Ärmeln, eine zwischen den Schultern und eine an den Brustseiten, doch nicht an dem grau und weiß gestreiften oder weißen Trauerkleide (mofuku). Seine besondere Auszeichnung war die Hakama, d. h. sehr weite Hosen, welche bis unter die Waden reichten und häufig aus gleichem Stoffe wie der haori bestanden. Zum Zeremonienanzug gehörte außer der hakama vor allem der kami-shimo oder rei-fuku, bestehend aus dem kami oder oberen Teil, einer Art breitschulteriger Mantel, und dem shimo oder unteren Teil, nämlich einem Paar weiter Hosen. Der unkleidsame Tract hat sie in der Beamtenwelt meist verdrängt.

Die Fußbekleidung beider Geschlechter besteht in dunkelblauen oder weißen baumwollenen Socken, tabi genannt, bei denen, wie beim Fausthandschuh der Daumen, nur die große Zehe abge sondert ist, um zwischen ihr und den übrigen die Schnur durchzuführen, mit deren Hilfe die Sandalen am Fuße befestigt werden. Letztere heißen zōri, die einfachsten und billigsten waraji. Diese werden aus Reisstroh geflochten und vornehmlich bei trockenem Wetter gebraucht. Viel schwerfälliger, obgleich in der Regel vom leichtesten Holze, dem kiri (*Paulownia imperialis*), verfertigt, sind die Holzschuhe oder geta, auf denen der Fuß wie auf Stelzen ruht. Sie werden im gewöhnlichen Verkehr mehr gebraucht als die zōri und waraji, aber nicht auf Reisen. Die feinste Fußbekleidung bildeten die fast ganz außer Gebrauch gekommenen kutsu, wirkliche Schuhe, insofern sie allein auch die Oberseite des Fußes bedeckten, und zwar mit schwarzlackiertem Lederpapier. Daher wird denn auch der Name kutsu für europäische Schuhe und Stiefel angewandt. Die leichte Befestigung der zōri und waraji, besonders aber der geta am Fuße gestattet ein rasches Ablegen und Anziehen derselben, wie es zur Schonung der Matten in den japanischen Wohnungen nötig ist.

Der Japaner ging gewöhnlich ohne eine besondere Kopfbedeckung. Beim Minsoku vertritt noch immer ein blauer Baumwollstreifen, den er ein- oder zweimal um die Stirn wickelt, die Mütze oder den Hut. Zur Zeremonienkleidung gehörte der yeboshi, ein steifer, schwarzlackierter Hut aus Lederpapier, welcher über dem abrazierten Scheitel ruhte



Japanische Bauern beim Schälten und Reinigen des Reifes.

und durch ein Band unter dem Kinn befestigt war. Auf Pilgerzügen und sonstigen Reisen pflegt der gemeine Mann den Kopf gegen Regen und Sonnenschein durch ein forbähnliches Geflecht aus Weiden, Bambusrohr oder Rotang zu schützen, den *kasa*. Mit diesem Worte wird auch der Regenschirm aus geöltem Papier bezeichnet. Den Oberkörper schützt der Feldarbeiter gegen Regen durch den *mino*, einen Mantel aus Grasblättern von *Imperata arundinacea*, japanisch *Kaya*, und anderen Arten, oder auch aus Stroh oder Schleißhanf. Gleichem Zweck dient die *Skappa* (vom spanischen *capa* abgeleitet), ein Regenmantel aus geöltem Papiere, der, wie der Name andeutet, eine neuere Einführung ist. Übrigens erfreut sich seit der Restauration unser Regenschirm mit Recht großer Beliebtheit, da er alle die ungenügenden und schwerfälligen japanischen Vorrichtungen gegen den Regen ersetzt und zugleich — ein wirklicher *en tout cas* — auch gegen die Sonne schützen kann.

Eine besondere Sorgfalt verwenden die Japanerinnen auf die Pflege und Tracht ihres Kopfhaares, während die Männer mit geringen Ausnahmen es jetzt nach europäischer Art tragen und unter der Schere halten. Frauen jedes Alters und Standes bedienen sich, um das schöne rabenschwarze, aber steife Haar, welches oft bis zu den Fersen herunterreicht, glänzend und geschmeidig zu machen, des fetten Oles aus den Samen der Kamelie oder des Teestrauches. Ihre Coiffuren sind so kunst- und geschmackvoll, daß sich keine europäische Dame derselben zu schämen brauchte. Die Hauptmasse bildet einen Chignon, den eine oder mehrere lange Nadeln aus Schildpatt oder einem billigeren Material, sowie Holzkämme zusammenhalten und außerdem eingeflochtene Streifen eines eigentümlichen roten oder blauen Kreppgewebes zieren.

Zu den sonstigen Kosmetika japanischer Frauen gehört vor allem das *oshiroi*, ein breiiges Präparat aus unreinem Bleiweiß und Stärke, womit Gesicht und Hals der Mädchen eingerieben werden, um eine zarte, weiße Haut zu schaffen, sowie *Carthamin* oder *Safflorrot* (*beni*) zum Röten der Lippen. Verheiratete Frauen pflegten sich die Augenbrauen abzurazieren und die Zähne durch eine Art Tinte schwarz zu färben. Es geschah dies durch sukzessives Einreiben der Zähne mit einer Eisenlösung in Branntweinessig und mit Galläpfelpulver, doch war es in manchen Gegenden auch bei Mädchen Sitte, das Röten der Lippen mit dem Schwärzen der Zähne zu vertauschen, sobald sie das zwanzigste Lebensjahr überschritten und die Hoffnung, sich zu verheiraten, aufgegeben hatten.

Nach alter Sitte rasierte man den Kopf der Kinder bis auf drei Locken über Scheitel und Schläfen oder bis auf einen Kranz Haare um die große Tonsur. Wenn die Mädchen fünf Jahre alt waren, hörte dies auf. Bei Knaben trat mit vollendetem 14. (nach japanischer Rechnung 15.) Jahre ein Wechsel ein. Man feierte das Gembuku, ein Familienfest, bei welchem die Stirnlocken abrasiert, der Knabe zum Mann erklärt und mit einem anderen Namen versehen wurde. Fortan stand er als Erwachsener bezüglich seiner Haartracht unter anderen Regeln. Stirn und Scheitel wurden glatt rasiert, das Haar des Hinterhauptes aber sorgfältig eingedöht, nach dem Scheitel gekämmt und hier zu einem kleinen Horn oder Zopf, dem mage, vereinigt, der durch einen breiten schwarzen Ring aus Lederpapier führt und auf dem kahlen Scheitel ruht und endet. Diese Haartracht gab vielen Haarkünstlern Arbeit und Verdienst und war außerdem sehr zeitraubend. Daher verbreitete sich in der Neuzeit mehr und mehr die europäische Sitte, wonach die Männer das Kopfhaar nur dem Kamm und der Schere unterstellen. Die Frauen aber sind, wie in ihrer Kleidung, so auch in ihrem Haarschmuck der alten Sitte meist treu geblieben.

Das Glattrasieren des Gesichtes, Jahrhunderte lang allgemeine Sitte, hat ebenfalls bei vielen Männern schon aufgehört. Man trägt einen hige oder Knebelbart oder auch einen Vollbart, wenn er, was selten der Fall ist, wächst, und nähert sich so wieder der alten Sitte, wie sie vor Yoritomo bestand.

Die Reinlichkeit des Japaners ist eine seiner empfehlenswertesten Eigenschaften und unterscheidet ihn vorteilhaft vom Chinesen, sowie von allen anderen Gliedern der mongolischen Völkerfamilie, mit Ausnahme der Polynesen. Sie zeigt sich an seinem Körper, im Hause, in der Werkstatt, wie nicht minder in der großen Sorgfalt und muster-gültigen Genauigkeit, womit er seine Felder pflegt. Man hat sie das älteste Glied in der japanischen Zivilisation genannt und ist nicht imstande, ihren Ausgang und Anfang zu bestimmen.

Jeder Japaner, ob hoch oder niedrig, nimmt womöglich täglich sein warmes Bad (yu). Die dabei beliebte Temperatur des Wassers wechselt zwischen 38° und 45° C, ist also für unser Gefühl eine unerträglich hohe. In kaltem oder lauwarmem Wasser badete früher selten jemand, weder der Landmann, welcher doch durch seine Arbeit im schlammigen Reisfelde gewöhnt ist, stundenlang barfuß in kaltem Wasser zu stehen, noch der Kinsoku (Kuli), obgleich er halbnaakt die Winterkälte aushält, und ebensowenig der vornehmere Städtebewohner.

Nur ausnahmsweise, z. B. wenn es sich um eine selbstauferlegte Bußübung handelte oder um die Erfüllung eines Gelübdes, wurde ein kaltes Bad genommen. So pflegten früher die Pilger, welche den Kantai-san bei Nikkō besteigen wollten, sich der Vorschrift gemäß vorher im Chiuzenji-See zu baden. Auch sah ich einmal in dem von Tokio aus viel besuchten Meguro einen alten Mann im Winter bei 4° C ein Duschbad im Wasser einer kalten Quelle nehmen, das ein ausgehauener Tigerkopf in ein Bassin speit. Hierauf ging derselbe, ohne sich vorher abzutrocknen, nackt und nur mit dem üblichen Lendentuche versehen, die Handflächen zum Gebete gegeneinander gestemmt, über ein langes kaltes Pflaster und die 48 steinernen Stufen hinauf zum Tempel, rief dann den Gott mit der Glocke, opferte seine Kupfermünze und warf sich nun nieder, um sein Gebet zu verrichten. Mit einer nochmaligen Abwaschung und dem nun folgenden Ankleiden endete dieser auffallende Vorgang, der vielleicht Genesung von einer Krankheit bezweckte.

Sowohl nach der inneren Einrichtung, als auch nach dem Zwecke, dem sie dienen, sind private und öffentliche Bäder zu unterscheiden. Im ersten Falle ist die Badewanne (furo) eine ziemlich tiefe Holzbütte mit stumpfeiförmigem Querschnitte, doch weit unter Körperlänge. An ihrem spitzeren Ende führt ein kleiner Schornstein aus Eisenblech empor, der unten mit einer kleinen Holzkohlenfeuerung in Verbindung steht und das umgebende Wasser zu wärmen hat. Der furo befindet sich je nach Umständen in der Nähe der Küche oder in einem besonderen Badezimmer (yu-dono) an der Hof- und Gartenseite. Gegen 5 oder 6 Uhr nachmittags oder auch einige Stunden später, je nach der Größe des Bedarfes, wird das Wasser geheizt und dann der Reihe nach vom Hausherrn bis zum niedrigsten Diensthöten benutzt. In den Herbergen hat der vornehmste Gast den Vorrang. Nach den Gästen folgen Herrschaft und Kinder, zuletzt kommt das Gesinde, so daß zuweilen dreißig und mehr Personen nacheinander sich desselben Wassers bedienen, und der Schluß spät in die Nacht fällt. Das Abstoßende, welches eine solche Badeeinrichtung für uns hat, wird etwas verringert, wenn man bedenkt, daß sich die Sache täglich wiederholt, Seife und andere das Wasser verunreinigende Stoffe nicht gebräuchlich sind und das ganze mehr in einem raschen Abwaschen des Körpers besteht, während eine Vorrichtung zur Seite der Badewanne jedem ihr Entsteigenden Gelegenheit bietet, sich Kopf und Hände mit frischem Brunnenwasser zu waschen, das kein anderer mitbenutzt. Für den

Reisenden ist ein solches Bad eine große Erquickung. Er entkleidet sich in seinem Zimmer, wirft einen bis zu den Knöcheln reichenden leichten baumwollenen Rock (yu-kata) um, der durch einen Leidentgürtel zusammengehalten wird, und begibt sich so zum yu-dono. In den feineren Häusern steht die Badevorrichtung mit den Besuchszimmern in Verbindung. Ein kleines Vorzimmer mit Spiegel usw. dient zum Anlegen der yu-kata. Der furo in der anstoßenden Badestube ruht auf einem mit einem Lattengitter versehenen Boden. Alles ist tadellos rein, die Wanne selbst, aus schönem weißen hi-no-ki verfertigt, sehr einladend. Neben ihr steht auf einem niedrigen Tischchen die blankpolierte kupferne oder messingene Waschküßel in Form eines weiten Zylinders von 5—8 cm Tiefe mit frischem Wasser, daneben ein Porzellannapf oder Glas mit Trinkwasser und eine Porzellanschale mit Kochsalz zum Zähneputzen. Die neue Zahnbürste (yōji), welche zur Seite liegt, ein weißes Weidenstäbchen von Handlänge, an einem Ende etwas zugespitzt, am anderen durch zahlreiche, etwa zolltiefe Einschnitte in einen ziemlich steifen Faserpinsel umgewandelt, kann leicht ersetzt werden. Diese Zahnreinigungsmittel sind sehr billig — ein yōji kostet etwa 1½ Pfennige —, daher jedermann zugänglich und allgemein in Gebrauch, wie ähnliches bei keinem anderen Volke der Erde zu finden ist.

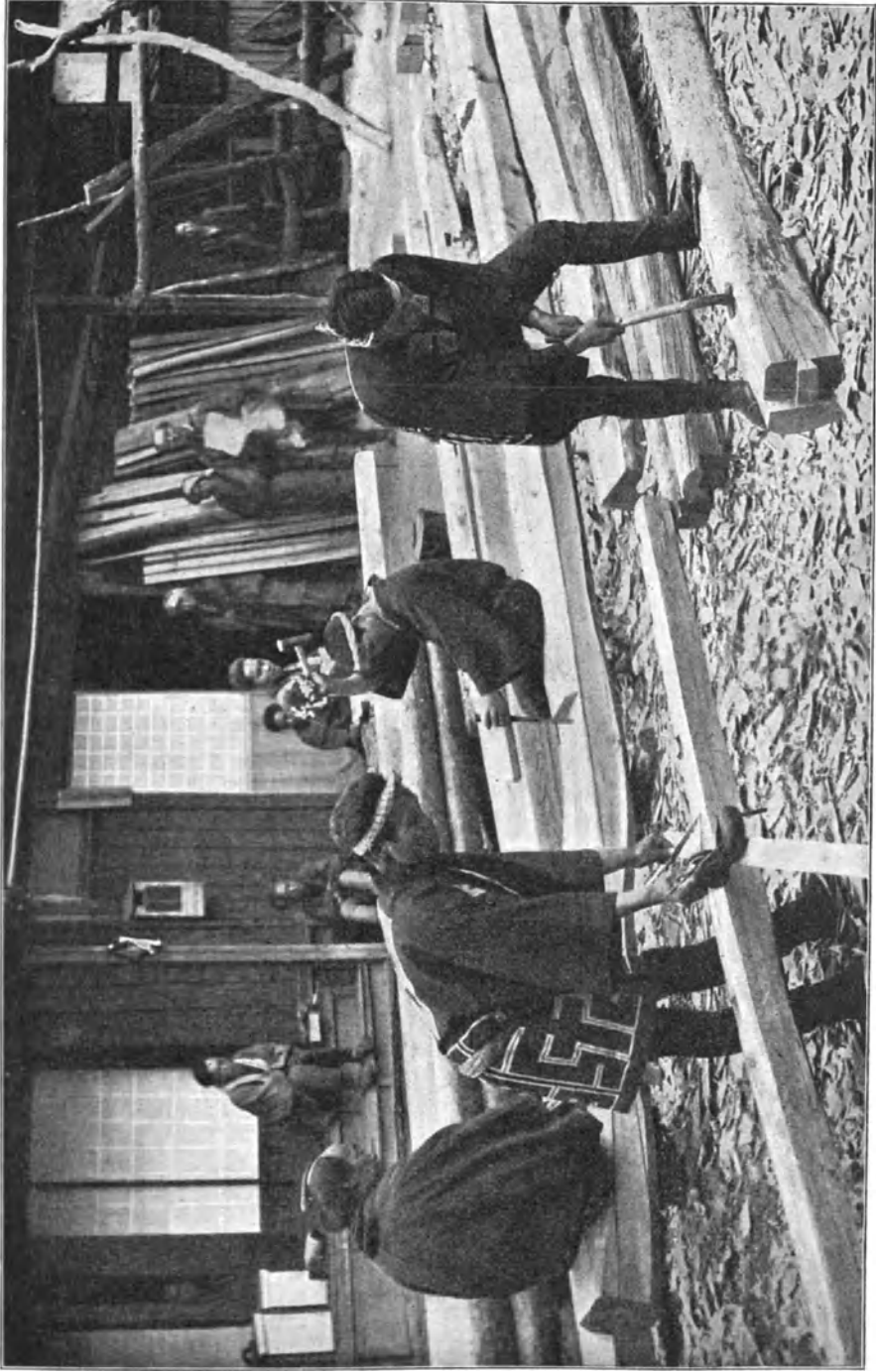
Öffentliche Badehäuser für das Volk gibt es viele in jeder Stadt. Der Vorübergehende erkennt sie leicht an dem aus ihnen dringenden Dampf und Lärm, denn diese Anstalten dienen nicht bloß der Reinigung, sondern auch der Unterhaltung und Erholung. Hier finden sich Bekannte täglich wieder, um vor oder nach der Abwaschung ihre Pfeifchen zu rauchen und miteinander zu plaudern.

Ohne Zweifel trägt die regelmäßige Benutzung warmer Bäder bei den Japanern viel zur Erhaltung und Förderung ihrer Gesundheit bei. Rheumatische Leiden, zu welchen die Arbeiten in den Reisfeldern, der Fischfang und andere Beschäftigungen, sowie unzumutbare häusliche Einrichtungen für die kalte Jahreszeit reichlich beitragen könnten, werden meist im Keime erstickt und sind deshalb viel seltener als bei uns. Ein anderes Mittel, denselben und verschiedenen anderen Leiden entgegenzuwirken, ist die Massage oder das Schampuieren (Kneten der Muskeln und Reiben der Glieder), japanisch amma, welches sich oft dem Bade anschließt. Es wird allgemein von Blinden ausgeführt, deren Zahl vor Einführung der Vakzination sehr groß war, und die sich davon nähren. Sobald der Abend hereinbricht und oft

noch spät in die Nacht hinein, sieht und hört man sie mit ihren langen Bambusstäben die Straßen der Stadt durchschreiten und auf einer Art Flöte monotone Töne pfeifen. Oft rufen sie amma-san! (Knet-Herr!) oder momi riogi (Schampuierungs-Heilverfahren!), auch wohl amma kami schimo ni-ju-shi mon! (d. h. Kneten von oben bis unten für 24 mon oder etwa 5 Pfennig!). Das war schon vor 30 Jahren selbst für japanische Verhältnisse sehr billig und geschah nur von angehenden amma-san, die noch keine Rundschaft hatten. Blinde Frauen kommen nur auf Bestellung und rufen nicht in den Straßen.

In der Bauart und inneren Einrichtung seiner Wohnung hat der Japaner nicht so viel Talent und Geschmack entwickelt, wie in vielen anderen Dingen; doch ist auch hier ein löblicher Reinlichkeits-sinn unverkennbar. Das japanische Haus entbehrt vor allem der Solidität und des Komforts, also zweier Grundbedingungen, welche wir an jedes Heim zu stellen gewohnt sind. Es fehlt die Solidität, insofern es aus Holz und anderem brennbarem Material leicht konstruiert und der Zerstörung durch Feuer und Wasser in hohem Grade ausgesetzt ist; es bietet wenig Komfort, indem es ohne Möbel bleibt und keinen genügenden Schutz gegen Kälte, Feuchtigkeit und Rauch gewährt. Diese drei Dinge, zu denen wir noch den Abtrittsgeruch, die fast nie fehlenden Ratten und zuweilen auch Flöhe und Moskitos zählen müssen, sind die häufigen Plagen der Reisenden in einer japanischen Herberge.

Die große Verschiedenheit im Aussehen und der Bauart der Häuser zwischen Dorf und Stadt, arm und reich, und insbesondere auch die Abwechslung in den Baustilen innerhalb ein und derselben Stadt, welche wir gewohnt sind, findet man in Japan nicht. Ein gemeinsamer Plan liegt hier den Häusern im ganzen Lande zugrunde. Nur die Größe und die Feinheit des angewandten Materials wechselt; nur an der Zahl der Häuser und den kaufmännischen Geschäften erkennt man die Stadt. Das japanische Wohnhaus ist durchweg auf eine kleine Familie von 4—5 Personen berechnet und den in der Regel sehr bescheidenen Mitteln und Anforderungen seines Besitzers entsprechend klein und einfach, so daß es für eine in unseren Augen sehr unbedeutende Summe von 300—1000 Mark hergestellt werden kann und dabei natürlich ein gewöhnliches, armseliges Aussehen hat, ohne jede Verzierung und gefällige Ausstattung. Das japanische Haus ist ein niedriges Gebäude von 1—2 Stockwerken aus leichtem



Ein japanischer Zimmerhof.

Rahmenwerk ohne Fundament und mit schwerem Dach. Hölzerne Pfosten, auf unbehauenen Steinen ruhend, stützen das letztere. Die Hauptträger desselben sind starke Balken, welche sorgfältig aneinander gefügt werden. Das Dach liegt stumpfwinkelig auf, greift in der Regel weit über, ist bei Wohnhäusern einfach und flach, bei Tempeln und alten Burgen gegen den Rand meist wie bei chinesischen Pagoden nach oben geschweift, in den Dörfern noch meist mit Stroh, in den Städten mit Schindeln oder Ziegeln bedeckt. Es unterliegt keiner Frage, daß die Japaner gerade in der Konstruktion und Bedeckung ihrer Dächer viel Geschick entwickeln und das dicke Ziegel- oder Strohdach eine Sorgfalt zugewiesen bekommt, welche man sonst vielfach vermißt.

Parallel zu und hinter der in Abständen von einem Ken (etwa 2 m) errichteten Reihe von Pfosten, auf denen das Dach ruht, läuft noch eine zweite Reihe. Der Abstand zwischen beiden von 3 shaku (1 m) ist für die Veranda bestimmt. Sobald auf diesen Pfosten und den sie verbindenden Balken das schwere Dach ruht, ist der daiku (Zimmermann) fertig und die feinere Arbeit des sashi-mono-ya (Schreiners) beginnt. Das japanische Haus, ohne Fundament, zwei bis drei Fuß über dem Boden auf den Ecksteinen ruhend, schwebt also gewissermaßen in der Luft, doch pflegt man ihm häufig später eine Mauer unterzufügen oder die Zwischenräume zwischen den Ecksteinen mit Bretterwerk zu bekleiden.

Die Größe der Zimmer, ja der ganze Grundriß der Häuser richtet sich in Japan nach den tatami oder Binsemmatten, mit denen die gedielten Böden bedeckt werden.

Sein Licht erhält das japanische Zimmer durch die shoji. Es sind dies Schieber nach Art der fusuma, welche jedoch durch feingehobelte Holzstäbe der Länge und Breite nach in ein Netz von Rechtecken verwandelt wurden, über welche von außen starkes durchscheinendes Papier geklebt wird.

Die Veranda, japanisch engawa, ist den Tag über bei gutem Wetter offen, wie die der Straße zugekehrten Räume, wird aber abends und bei Regen durch die sogenannten amado (Regentore) geschlossen, um das Haus vor Eindringlingen, die Papier Scheiben aber vor dem Naßwerden zu schützen. Dieser Schutz besteht aus Brettern, welche in Falzen laufen, verschiebbar und durch einen Riegel beim Schlußbrette von innen befestigt sind. Wünscht man Eintritt in ein gewöhnliches Haus, so tritt man vor die Schiebetüre und ruft „gomen-

nasai!“ (entschuldigen Sie) oder weniger höflich „moshi, moshi!“ (höre, höre).

Die besten Zimmer befinden sich immer auf der Rückseite des Hauses, wo man von der Veranda hinunter in den kleinen Garten tritt.

Dem japanischen Zimmer fehlt genügende Abgeschlossenheit. Ferner vermiffen wir darin Stühle und Tische, Betten und sonstige Dinge, welche bei uns zu einer behaglichen Zimmereinrichtung gehören. Der Japaner bedarf ihrer nicht. Er läßt seine geto oder rori am Eingang, um die schönen Matten nicht zu beschmutzen, und ist in behaglichster Stellung, wenn er auf den Knien und Fersen ruht. Nur zwei Möbel dürfen bei ihm nicht fehlen, das hibachi und das tabakobon, d. h. das Feuerbecken und das Tabaksbrett. Das hibachi ist ein tragbarer Apparat. Er besteht aus einem runden Messing- oder Bronzenapfe oder einem Holzkasten, mit feuerfestem Tonbelag im Innern, gefüllt mit Holzasche, auf der glühende Holztohlen liegen. Der tabakobon ist ein Präsentierteller mit einer kleinen ähnlichen Vorrichtung für glühende Kohlen und einem Spucknapf, statt dessen oft ein Stück Bambusrohr mit Knotenstelle als Boden fungiert. Das hibachi dient sowohl zum Anzünden der Pfeifen als auch zum Wärmen. In letzterer Hinsicht erscheint noch besser die ältere Vorrichtung, das ro, eine große quadratische Öffnung im Boden, welche mit feuerfestem Ton und Asche, wie ein hibachi, halb ausgefüllt ist und in der Mitte ein Häufchen glühender Kohlen trägt. An ihm suchen die Bewohner des Hauses, den Körper mit gesteppten Matratzen bedeckt, Schutz gegen die Kälte der langen Winternächte.

Die Zimmer werden nachts durch andon (Lampen) oder rosoku (Kerzen aus dem Pflanzentalg, welchen die Früchte von Rhus succedanea und Rhus vernicifera liefern) erhellt. In der Neuzeit hat die Petroleumlampe die früheren Beleuchtungsvorrichtungen an den meisten Stellen schon verdrängt. Mit dem Bett aber bringt man eine große stehende Papierlaterne (audon) in das Zimmer, worin die Öllampe ruhig brennt.

In einem Zimmer jedes japanischen Hauses befindet sich der Hausaltar, kami-dana oder Götterschrank, ein hölzerner Schintötempel in miniature, worin unter anderem Täfeln, welche die Namen von Göttern tragen, aufbewahrt werden, und vor dem der Hausherr täglich seine Andacht verrichtet.

Der zweite Stock eines japanischen Hauses ist immer noch niedriger als der erste und steht in der Regel weit hinter diesem zurück, so daß

ein niedriges Vordach und ein höher gelegenes Mitteldach angewandt wird. Einstöckige Gebäude sind jedoch sehr zahlreich. Den Raum zwischen der gedielten und mit Tapete überzogenen Decke und dem Dach bewohnen gewöhnlich die Ratten, welche nachts auch die Schlafräume heimsuchen und hier sehr lästig werden können. Auf dem Lande sind die Häuser meist isoliert, während in den Städten ein Holzbau sich unmittelbar dem anderen anreihet. Hierdurch, sowie durch den Mangel an Kaminen, die unzureichenden Heizvorrichtungen während des Winters und ungenügende Kontrolle sind Feuersbrünste an der Tagesordnung. Selten beginnt und endet ein Leben unter demselben Dach, ja, ich habe Japaner gekannt, welche achtmal in ihrem Leben abgebrannt waren. Unter solchen Umständen ist es gut, daß nicht viel Hauseinrichtung mitverbrennen kann, und die Errichtung einer neuen Wohnstätte nicht so schwierig und kostspielig ist als bei uns. Aber es wird durch diese häufigen Brände ein großes Quantum Holz und ein ansehnlicher Teil des Nationalwohlstandes vernichtet. Brandkassen, die Wohnungen zu versichern, gab es nicht; auch waren die leichtgebauten Häuser nicht geeignet, als Versicherungsobjekte bei Geldanlagen zu dienen.

In dem großen Häusermeer von Tokio sind Feuersbrünste überaus häufig und erhellen bald von hier, bald von dort aus weithin die dunkle Nacht. „Die Feuersbrunst ist Jedos Blume“ — sagt eine alte bekannte Redensart; ja, eine Blume, die bald diesem, bald jenem blüht und ihn hinaustreibt, um Hilfe zu suchen bei Freunden und Verwandten, die nicht unterlassen, ihm zur Errichtung eines neuen Hauses nach Kräften beizustehen. Mit unendlichem Gleichmuth und beneidenswerter Ruhe ergibt sich der Japaner in ein solches Unglück und trägt im großen Tuche auf dem Rücken hinweg, was er von seinem bescheidenen Hausrath zu retten vermag.

Oft sieht man in den Straßen eine sehr hohe Leiter angebracht, neben der oben eine Glocke hängt. Sie dienen dazu Umschau zu halten und Signale zu geben bei ausgebrochener Feuersbrunst. Auch gewahrt man da und dort zur Seite der Häuser übereinander stehende Kübel mit Wasser zum Löschen. Dieses wird von Feuerwehren geleitet, welche schon sehr lange im Lande bestehen und gut organisiert sein sollen. Kaufleute und sonstige wohlhabendere Personen besitzen in kurzer Entfernung von ihrem Wohnhause eine *kura* oder *dohō*, d. i. ein feuerfestes, weiß überünchtes Gebäude aus dicken Lehm- und Schlammwänden, worin Waren und Wertgegenstände jeder Art auf-

bewahrt werden. Die Engländer nennen solche Gebäude in China und Japan „godowus“.

Abgesehen von der großen Feuersgefahr ist die Bauart der japanischen Häuser ohne Zweifel auch dem Klima schlecht angepasst. Gewährt dieselbe auch den heißen Sommer über kühle, luftige Räume, so bietet sie dagegen während des viel längeren rauhen Winters keinen genügenden Schutz gegen die überall durch Fugen und Ritze eindringende kalte Luft. Für die kälteren Landesteile ist deshalb ein behagliches Wohnen in einem japanischen Hause selbst dem abgehärteteren Eingeborenen kaum möglich und schon aus diesem Grunde der allmähliche Übergang in einen solideren Baustil, der in rationeller Weise den verschiedenen Anforderungen an ein Wohnhaus Rechnung trägt, geboten.

Nicht jeder japanische Hausbesitzer, zumal in Städten, erfreut sich zugleich auch eines *uiwa* oder Blumengartens; aber was dem bescheidensten deutschen Gärtchen nur ausnahmsweise fehlt, die Laube, erblicken wir im japanischen nie. Es ist nur zum Beschauen, nicht zu längerem Aufenthalt bestimmt, mit viel Geschmack und Raffinement angelegt, mit Sorgfalt gepflegt. Fehlt der kleine Weiher, in welchem sich Goldfische und Schildkröten tummeln und im Hochsommer Lotusblumen ihre reizenden Blätter und Blüten erheben und entfalten, so ist doch wenigstens Raum für ein bescheidenes Wasserbecken mit Salamandern (*Imori*), für einen niedlichen kleinen Steg, für Felsgruppen mit schönen Zwergformen an Bäumen und Sträuchern und derlei mehr. Oft muß man sich jedoch mit einem Busche des nauten (*Naudina domestica*), aber in selteneren Fällen einer kleinen südchinesischen Fächerpalme, dem *tō-shiro* (*Rhapis flabelliformis* Ait.), im engen Hofraume begnügen. Obst- und Gemüsegärten fehlen bei den Häusern.

Der Japaner lebt im allgemeinen sehr mäßig und frugal. In den ältesten Zeiten vor Einführung des Buddhismus bildeten Fische, das Fleisch wilder Tiere, Wurzeln und wildwachsende Früchte die Nahrung, dann traten mancherlei vegetabilische Produkte des Feldes mehr in den Vordergrund, insbesondere das wichtigste derselben, der Reis. Geschält und in Wasser gekocht, bildet er den wesentlichsten Bestandteil von jeder der drei Mahlzeiten am Tage, daher diese *gozen* (d. i. im Wasser gekochter Reis) genannt und als *asa-gozen*, *hiru-gozen* und *yū-gozen*, wörtlich: Morgen-, Mittag- und Abendreis, unterschieden werden, wie wir von einem Morgen-, Mittag-

und Abendbrot reden. Dennoch gibt es in Japan Hunderttausende armer Gebirgsbewohner, welche sich freuen, wenn ihre beschränkten Felder Gerste, Hirsearten und Buchweizen statt Reis erzeugen, bei welchen letzterer ein Luxusartikel ist, der wohl Kranken, Kleinen Kindern und Schwachen Greisen, selten aber gesunden Erwachsenen zuteil wird.

Verschiedene Hirsearten, Buchweizen, Gerste und Weizen sind, wie schon angedeutet, Ersatzmittel des Reises, welche in Form von Grütze, die Gerste stets mit Reis gemischt, benutzt werden, während Brot unbekannt war und auch jetzt noch wenig verbreitet ist. Unter den Stärke liefernden Knollen spielen die imo oder Wurzelknollen der *Colocasia esculenta*, wie bei den Südsee-Insulanern, die erste Rolle, dann folgen eine Reihe anderer, wie Bataten, Yamswurzeln, gewöhnliche Kartoffeln und verschiedene andere, darunter auch die Rhizome der Lotusblume und junge Bambustriebe, Zwerg- und Dolichosbohnen, Erbsen und Saubohnen werden viel gebaut, treten jedoch wie verschiedene Gemüse noch zurück hinter drei anderen Gewächsen, welche der Japaner kaum missen kann. Es sind dies lange, weiße Rettiche oder daikon, die in Stücke geschnitten und mit Salz eingemacht fast bei jeder Mahlzeit serviert werden, ferner Rüben oder Kabura, die man ähnlich behandelt, und die schönen dunkelvioletten Früchte der Nasu oder Eierpflanze (*Solanum melongena*), die teils frisch in Suppe gekocht, teils ebenfalls eingesalzen und an Stelle der daikon in Gebrauch kommen. Für Suppen werden besonders vortreffliche Pilze vornehmlich *Matsu-take* (*Agaricus* sp.) geschätzt.

Bei seiner Eröffnung vor mehr als 40 Jahren lieferte das Land schon mancherlei Obstsorten, doch nur wenige, die unserem Geschmack zusagten. Am verbreitetsten ist die Dattelfeige oder Kaki (*Diospyros kaki* Thbg.), eine stattliche glänzend orangegelbe Frucht von der Größe eines Apfels, womit die ansehnlichen Bäume im Herbst oft noch nach ihrem Blattabwurf beladen sind. Sonst sind noch prächtig aussehende Birnen von Apfelform, aber von fadem, wässrigem Geschmack, selten vorkommende, unscheinbare Äpfel und Pflaumen, ziemlich saure Trauben, Pfirsiche und Aprikosen mit wenig Aroma, Walnüsse und Kastanien neben den guten Mikan- oder Mandarinorangen warmer südlicher Landstriche und einigen anderen Obstsorten, wie die Biwa oder Früchte der *Eriobotrya japonica* Thbg. zu nennen. Während der letzten drei Jahrzehnte hat man Obstsorten aus den Vereinigten Staaten, namentlich Äpfel, Birnen und Kirichen, sowie Beeren-

obst, mit gutem Erfolge nach Hokkaido (Yezo) und dem nördlichen Honshu verpflanzt.

Milch, Käse und Butter fehlten; dagegen spielten Eier in der Diät des Japaners — doch nicht in der des armen Mannes — eine Rolle. Weitaus die wichtigste tierische Nahrung liefert das Meer mit seinem Reichtum an Fischen, Krusten- und Weichtieren. Enten und wildes Geflügel, besonders Fasanen, dann alle größeren Säugetiere, mit Ausnahme des Hundegeschlechtes, also auch Affe, Dachs und Bär werden gegessen. Der Verbrauch an Rind- und Schweinefleisch wächst mit jedem Jahre, zumal in den Kasernen.

Die Orientalen der Mittelmeerländer nehmen ihre Speisen mit der Hand gemeinsam aus einer großen Schüssel auf rundem Tischchen, das sie im Kreise umsitzen. In Japan wird dagegen jedem Teilnehmer an der Mahlzeit, wie in einer Restauration, seine abgemessene Portion auf einem kleinen Tischchen oder Präsentierteller besonders vorgelegt. Auf den Matten kniend, ergreift er den kleinen lackierten Holznapf mit Suppe und bringt sie zum Trinken an den Mund, dem die festen Speisen durch zwei Eßstäbchen (hashi) zugeführt werden, welche er zwischen den Fingern der rechten Hand hält und so geschickt bewegt, daß er damit eine Zange bildet. Außer der Suppe trägt das Tischchen gewöhnlich einen kleinen Porzellannapf, der gehäuft voll ist mit in Wasser gekochtem Reis, und mehrere Porzellantellerchen mit den Zuspeisen, nämlich Fisch, Rettich, imo, Gemüse oder deren Ersatz. Selten fehlt ein kleiner Teetopf mit einem Porzellanischälchen als Tasse. Ein Diensthote kniet in kurzer Entfernung vor dem sauberen Kübel mit gekochtem Reis, um bald hier, bald dort den dargereichten Reissnapf von neuem zu füllen. Als Getränk zum Schluß dient in der Regel ein schwacher Aufguß von grünem Tee. Auf Reisen und an Festtagen erlaubt man sich eine Schale Reisschnaps oder sake, der Lieblingsgetränk des Mannes ist. Die frühere Sitte, wonach in vornehmen Kreisen die Frau mit Kindern und Diensthoten für sich aßen, ist unter dem Einfluß des Verkehrs mit dem Auslande verschwunden.

Die drei Stimulanten, die bei allen Ständen Japans gleich beliebt sind, heißen cha (Tee), sake (Reisbranntwein) und tabako (Tabak). Alle drei erzeugt das Land im Überfluß und konsumiert sie in großer Menge. In neuester Zeit macht in Japan gebrautes Bier dem sake bereits erhebliche Konkurrenz. Der grüne Tee — schwarzer wurde früher gar nicht dargestellt — wird als leichter Aufguß ge-

trunken, ohne irgend welche Zutat. Man gewöhnt sich leicht an seinen Genuß und findet ihn namentlich auf Reisen, in hohem Grade erfrischend und anregend. Es ist ein Getränk, das dem Ankömmling serviert wird, mag er nun einen Besuch machen, in ein kaufmännisches Geschäft eintreten oder sich auf der Bank oder Veranda einer Wirtschaft niederlassen. Weniger zusagend erscheint uns der sake. Derselbe wird in der Regel warm aus lackierten oder porzellanenen Schalen getrunken und betäubt leicht, besonders den Eingeborenen, nicht sowohl des Alkoholgehaltes wegen, der gering ist, als vielmehr durch das schädliche Fuselöl darin. So sah man denn auch vor 30 Jahren durch sake Angeheiterte oder Betrunkene sehr häufig. Die natürliche Zurückhaltung und Gutmütigkeit verließ dann nicht selten den Japaner, namentlich den Fremden gegenüber, die er seinen Haß erkennen ließ. Es war gefährlich und nicht ratsam, daß man in Tokio an Mittwoch- oder Sonntagnachmittagen, wo die Soldaten frei waren und sich oft mehr oder minder betrunken in den Anlagen der Tempelgründe von Shiba, Asakusa und Ueno herumtrieben, in ihre Nähe kam. Das hat sich seitdem gewaltig geändert. Auch auf diesem Gebiete hat die stramme militärische Zucht viel geleistet. Das sake-Trinken war so beliebt, daß Bumpelly sagt, das herrschende Vaster sei ohne Zweifel die Trunksucht. Die seitdem an vielen Orten entstandenen Bierhallen sind jedenfalls als ein Fortschritt anzusehen.

Der Tabak, welcher, wie bereits hervorgehoben wurde, zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch Portugiesen nach Nagasaki gelangte, wurde bald bei jung und alt, hoch und niedrig sehr beliebt. Selbst unter den Frauen gibt es manche, die sich das Rauchen angewöhnt haben. Der Schuljugend wurde es in neuester Zeit verboten. Man raucht den Tabak aus kleinen 15 bis 20 cm langen Pfeifchen, bei denen Kopf und Mundstück aus Messing oder Silber, das Zwischenglied aber aus Bambusrohr besteht. Das Ganze erinnert lebhaft in seiner Gestalt an eine Clausilia (Schließmundschnecke), die deshalb auch mit Recht Kiseru-gai, Pfeifschnecke, genannt wird. Das rechtwinkelig umgebogene Köpfchen ist kleiner als ein Fingerhut. Das süßliche Kraut wird fein wie türkischer Tabak zerschnitten und in lockeren Pöllen in das Pfeifchen gesteckt; es reicht nur für ein, auch zwei Züge, deren Rauch verschlungen und durch den Mund oder die Nasenlöcher wieder ausgetrieben wird. Mit Recht sagt darum der Japaner nicht „ich rauche“ sondern „ich trinke Tabak“ „tabako o nomimasu“, ganz

so wie es auch anfangs in Deutschland hieß. Hierauf wird das Pfeifchen hibachi oder tabako-bon ausgeklopft, von neuem gestopft, angezündet und sein Rauch eingeschlürft. Pfeifchen und Tabaktasche sind des Japaners stete Begleiter. Dem Rauchen widmet er einen ansehnlichen Teil der Tageszeit, mit ihm beginnt, unterbricht und endet er seine Arbeit. Darum erfordert es allenthalben die Höflichkeit, dem ankommenden Gaste nicht bloß alsbald eine Schale Tee, sondern vorher noch das hibachi vorzusetzen, damit er sich ein Pfeifchen anzünden kann.

Es gibt keine Seite in den mannigfaltigen Erscheinungen des japanischen Volkslebens, die unserem Verständnis so fern liegt als diejenige, welche sich auf religiöse Dinge bezieht. Wir sehen, wie verschiedenartig das religiöse Bedürfnis sich äußert in den Tempeln und Götzenbildern, in den Opfern, Zeremonien und Aufzügen, in Gebet und Ermahnung, und es verlangt uns alsbald nach einer Erklärung alles dessen, was wir sehen und hören. Aber ob wir uns dann mit unseren Fragen an einen japanischen Gelehrten, Dolmetsch oder Priester wenden, ob wir uns in unserer europäischen Literatur, oder — falls wir der Sprache mächtig sind — nach einem einheimischen Werke umsehen: wir finden unsere Hoffnung getäuscht und unsere Wissbegierde durch das, was wir hören und lesen nur teilweise befriedigt. Eine kaum begreifliche Indolenz und Ignoranz auf der einen Seite, eine schwer verständliche mystische Vorstellung auf der anderen Seite gestatten uns kaum, den Schleier zu lüften, der über so vielem hier liegt.

Wie der japanische Volkstypus aus der Vermischung dreier Rassenelemente hervorgegangen ist, so haben auch auf den Charakter und die Sitten der Japaner dreierlei ethische Einflüsse mächtig eingewirkt. Es sind dies der Shintöismus oder Ahnenkultus, der Buddhismus und die Philosophie des Confucius. Oft nennt man sie alle drei Religionen, während im strengeren Sinne des Wortes der Name nur dem Buddhismus zukommt, die Lehre des Confucius nur eine auf Klugheit gegründete Philosophie ist, die sich nirgends zu einem Gottesbegriff emporSchwingt, und die Kamilehre oder der Ahnenkultus eine höhere Entwicklungsstufe des Naturdienstes ist.

Daraus folgt schon, daß der Ahnenkultus älter ist. Er war jedenfalls schon vorhanden, als Jimmu Temmō das japanische Reich gründete, während die beiden anderen erst nach Beginn unserer Zeitrechnung ins Land kamen. In Japan sind dem Confucius nicht,

wie in China, Tempel geweiht. Sein Einfluß machte sich neben dem Ahnenkultus vornehmlich bei der herrschenden Klasse geltend, während dem Buddhismus die große Volksmasse zufiel. Der bemerkenswerteste Zug des Shintoismus oder der Kamilehre Japans ist die göttliche Verehrung der Kami oder Geister berühmter Fürsten, Helden, Gelehrter. Aber neben diesen füllen Legionen untergeordneter Götter das Pantheon des Volkes.

Man kann diesen Kamidienst nur nach der Art, wie er sich in Tempeln, Gebeten und Opfern äußert, eine Religion nennen; denn eigentlich gehen ihm die wesentlichen Merkmale einer solchen, eine bestimmte Glaubens- und Sittenlehre, die sich anlehnt an ein höheres sündenfreies und deshalb anbetungswürdiges und hilfsbereites Wesen, Gott genannt, ganz ab. Das einzig greifbare des Shintoismus ist ein ausgebildetes Ritual. Die Verehrung der Kami zeigt sich in Opfern und einer Art Liturgie, bestehend in der Rezitation von einer Adresse und einem Gebete, welche an den Geist gerichtet sind und *Norito* heißen. Die Sittenlehre stammt aus der Moralphilosophie eines Confucius und anderer chinesischer Weisen, während der Buddhismus auf Bau und Einrichtung der Tempel, auf Gewänder und Zeremonien seinen Einfluß geltend machte und diese Dinge sich dadurch prunkvoller gestalteten. Auch die Wallfahrten führte man nach dem Beispiele der Buddhaverehrer ein.

Zu der alten Kamilehre gesellte sich im dritten Jahrhundert ungerer Zeitrechnung die politische Philosophie des Kōshi (Confucius). Sie wurde mit demselben Enthusiasmus aufgenommen, wie zur Zeit der Restauration die abendländische Zivilisation, ist aber wie diese in das Volk nie tief eingedrungen. Dagegen übte sie auf die Denk- und Lebensweise der Samurai einen mächtigen Einfluß aus.

Über das Leben und Wirken des hochgeehrten chinesischen Weisen herrscht kein Zweifel. Es ist eine historische Persönlichkeit, welche im 6. Jahrhundert v. Chr. auftrat, etwa 100 Jahre später als Siddārtha (Buddha) und ebensoviel früher als Sokrates. Er war Poet, Historiker, Kritiker und Philosoph; seine Bedeutung in letzter Eigenschaft ist es, welche hier in Betracht kommt. Dabei hat er die höheren religiösen Fragen über unsere Beziehungen zu Gott und die Unsterblichkeit der Seele unberührt gelassen. Seine Ethik gipfelt in der Frage: „Wie muß der Mensch als Staatsbürger und gegen seine Mitmenschen sich verhalten, um tugendhaft und glücklich zu sein?“ — Nach Kōshi steht Pietät gegen die Eltern als oberste Pflicht und Tugend da,

welche auch nach dem Tode derselben fort dauern soll. Allgemeine Menschenliebe kennt er nicht; er hält, wie wir bereits früher sahen, die Blutrache nicht bloß für zulässig, sondern für eine Pflicht. Der wahre Anhänger des Confucius ist ein guter Sohn, loyaler Untertan und treuer Gatte. „Unter hundert Tugenden steht Pietät gegen die Eltern obenan; unter zehntausend Verbrechen ist Ehebruch das größte.“ „Treue, Elternliebe, Reinheit des Herzens und Aufrichtigkeit verbreiten Wohlgeruch durch hundert Generationen.“ Die fünf großen Tugenden, welche nach Confucius beständig geübt werden sollen, sind: Wohlwollen, Aufrichtigkeit, Höflichkeit, Kenntnisse und Treue.

Nach Confucius und seinem fast ebenso berühmten Schüler Mencius (Mōshi oder Mushi) ist die Natur des Menschen, wie sie der Himmel ihm verliehen, gut, und nur die Verbindung der reinen Seele mit dem Körper und seinen Bedürfnissen erzeugt Leidenschaften und Sünden. Der Hauptzug in den Schriften des Mencius entspricht dem Ausspruch des Tales: „Erkenne dich selbst.“

Kein Philosoph, kein Gesetzgeber des klassischen Altertums hat schon bei Lebzeiten, geschweige nach seinem Tode, einen solchen Einfluß geübt, wie Confucius, der Sokrates Chinas, auf seine Heimat und ganz Ostasien. Dreitausend Schüler lauschten seinen Worten und wurden von ihnen und seinem edlen Beispiel begeistert. Das ganze Leben und die Weltanschauungen der gebildeten Klassen in den Ländern des östlichen Monsungebietes wurden von den Lehren des Kōshi und Mōshi beeinflusst und durchdrungen. Diese Lehren bildeten und bilden noch jetzt das Evangelium und die Quintessenz aller Lebensweisheit für den japanischen Samurai; sie wurden die Grundlage seiner Erziehung, das Ideal, nach welchem er seine Begriffe von Pflicht und Ehre modelte. Den zweiten mächtigen Einfluß auf den Kamidienst der Japaner hat der Buddhismus ausgeübt. Derselbe hatte sich im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vom Ganges und den Tälern des Himalaya aus über China, dann 372 über Korea verbreitet und gelangte in der Mitte des 6. Jahrhunderts von hier nach Japan. Mit einem pompösen Ritual wurden dem Volke nun die in Holz geschnitzten oder in Stein gehauenen sanften, wohlwollenden und gedankenvollen Buddhas (Heilige) vorgeführt. Aber nicht bloß auf die Sinne wirkte der neue Kultus faßlich und ergreifend ein; auch die Einbildungskraft erhielt reiche Nahrung, vor allem durch die Transmigrationslehre und die Schilderungen ferner Welten, die in paradiesischem Glanze, von glücklichen Engeln und Buddhas

bewohnt, dem Befenner der neuen Lehre, unbekümmert um seine gesellschaftliche Stellung, als erreichbare Ziele in Aussicht gestellt wurden. Da der Buddhismus überdies, wie allenthalben, tolerant und friedlich auftrat, sich den alten Religionsanschauungen affommodierte und auch die Shintögötter, wie früher die vielen Gottheiten des Brahmanismus, in sein System aufnahm, verbreitete er sich, von oben begünstigt, sehr rasch und wurde die eigentliche Volksreligion, der die Japaner noch heute anhängen.

Die Befenner des Buddhismus haben die Lebensgeschichte Buddhas mit vielen Mythen umgeben, doch steht fest, daß er ein Königssohn aus der Familie Cāṇa im heutigen Behār war und Siddhārtha hieß. Nicht bloß an Geist und Wissen, sondern auch durch seine edle Gestalt, durch Gewandtheit und Kraft bei allen ritterlichen Leibesübungen übertraf er seine Alters- und Zeitgenossen, zeigte schon frühzeitig tiefes Mitleid mit dem Elend und Leiden nicht bloß der Menschen, sondern auch der Tiere und eine starke Neigung zu klösterlicher Abgeschiedenheit und stiller Betrachtung. Die Schwermut, welche sich mehr und mehr daraus entwickelte, vermochte auch das glücklichste Eheleben im paradiesisch schönen Lustschlosse und seinen Anlagen nicht ganz zu verschrecken, ja sie trieb ihn endlich dazu, alles irdische Glück, das er genoß, Weib, Kind, Vater, Palaß und ein schönes Königreich als Erbe aufzugeben, sich heimlich zu entfernen und sieben Jahre lang unter Entbehrungen und Kasteiungen mancher Art ein Wanderleben in der Fremde zu führen, um den Weg zum wahren Glück zu suchen. Im einsamen Walde unter einem Bōdhi-Baume (*Jicus religiosa*) tritt nach der Erzählung endlich Māra, der Teufel und Herr der Lüfte, an Siddhārtha heran und versucht ihn auf zehnfache Art zur Sünde. Dieser aber widersteht und ist dadurch wie umgewandelt. Ein heller Schein umgibt ihn; er ist von nun ab Buddha, ein Heiliger und Überwinder. Er hat den Stein der Weisen, den Weg zur wahren Glückseligkeit gefunden; es ist die Überwindung der Versuchung, der Begierden. „Weit ist der schon auf dem Wege zum ewigen Glück (nach Nirwana), dessen Fuß eine Lieblingsünde niedertritt.“

Nicht länger bleibt nun Buddha in seiner Einsamkeit; es treibt ihn, die gefundene Wahrheit zu verkünden und auch andere seines Glückes theilhaftig zu machen. Von nun an erscheint Siddhārtha, der Königssohn, als Buddha in gelbem Gewande, nackten geschorenen Hauptes unter den Menschen, und — seine geringen Subsistenzmittel erbettelnd — zieht er von Ort zu Ort, seine neue Lehre zu verkünden.

Niemand vermag seinem besiegenden Blick, seiner hinreißenden Beredsamkeit zu widerstehen. Er kehrt endlich auch in seine Heimat zurück, wo Vater, Gattin, Sohn (Cuddhädana, Yaçódharà, Rähula) und das ganze Land alsbald ihm und seiner Lehre anhängen und durch ihn glücklich werden.

Buddha war eigentlich nur ein Reformator des in strengen Kastengeist und groben Bilderdienst versunkenen Brahmanismus. Seine Nachfolger machten ihn zum Gott und bewirkten, daß seine Tugendlehre mehr und mehr in groben Götzendienst ausartete.

Streifen wir die mystisch-poetische Hülle ab, womit Person und Lebensgeschichte des Prinzen Siddhärtha umgeben wurden, so bleibt immer noch eine erhabene, sittenreine Gestalt vor uns, welche alle Erfordernisse eines wirklichen Reformators in hohem Maße besaß: heiligen Ernst und sittliche Tiefe, überzeugende Gewalt und dramatische Kraft der Rede und des ganzen Auftretens.

Shaka (Buddha) ist gleich Confucius nur Philosoph und Tugendspiegel, kein Erlöser. Nach Buddha kann der Mensch das Erlösungswerk selbst vollbringen, und hierin, wie in manchem anderen Punkte, steht er den chinesischen Philosophen nicht fern. Er erkennt auch ein gutes sittliches Prinzip an, und fast sollte man meinen, er vereinige es mit dem Begriffe von einem lebendigen Gott (der aber bei seinen Nachfolgern keine rechte Gestalt einnimmt), wenn er spricht: „Höher als der Himmel und weit unter der Hölle, außerhalb der fernsten Sterne und weiter als Brahma wohnt, vor Anfang und Ende, ewig wie der Raum, steht eine göttliche Macht, die nur zum Guten treibt, deren Gesetze nicht vergehen.“ Der wichtigste Teil seiner Lehre ist die Transmigration oder Seelenwanderung. Vor dem Gerichtshof des (brahminischen) Gottes Yama, in Japan Emma-sama (Yemmasama) genannt, dem Herrscher im Hades, erscheint die Seele des Verstorbenen, um abgeurteilt und in die Welt zurückgesandt zu werden, wo sie, je nach Verdienst oder Schuld, in Gestalt eines vollkommeneren Menschen oder höheren Wesens oder in einem Tiere wieder erscheint. Hat der Mensch schlecht gehandelt, so wird er auf dem Wege nach Nirwàna noch weiter zurückversetzt und muß erst die zwei elendesten Zustände der Hölle und der hungrigen Geister durchlaufen, bevor er in Tiergestalt auf Erden wieder erscheint. König Yama entscheidet nicht bloß über die Art des Überganges, sondern auch über die Dauer. „Wer als Sklave sich abmühte,“ so lehrt Buddha, „kann als Prinz wieder erscheinen; wer als König regierte, bei der Wieder-

kehr vielleicht in Lumpen einherwandern. Höher als Indra (der Gott des Himmels) vermögt Ihr Euer Los zu heben und tiefer zu sinken als Wurm und Schnecke.“ — „Sucht nichts bei hilflosen Götzen (des Brahmanismus); die Rettung liegt in Euch selbst. Ein jeder macht sich selbst das Gefängnis; seine Handlungen bereiten ihm Freude oder Schmerz.“

Nach der Lehre Buddhas sind Not und Elend dieses Lebens Folgen früherer Sünden, eine Ansicht, die im Altertume eine weite Verbreitung hatte; denn auch in der Bibel finden wir sie in der Frage an den Heiland vertreten: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern?“

Das Ziel der Seelenwanderung ist Nirwāna. Wer es erreicht, wird (nach Buddha) selbst von den Göttern beneidet. Es ist das wünschenswerte Ende der Seele, nachdem sie über die Materie triumphiert hat und frei von allen Leidenschaften eintritt in diesen geheiligten Raum, wo sie das Bewußtsein ihrer Existenz verliert, doch keineswegs in nichts aufgeht. „Wie der Taupfen verschwindet in der leuchtenden See, wenn die Sonne sich erhebt, so lösen sich (nach der Lehre Buddhas) die Heiligen in Nirwāna auf.“ Doch war wohl die ursprüngliche Meinung Buddhas im Sinne der Wortbedeutung von Nirwāna ein Erlöschen und Aufhören.

Jeder Buddhist ist in der Metempsychose (Seelenwanderung) und auf dem Wege nach Nirwāna. Ob derselbe abgekürzt oder mühe- und dornenvoller werde, liegt ganz in seiner Hand. Selbstbeherrschung, Vermeidung des Bösen, gute Werke, reine Gedanken, gefördert durch klösterliche Abgeschiedenheit und Meditation beschleunigen die Wanderung, auf welcher die Seele über verschiedene Stufen der Vollkommenheit endlich in Nirwāna eintritt. Nur Buddha selbst gelangte nach seinem Tode direkt hinein. Aber er hatte schon 550 Transmigrationen durchgemacht, bevor er seine Eltern Māyā und Cuddhōdana, Königin und König von Magadha (Behār), wählte und als Prinz Siddhārtha erschien.

Der Glaube an diese Lehre von der Seelenwanderung war sicher ein gewaltiger Stimulus zu tugendhaftem Leben. Nicht bloß die Kardinalsünden Mord, Diebstahl, Ehebruch, Lüge, Böllerei und unzuchtige Reden verbietet Buddha, auch jede Art sonstiger Laster, wie Heuchelei, Zorn, Stolz, Argwohn, Gier, Schwachhaftigkeit, Grausamkeit gegen Tiere und andere mehr werden als verwerflich bezeichnet, während es nicht fehlt an Ermahnungen zu Elternliebe, Gehorsam,

Dankbarkeit, Mäßigung im Glück, Geduld im Unglück und Seelenruhe in allen Lagen des Lebens.

Der Buddhist soll nicht töten, aus Mitleid nicht, und damit er nicht das geringste störe auf seinem aufschreitenden Pfade; kann doch in dem Haustiere, das er schlägt, und in dem geringsten Wurme, den er tötet, die Seele eines seiner Vorfahren fortleben. In Japan wird diese Regel nur noch von buddhistischen Mönchen streng gehalten; sie allein sind Vegetarianer. Eine eigentümliche Nutzenanwendung aber machen gewisse geringe Leute von derselben, indem sie Vögel, zumal junge, fangen, in enge Käfige sperren und an den Zugängen volkstümlicher Tempel den mitleidigen Besuchern feilbieten, die sie kaufen und der Freiheit zurückgeben. So kann man in einigen Straßen von Tokio häufig Frauen und Kinder mit lebenden Schlammsfischen sehen, die sie in einem benachbarten Graben fingen und demselben wieder zurückgeben, wenn der Vorübergehende das kleine Lösegeld für sie zahlt. —

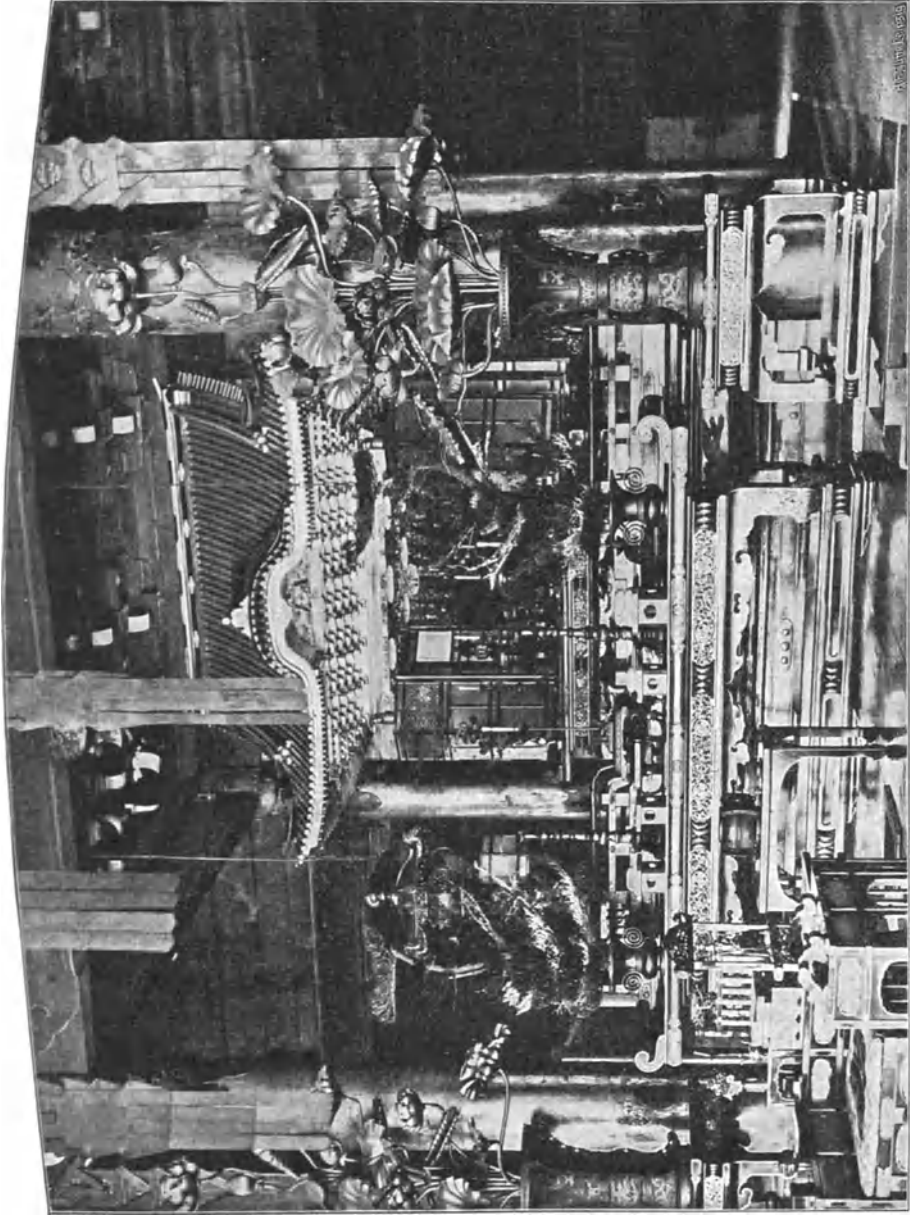
In der Regel liegen die Tera (Buddhatempel) gleich den Miya (Kamihallen) etwas seitwärts von der Straße in einem geräumigen Hofe oder kleinen Hain. Der Zugang führt durch ein oder mehrere überdachte Portale (mon) und ist ein mit Steinplatten belegter Pfad von verschiedener Breite, je nach Bedürfnis. Bei sehr besuchten Tempeln, wie z. B. dem von Asakusa in Tokio, geht es her wie auf einem Jahrmarkte. Da sind längs dem Pfade oder an den Seiten des Tempelhofes selbst ganze Reihen von Tee- und Verkaufsbuden, in denen vornehmlich Spielsachen aller Art feilgeboten werden. Aber auch Yashi (Marktschreier, wie Zauberer, Schwertverschlinger, Tierbudenbesitzer und eine Menge anderer Künstler) finden hier einen Platz und ein Publikum zur Vorführung ihrer Stücke.

Zu beiden Seiten des hohen Portales (Sammon, das Außentor) zu einem Buddhatempel und -kloster erblicken wir häufig als Torhüter zwei höchst auffällige, aus Holz geschnitzte Götzenbilder. Es sind nackte, stramme athletische Gestalten von 3—4 m Höhe, welche vom Scheitel bis zum Fuße zinnoberrot angestrichen sind, oder von denen der eine rot, der andere grün erscheint. Der devote Buddhist nennt sie wohl Ni-ō-sama, die zwei ehrwürdigen Könige, der Freidenker bezeichnender Aka-oni und Awo-oni, den roten und den grünen Teufel, denn „häßlich wie die Sünde“ ist kein bezeichnender Ausdruck für ihr Aussehen. Ist es richtig, was v. Siebold in seinem Pantheon behauptet, daß es ursprünglich Repräsentationen von Brahmā und



Der Daibutsu zu Kamakura.

Harōhana waren, so beweist dies nur weiter, welche untergeordnete Stellungen der Buddhismus diesen höchsten Gottheiten des alten indischen Kultus den Buddhas gegenüber anwies. Augen und Gesichtszüge dieser Ni-ō sind verdreht und die ganze Haltung ist eher vom Tempel abschreckend. Der eine reiht den Mund dabei weit auf, der andere schließt ihn. Jener hält in der linken Hand eine Keule, während der rechte Arm frei herunter hängt, der andere streckt beide freie Arme abwärts, und zwar die flache rechte Hand vor sich aus, wie abwehrend, während er die linke zur Faust stramm zusammen ballt. Nicht selten findet man auf der Innenseite des Ni-ō-mon (Zweikönigstor) zwei Füchse, die Diener dieser häßlichen Ni-ō, in Stein ausgehauen auf der Erde sitzend, so daß dann die Sinnbilder der Stärke und Klugheit vereint zu Wächtern bestellt erscheinen. Folgen mehrere Tore aufeinander, wie z. B. beim Tempel des dritten Shōyun in Nikkō, so sind in der Regel noch andere Wachen ausgestellt. Hier in Nikkō hat auch die Innenseite des Ni-ō-mon jene beiden dämonischen Hüter, doch in umgekehrter Ordnung, aufzuweisen. Hierauf folgt ein Hof, dann ein zweites Tor, Niten-mon genannt. Kleiner als die Ni-ō, aber mit ähnlichen Mund- und Augenstellungen, zeigen sich die beiden Niten, welche es bewachen, auch noch darin verschieden, daß sie nicht wie jene ganz nackt auftreten. Der Körper desjenigen am rechten Torpforten ist grün, der des anderen rot angestrichen; außerdem aber sind beide mit einer vergoldeten Rüstung versehen. Auf der anderen Seite der Torpforte befindet sich rechts der rot angestrichene Raijin oder Kaminarin-sama (Gott des Donners) und links in tiefem Blau der Fūjin oder Kaze-no-kami (Gott des Windes). Auch diese Götter fand ich wesentlich verschieden von der Sieboldschen Darstellung. Der Donnerer hält in jeder Hand vergoldete Trommelschläger von der Form und Größe unserer eisernen Hanteln bei der Zimmergymnastik. Auf dem Rücken trägt er einen großen Reif, in welchem in gleichen Abständen neun flache Trommeln (taiko) sich befinden. Über beiden Schultern liegen vergoldete Blüßstrahlen, mehr schlangenförmig als im Zickzack gebogen, welche wider die Trommeln schlagen. Der Windgott aber hat einen über beiden Schultern liegenden Sack voll Wind, den der rechte Arm am längeren unteren Ende umfaßt, während die linke Hand den Bund des kürzeren anderen Endes zuhält. Wieder folgt ein Hofraum, dann ein drittes, von bewaffneten Göttern bewachtes Tor, von denen wiederum der zur Rechten einen grünen, der zur Linken einen roten Anstrich hat. Sie heißen (nach



Simeroes des Buddhotempels zu Nitto.

dem Sanskritworte Yaksha) Yasha und das Tor wird Yasha-gomon, „Tor der mutigen Teufel“, genannt. Auf der Innenseite ist rechts ein blauer Schütze mit Bogen und Pfeil, links ein weißer Beilträger. Dem nun folgenden Hofraum schließt sich ein viertes Portal ohne Hüter an, dann kommt erst der engere Tempelraum, in dessen Mitte eine weite, hohe Holzterrasse hinanführt zur „Haiden“ (Gebetshalle). Dies ist die Vorhalle des Tempels zur Verrichtung der Andacht. Das Anziehen einer Schelle, Trommelschlag oder dreimaliges Klatschen mit den Händen sind die Mittel, mit denen der Bittende vorher den Gott zur Audienz einladet. Das mysteriös verschlossene Go-nai-jin im Hintergrunde wird dabei als dessen Wohnung angesehen. Die Verbindung des Haiden mit dem Raijin eines Tempels heißt Ai-noma (Zwischenhalle) und ist bei berühmteren Tempeln ein reich verzierter Gang.

Für die Buddhas (Heiligen), als die vollendetsten Geschöpfe und höchsten Wesen der Buddhisten, gibt es einen allen gemeinsamen weiblichen Gesichtstypus. Es ist der unverkennbare Ausdruck von Milde und Seelenruhe. Sie erscheinen stets sitzend auf den Blättern einer ausgebreiteten Lotosblume. Durch die Abweichungen in der Haltung der Hände und Füße wird zum Teil in überraschender Weise ihre verschiedenartige Tätigkeit ausgedrückt. Zu Nikkō sehen wir in der Mitte des unteren Raumes des Go-ju-no-tō (Zünftodwerkturmes), einer Pagode von 60 m Höhe, die ringsum in prächtigen Reliefbildern die zwölf Tiere des chinesischen Zodiakus enthält, vier sitzende Statuen der berühmtesten Buddhas in Lebensgröße. Nach Norden blickt Shaka (Cākyamuni) und hebt beide Hände wie segnend empor; nach Westen gerichtet ist das Bild von Amida (Amitābha) in der bekannten sinnenden Stellung, gesenkten Blickes, mit beiden Händen auf dem Schoße und den Fingern gegeneinander gestemmt; auf der Südseite erblicken wir Bainichi (Vairōchana), mit den Händen frei vor der Brust und übereinander dargestellt, so daß die rechte den Zeigefinger der linken umfaßt hält. Dies ist die allegorische Darstellung des Abschlusses, der Durchführung des Gesetzes. Endlich sehen wir auf der Ostseite den Yakushi (Bhāischajaguru), der die rechte Hand segnend emporhebt und sonst Shaka gleicht.

Doch als Führer der Legion buddhistischer Götter thront hoch erhaben Amida (Amitābha), „der ungemessen Glänzende“; die aufrichtende, helfende und errettende Gottheit, der in Japan Tausende von Idolen in allen Größen gewidmet sind. Hohen Ruf haben vor

allen die drei Kolossalstatuen, die Daibutsu (großen Buddha) von Kamakura, Nara und Kiōto. Am bekanntesten und besuchtesten ist der Daibuts(u) von Kamakura im Südwesten von Yokohama. Dieses hochinteressante Götzenbild, von dem hier eine Abbildung folgt, hat eine Gesamthöhe von 54 Shaku (Fuß) oder 16,3 m und die zu ihm verwendete kupferreiche Bronze ein Gewicht von 450 Tonnen.

Wenige unter den Bonzen der verschiedenen Sekten verstehen die Geschichte und Dogmen ihrer Religion. Äußerlichkeiten sind es, an denen sie hängen, wegen deren sie sich gegenseitig wohl auch hassen und verachten, ohne darüber öffentlich oder in Schriften zu streiten. Die asketische Richtung im Buddhismus fand bei den lebenslustigen, vergnügungsfüchtigen Japanern nie großen Anklang; auch wirkte die Praxis und Lehre vom Ahnenkultus stets mächtig dagegen. Statt die klaren und ernststen Mahnungen Cäkyamunis zur Selbsterkenntnis und zu einem sittenreinen Leben zu befolgen, begnügen sich die meisten buddhistischen Priester heutigestags mit zum Teil lächerlichen äußerlichen Observanzen und bekunden eine erstaunliche Ignoranz, wenn man sie um Auskunft über ihren Kultus fragt. Die ebenfalls in religiösen Dingen höchst unwissende, abergläubige Menge des Volkes aber fesselt der äußere Pomp und die vielen Zeremonien, mit welchen die gedankenarme Feier der Heiligen von den Priestern geleitet wird.

Eine Reform und Neubelebung des Buddhismus scheint denen, welche die Verhältnisse näher kennen und darüber nachgedacht haben, ebenso unmöglich wie die versuchte des Ahnenkultus. Das Christentum allein ist geeignet, den tiefen religiösen Zug, der im besseren Teile, im Kern des Volkes, bei verschiedenen Gelegenheiten sich noch kund gibt, völlig zu befriedigen und ihm bei seinem geistigen Erwachen ein treuer und sicherer Leitstern zu sein. Die gegenwärtigen Verhältnisse liegen wesentlich anders als vor 300 Jahren und die Zunahme der Konvertiten ist eine ungleich schwächere. Nur wenige Samurai haben sich bis jetzt offen zum Christentume bekannt, darunter aber solche, die wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihres reinen Lebens bei ihren Standesgenossen in hoher Achtung stehen. Unter dem Volke aber haben die Missionare, welche redewandte und der Sprache mächtig sind, stets eine große Zahl aufmerkamer Zuhörer und bilden Gemeinden, die zu den besten Hoffnungen berechtigen.

Die Hindernisse, welche der Verkündigung des Evangeliums entgegenstanden, sind gefallen; das Land erfreut sich völliger Religions-

freiheit. Dennoch fehlt es den Missionaren nicht an Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen haben; darunter dürfte als größte und beklagenswerteste nicht sowohl die Indifferenz der heidnischen Japaner, sowie die gewiß nachtheilige Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse, welche ihre Missionare senden, als vielmehr die Gleichgültigkeit, ja Feindschaft gegen das Christentum seitens mancher Fremden dastehen, welche dieser Gesinnung in Wort und Wandel Ausdruck geben. Der Japaner wird jedoch allmählich unterscheiden lernen zwischen denen, welche bloß den christlichen Namen tragen, und solchen, deren Denken und Handeln durch die christliche Lehre geleitet und veredelt wird, und den Wert des Christentums nach ersteren nicht weiter abschätzen.

Nazareth und Jerusalem

von

Friedrich Naumann.¹⁾

Im Herbst 1898 feierten die Evangelischen in Jerusalem die Einweihung der „Erlöserkirche“. Die Gegenwart des deutschen Kaisers gab diesem Feste eine besondere Weihe. Auf seiner „Hohenzollern“ fuhr Wilhelm II. über Konstantinopel nach Jerusalem. Hunderte von Deutschen besuchten zu gleicher Zeit die heilige Stadt, unter ihnen auch der bekannte Politiker und frühere Pfarrer Friedrich Naumann. Treu und klar gibt uns Naumann in seinen Berichten aus Nazareth und Jerusalem wieder, was er sah und vor allen Dingen, wie er's sah.

* * *

Es soll Pilger gegeben haben, die an der Grenze des gelobten Landes vom Pferde stiegen, um den Boden zu küssen, den die Füße Jesu betraten. Wir sind nicht in diesem Sinn als Pilger gekommen, die den Allgegenwärtigen nur am Jordan zu finden wissen.

Was uns Jesus ist, steht uns fest, ganz abgesehen von allem Augenschein des heiligen Landes. Wir erwarten nicht, durch den Ritt von Musjerib nach Jerusalem neue Aufklärungen für unser inneres Leben zu gewinnen. Was können die Steine sprechen, die Palästina bevölkern? Dieses ist unsere Grundauffassung, die wir mitbringen, und doch wirkte es stark und tief, als uns ein süddeutscher Freund unter dem breiten Baum vom alten Gadara sagte: Hier treffen wir zum ersten Mal einen Ort, wo nachweislich Jesus gewesen ist. Wir lagen im Schatten nahe aneinander gedrängt, die Flaschen Apollinariswasser und Dreherbier (aus Wien) waren geleert, der treue Abdallah, ein Zögling des syrischen Waisenhauses,

¹⁾ Aus: „Ufia“ von Fr. Naumann. Verlag der „Silfe“, Berlin-Schöneberg. 1899.

reichte Kaffee herum, da hieß es: hier beginnt der Fußtritt Jesu merkbar zu werden! Jesus hat hier gegessen, gelegen, getrunken; Jesus hat hier nicht als Begriff gewelt, nicht als Theologengebäude, hier war er Mensch wie wir. Er saß mit Leuten zusammen wie wir. Ob wohl dieser Baum bis zu ihm zurückreicht? Waren die Gadarener, die ihn baten, ihre Grenzen zu meiden, dieselbe Sorte von Leuten wie die, welche von uns Bakshisch fordern? Hat Jesus vor solchen Leuten gesprochen? Vor solchem Volk? Es scheint, er hat seine Perlen vor Säue geworfen. Eine Bergpredigt vor solchem Menschenmaterial: O Herr, Herr, du bist die Geduld gewesen!

*
*
*

Gestern abend lagen wir am Galiläischen Meer. Hinter uns waren die Zelte, unsere Koffer und unsere Eseltreiber. Wir lagen im Kieselgestein und sahen blaugraue Wellen an unseren Füßen zerfließen. Es wiegten sich vier oder fünf Boote in den Wellen, Rähne, wie sie schon zu Jesu Zeiten dieses Wasser belebten. Von solchem Rähne aus hat er geredet. Kennt ihr das Gleichnis vom vierfachen Acker? Es ist eine einfache Geschichte, die jeder sofort begreift, der palästinensischen Acker sah. Das Steinichte, die Dornen, der Weg durch Mais- und Gerstenfeld sind Dinge, die wir kennen. Im Rahn schlief Jesus, das Haupt unter dem schattengebenden Brett am Ruder, auf dem vor uns der kleine braune Araber in Fez mit weißen Hosen sitzt. Das Wasser rauscht wie der Schweringer See. Es ist aber ein weiches, warmes Rauschen. Wer sagt, wieviel Grad Reaumur in diesen Wassern schlafen? Der See ruht sich aus von der Tageshitze, und über dem See glüht rotes Abendlicht auf den Bergen, die möglicherweise der Speisung der Fünftausend dienten. Wer italienische Berge gesehen hat, wenn sie rot und violett am Himmel ruhten, kann sich eine entfernte Vorstellung dessen machen, was wir sahen. Leere, trockene, glühendheiße Berge voll Farbe und bunter Wärme. Am Tag ist die Umgebung des Sees langweilig und eintönig. Am Abend wird sie zaubervoll. Alle Schluchten bergen blaue Geheimnisse, alle Ränder haben Sonnenleben. Hier entstand der Glaube an den Vater im Himmel.

*
*
*

Man sagt, daß vor uns keine europäische Karawane von gleicher Größe vom Haurangebirge her durch den Dscholan gewandert sei. Es kann wohl sein. Wenige Striche der bewohnten Erde sind so

wenig von Abendländern besucht als dieser. Es war keine kleine Aufgabe, die „Palmer, Kappus & Co.“ hatten, als sie uns in der Wüste versorgten, 250 Pferde gehörten zur Versorgung und zum Ritt. Den Anfang machte ein Araber mit Gewehr, einige Soldaten begleiteten unsern Zug. Pferde aller Art machten Bekanntschaft mit Reitern jeder Sorte. Voran ritt der Herr Major, ein Bayer, der mit Vorliebe vom Feldzug und vom Manöver spricht. Einige Offiziere sind froh, etwas bessere Pferde erhalten zu haben und bildeten den Kopf. Kein einziges Pferd ist so gefattelt, wie man es in Deutschland für jeden Husaren Seiner Majestät fordert. Was zerreißt, bessert der Araber mit Bindfaden aus. Ich habe allein am ersten Tage dreimal den Steigbügel zerrissen. Allah will es, wenn das Sattelzeug schlecht ist. Mein erstes Pferd war das beste, was ich wohl je bekommen werde, eine weiße arabische Stute, edles Blut, schlecht gefattelt, aber von kostbarem Temperament. Leider machte dies Pferd die Reise nur bis Bet Ras, unserem ersten Zeltlager, mit. Der Araber, der sie führte, log mich durch den Dragoman an, indem er sagte, ich würde dieses Pferd bis Jerusalem haben. Am anderen Morgen blieb er einfach weg. Nach vergeblichem Warten nahm ich den letzten Gaul, der übrig blieb, und genoß das sehr zweifelhafte Vergnügen, eine Stunde lang letzter zu sein. Wenn jetzt der Sattelgurt reißt, bin ich verlassen. Er reißt nicht, aber das arme Tier, dem sein Reiter zu schwer ist, macht bei jedem Schritt schmerzhafteste Verbeugungen. Das ist Wüstenfreude. Dank dem Reiseführer, der mir dann seinen Schimmel abtrat! Es war ein gutes Tier, aber noch immer zu schwach. Erst in Tiberias wurde ich wieder gut versorgt. Langsam verstreichen die Stunden. Unzähligemal klingt der Ahlandsche Vers durch die Landschaft: Viel Steine gab's und wenig Brot. Brot war ja da, aber es war ausgetrocknet, der Gaumen schmerzte, der Abstieg von Gadara zum Jordantal war eine Geduldsprobe, mühsam auf ungenügendem Roß ritten wir unten durch das Wasser. Der Trunk aus Ziegenfell, den uns der baktschischfordernde Syrier anbot, schmeckte wie Kalkfarbe, und doch wurde er tief und lang getrunken. Das Pferd neigte sich das Maul, und unter unerhörter Hitze trotten wir dem Südrande des Galiläischen Meeres entgegen.

* * *

Selten hatten wir bisher Gelegenheit, unter freiem Himmel zu schlafen. Am Galiläischen Meere war aber das Zelt so heiß, daß

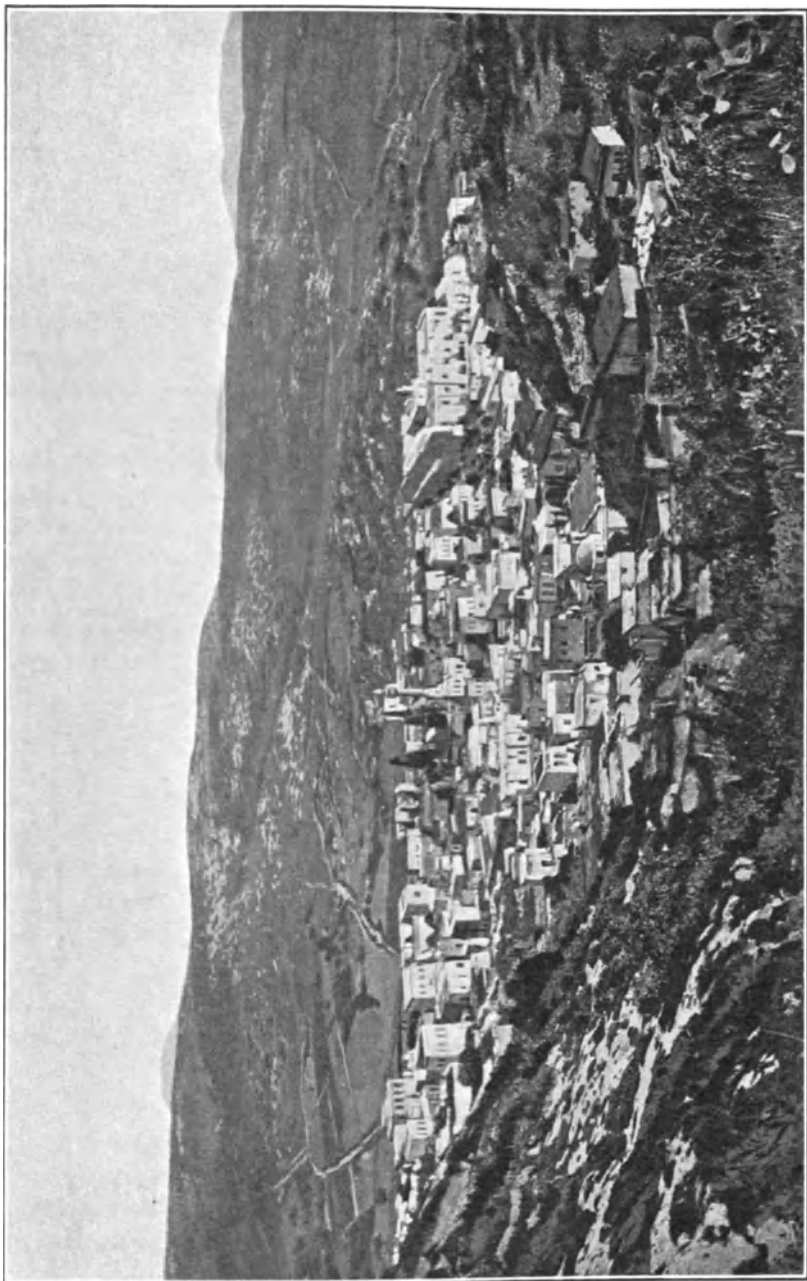
wir nichts anderes tun konnten, als unser Zeltbett unter den freien Himmel zu tragen. Dort knackte und brach es zusammen. Auf den Trümmern des Bettes lagen wir im schwarzen Schatten des Zeltes, während der Mond die Landschaft mit silbernem Lichte umgoß. „Es soll dich der Mond des Nachts nicht stehen,“ wird erst hier verstanden. Tausend Sterne funkeln in südlichem Glanze. Langsam verstummt das Gemurm der Menschen. Einige Pastoren baden um Mitternacht im See, ein Berliner Jurist läßt zwischen 12 und 1 Uhr sich Kaffee brauen, ein zweifelhafter Genuß für den, der Mokka und Genezarethwasser vereinigt trank. Schließlich gibt es nur Zelt, Himmel, Sterne, Pferde, Esel und grenzenlose Müdigkeit. Es ist, als ob die Pferde immer näher herankämen. Sie fressen das dürre Gras der Steppe. Hin und wieder schreckt der Schläfer auf, schließlich weiß er nichts mehr vom Orient. Er schläft, bis ihn früh die Füße derer wecken, die vor Sonnenaufgang im See baden wollen.

* * *

Tiberias soll nächst Jericho die heißeste Stadt Palästinas sein. Es war ein heißer Morgen, als wir im Kahn saßen und nach Tiberias fuhren. Jesus und Petrus blicken aus den Wassern. Gesprochen wird wenig. Die Hälfte der Reisenden ist matt. Hin und wieder fährt eine Welle über den Rand des Rahnes. Es ist wahr, daß der See Genezareth gefährlich werden kann. Ein Eingeborener trägt uns aus dem Kahn ans Land. Natürlich sagt er: Bakhsisch! Wir haben aber keine kleine türkische Münze mehr. Er muß sich trösten, nichts zu bekommen. Einzeln und gruppenweise wandern die Deutschen durch Tiberias. Judenschule, Bazar, orientalisches Handwerkerleben, enge Gassen, viel Geschrei, einige verstaubte Palmen, waschende Weiber am See, ein gutes deutsches Hotel. Gern würde ich mehr schreiben, wenn ich noch schreiben könnte. Gute Nacht! Der Ort, wo mein Bett steht, heißt Nazareth.

* * *

Jesus ist in Nazareth aufgewachsen. Was man jetzt an Erinnerungen zeigt, hat nur orientalischen Wert. Das einzige, was für uns Bedeutung hat, ist der Ort selbst. Wie hat er damals ausgesehen? Ob es wohl mehr grüne Bäume gab als jetzt? Man denke sich alle modernen europäischen Gebäude hinweg, nehme auch alle Kaktuswände weg, lasse die Glocken verstummen und die Patres verschwinden,



Mazareth.

man nehme dem Ort alle Berühmtheit und alle historische Wichtigkeit, so wird man sich eine gewisse Vorstellung machen können von dem Boden, den Jesus vorfand. Wir sehen dieselbe Aussicht, die er sah, wir sitzen auf dem Abhang, wo er saß, wir trinken Wasser von der Quelle, wo Maria schöpfte. Maria von Nazareth, gebenedeite unter den Weibern, dich suchst unser Auge, wenn es an den Frauen von Nazareth vorübergleitet! Hat Maria so ausgesehen wie die Mutter, die ich Wasser schöpfen sah? Sie war jung, voll, schwarzäugig, gelentig. Auf dem Kopf stand die schwarze Amphora, an ihrer Seite klebte, reitend auf der breiten Hüfte, ein kleines Kerlchen von etwa zwei Jahren. Diese Frau ist alles andere als eine deutsche Madonna, aber wahrscheinlich der wirklichen Maria ähnlicher als alle Marienbilder zwischen Rom und Köln. Wir sind geneigt, Maria wie eine holde, rosige mittelalterliche Maid zu denken, einen Engel vor sich und eine weiße Lilie in der Hand. Lebe wohl, deutsche Maria, lebe wohl! Aber freilich, wenn Maria asiatisch gedacht wird, so bleibt das nicht ohne Einfluß auf Jesus. War er so, wie Dürer oder Overbeck oder Thorwaldsen oder Uhde ihn dachten? Sie alle waren nicht in Nazareth, dem Ort, wo man am ersten träumen mag, wie Jesus aussah. Ahnen können wir es, aber zu sagen wagen wir es nicht. Ahnungen lassen sich nicht in bestimmte Worte gießen.

* * *

Im Leben Jesu fehlt uns viel, das wir nicht wissen. Er steht vor uns wie ein Berg, von dem das Wasser die weiche Erde hinwegfraß. Was weiß man von seinem eigenen Herzen? Wenig Worte nur beleuchten das Verhältnis Jesu zu seiner Mutter. Von Joseph wissen wir, genau genommen, nichts. Seine Brüder sind für uns ungreifbare Gestalten. Wie stand es mit Schwestern Jesu? Niemand kennt die Vorgänge in seiner Familie, ehe er öffentlich auftrat. Auch sein Bildungsgang ist uns verborgen. Der Schulmeister von Nazareth, den der alte geistreiche Kirchenhistoriker Hase selig preist um seines Schülers willen, mag hier auf irgend einer Kalkplatte geschlafen haben, wie sie auf den Terrassen hier wachsen. Vielleicht aber gab es ihn auch gar nicht. Im gewissen Sinn wird uns, die wir Nazareth durchsuchen, das merkwürdige Wort des Hebräerbriefes verständlich, das Christus, den neuen Melchisedek, mit den Worten kennzeichnet: „ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlecht, und hat weder Anfang der Tage, noch Ende des Lebens“. Eins nur wissen wir sicher bei

aller Unsicherheit, nämlich, daß ihn die Nazarener von dem steilen Bergabhang hinabstürzen wollten. — Sie würden es heute wieder tun, sie nicht allein.

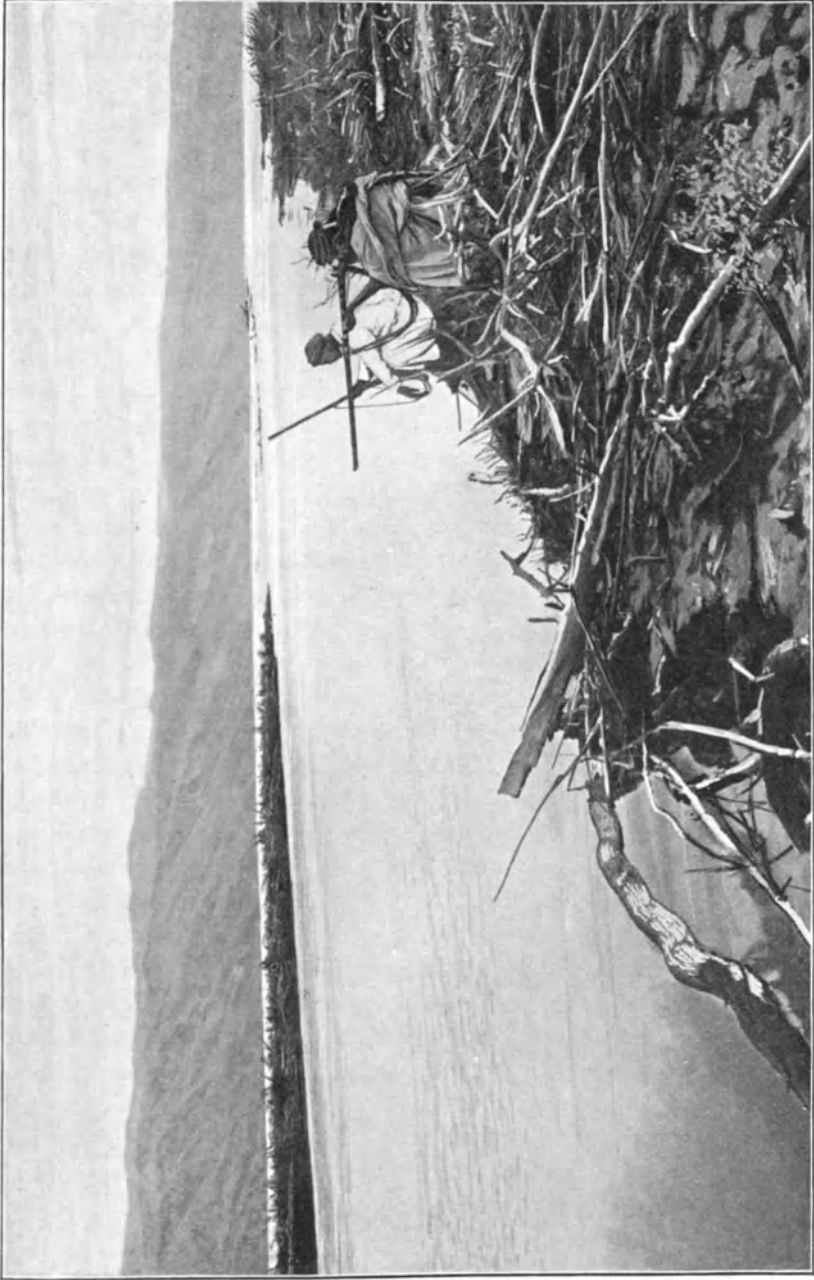
* *

Wenn die Leser glauben, das erste Wort aus Jerusalem müsse ein besonders frohes, glückliches sein, so irren sie sich. Das erste Wort in Jerusalem heißt: Bier, Wasser, Mittagsruhe! Alles andere kann später kommen. Wir haben sieben Tage geritten, in diesen Tagen lagen wir nur einmal in einem Gasthaus, mehrere Tage kamen die Beinkleider nicht vom Leibe, alles, was an uns ist, sitzt voll von dem weißen Kalkstaub des heiligen Landes; heute ritten wir früh Punkt vier von Dschildschilja ab und saßen mit kurzer Frühstückspause bis 12 Uhr auf dem Roß — das alles bei starker orientalischer Hitze. Und doch wir alle, die wir die Landtour von Muzerib bis Jerusalem vollständig gemacht haben, sind ohne Ausnahme froh, daß wir diese interessante, lehrreiche Reise haben machen können. In den letzten vier Tagen waren wir 13 Köpfe, meist jüngere Theologen. Die übrige Gesellschaft reiste über Haifa und Jafa mit Schiff und Eisenbahn nach Jerusalem und befindet sich, während wir ankommen, in Jericho. Wir 13 haben trotz der Unglückszahl Glück gehabt. Es sind mehrere, darunter auch Schreiber dieser Zeilen, gelegentlich vom Pferd gestürzt, aber niemand ist verletzt. Es war heute früh, bald nach vier, im Morgendunkel, als sich mein Sattel löste und mit mir an abshüssiger Stelle nach rechts zuwandte, wo Dornenstrauch und Felswand mich aufnahmen, während links der Abhang in die Tiefe ging. Der Fuß blieb im Steigbügel hängen, ein Zustand, der bei jedem europäischen Pferde verhängnisvoll gewesen wäre. Hier war keine Not, denn das brave weiße Pferd stand wie eine Mauer und wartete in absoluter Ruhe, bis Freunde kamen, um den Fuß zu befreien. Es waren keine Musterperde, die wir hatten, denn alles, was gut war, war längst zum Kaiserempfang nach Jerusalem. Die Pferde einiger Reisegegnossen waren sogar einfach schlechte, alte Packtiere, die nur Schritt und eben nur Schritt laufen können. Es ist anzunehmen, daß die Gesellschaft bei einer späteren Reise besseres Pferdmaterial bieten kann. Zu fordern aber ist, daß besseres Sattelzeug geliefert wird. Die meisten Ungelegenheiten der Reise stammten von dem unbeschreiblich verwehrlosten Zustande des Riemenwerks. Ich habe kein Pferd gesehen, an dem die Steigbügel nicht mit Bindfaden geflickt gewesen wäre. Das mag für

Araber passen, für Deutsche ist es lebensgefährlich, um so mehr, als das Terrain das schwierigste ist, was Reitern geboten werden kann. Bergauf, bergab, über Klippen, durch Geröll, über spitze Steine, an schmalen Kanten, auf Wegen, die der Alpentourist mit dem Eisenstock geht, immer muß das Pferd den rechten Tritt wählen, und in der Tat es wählt ihn. Das Pferd ist in hundert Fällen verständiger als der Reiter. Man gewinnt zu seiner Zuverlässigkeit ein solches Vertrauen, daß man es ruhig wagt, auch bei Nacht, im Halbdunkel des südlichen Sternenhimmels, sich ihm zu überlassen. Aufpassen muß man freilich stets, um sich den Wechsellern und Schwankungen anzuschmiegen. Ohne diese Pferde könnte die Landreise nicht von Europäern gemacht werden, denn niemand von uns kann tagelang bei dieser Hitze auf diesen Wegen gehen. Man begreift nicht, für was der Türke drei Frank pro Kopf Wegesteuer zahlt. Es gibt Wege, an denen vermutlich seit der Zeit der Kreuzfahrer nichts gebeßert ist. Jeden Tag ziehen Kamele, Pferde und Esel dieselben Straßen. Allah will es, daß die Mühsal nicht geringer ist. Mit dem Rufe *U-Allah!* treibt man abends die Tiere zum letzten lärmenden Trab, die Reiter steigen ab, die Pferde weiden unter nächtlichem Himmel.

* * *

Als wir dem ehrwürdigen Prior in Nazareth ein *pax vobiscum* gesagt hatten, ging unser Weg abwärts zur Ebene Jesreel. Links ist die halbkreisförmige Kuppe des Lazor, rechts senkt sich blau zum Meer der Karmel, dessen Hotel dem Fernglas offen liegt, und dessen Eliaserinnerungen den Sinn beschäftigen. Elias war so wie diese Natur: kantig, herb, gerissen, vulkanisch. Auf der Ebene Jesreel suchten die Mannen Ahabs den revolutionären Propheten. Sonst hat man hier unzählige Schlachten geschlagen, von Debora bis Napoleon. Auf dem Berge Gibeon sanken Saul und Absalom in den Tod. Es ist nicht fern, wo Jephthas Tochter blutig oder unblutig sich opfern ließ. Wo mag Joseph gegangen sein, als er von Sichem nach Dothan wanderte? Immer wieder wurden biblische Erinnerungen hervorgeholt, wir glauben aber dem Leser einen Dienst zu tun, wenn wir nicht jede solche Erinnerung aufzeichnen, denn dem Leser fehlt ja eben das, was uns die Erinnerung belebte, das kurze Wörtlein: Hier ist es gewesen! So ungern wir in Kirchen, Krypten und Gemächer gehen, wo man für Geld entweder etwas von Paulus oder etwas von Johannes sehen kann (meist ist es Schwindel), so gern bevölkern wir



Am Jordan.

uns das freie Land mit Gestalten der Vergangenheit, indem uns dabei das Gesicht der längst ruhenden Lehrer aufsteigt, von denen wir die Geschichten der israelitischen Urväter, Propheten und Apostel zuerst gehört haben.

* * *

Mitten in der Ebene Jesreel liegt bei einer Karawanenkreuzung eine Quelle. Es ist unglaublich, was für Wasser man sich in Palästina zu trinken entschließen kann. Man sieht den Staub und das Stroh im Krüge schwimmen und trinkt doch. Der Körper braucht, besonders in den ersten Tagen des Aufenthaltes, viel Feuchtigkeit, denn die Luft zehrt gierig an der menschlichen Masse. Die meisten von uns haben Schleier um den Kopf geschlungen, einige legen nasse Taschentücher über das Gesicht, Pferde und Menschen schlürfen aus demselben Rinnsal. Dabei aber stehen und sitzen die Weiber und Töchter des traurigen Nestes, zu dem die Quelle gehört. Wer einmal glänzende Buntdrucke gesehen hat, die rot und blau gekleidete Orientalinnen darstellten, der streiche diese glatten, brennenden Bilder völlig aus seiner Phantasie, falls er die eingeborenen Frauen des platten Landes sich denken will. Fast nie sieht man ein wirklich feines Kleid, dagegen viel rohes, handgewebtes Leinen in blau, weiß und braun. Bisweilen kommen Armspangen vor; der gewöhnliche Anblick aber ist der des geplagten armen Weibes, von dem der Beduin sagt; „die Frau ist ein Gefäß“. Da Armut und Schönheit, wie jeder weiß, nur selten zusammengehören, so ist es nur natürlich, wenn wahrhaft schöne Gestalten an den stets weiblich bevölkerten Quellen nicht besonders häufig sind. Von Zeit zu Zeit nur sieht man ein paar Zähne, ein paar Augen, ein paar Wangen, die zum Zeichnen auffordern würden, wenn mir nicht bei der großen Hitze das Zeichnen zu schwer geworden wäre. Obwohl ich das Skizzenbuch mit mir führte, habe ich von Damaskus bis Jerusalem wenig gezeichnet. Es war genug an der sonstigen Leistung. Unermülich aber zeichnete unser wackerer schwäbischer Freund Hartmann. Er schien unverwundbar für die sengenden Strahlen. Wir sehen ihn vor uns, wie er im Gebirge Ephraim die Mädchen ordnete, um sie zu photographieren, und wie er dann wieder auf seinem Braunen saß und vom Pferde herab Öl bäume, Feigenplantagen, Steinwände, Eseltreiber, Gebirgsrücken und wer weiß was sonst noch in sein Skizzenbuch eintrug.

* * *

Als die Dämmerung über die Ebene flog, atmeten die matten Lungen auf. Wir ritten und sangen deutsche Volkslieder. Mit besonderem Empfinden klang die Strophe an die Berge Ephraim hinan:

Fern in fremden Landen war ich auch,
 Bald bin ich heimgegangen,
 Heiße Luft und Durst dabei,
 Qual und Sorgen mancherlei;
 Nur nach Deutschland, ja nur nach Deutschland
 Da tät mein Herz verlangen.

Auch Choräle wurden angestimmt, wie Ort und Zeit sie gaben. Der Weg zog sich wie ein langer grauer Streifen durch die Mondnacht. Endlich ritten wir durch das dreifache Tor von Dschenin. Neben uns schwanften eben die vorangesendeten Kamele mit unserem Vorrat. Auf dem Karawanenplatze standen die Zelte. Man wohnt gut unter Zelten und besinnt sich dabei wohl des eigentümlichen Ausdruckes im ersten Kapitel des Johannes: „Das Wort ward Fleisch und zeltete unter uns.“ Bier und Mineralwasser wurde von einem Syrer zu zwei Franks die Flasche verkauft. Alles war warm. Nicht jeder konnte in dieser Lage Fleisch essen, aber Suppe, Eier und Rosinen hat keiner verachtet. Nach dem Essen kam die Abendandacht und nach ihr der Schlaf. Wer mit seinem Zeltbett zusammenbrach, lag auf der Erde. Geweckt wurden wir am folgenden Morgen durch die bewegliche Klage eines sächsischen Kandidaten der Theologie, der über die abscheuliche Kälte im Orient räsonierte. Er hatte nicht ganz unrecht. Nach glühenden Tagen kann es nachts recht empfindlich kalt werden.

* * *

Ganz einzigartig war unser Aufenthalt in Sebastije, dem alten Samaria. Es steht dort eine gut erhaltene romanische Kreuzfahrerkirche, die zur türkischen Moschee verwandelt ist. Sie hat bei dieser Verwandlung von ihrer feinen keuschen Schönheit nichts verloren. In ihrem Vorhof steht, zwischen Steine geklemmt, eine Palme. Man steigt mehrere Stufen herab, durchschreitet das Portal und ist in der Welt der alten Johanniter. Dem Vorstand der Moschee machte unser Dragoman klar, ich sei in der Heimat daselbe, was er hier sei. Daraufhin ließ ich ihn fragen, ob wir in der Moschee ein Loblied für Gott (Allah) singen dürften. Er antwortete: „Die Deutschen sind unsere Freunde“ und gab seine Erlaubnis. Niemand vergißt

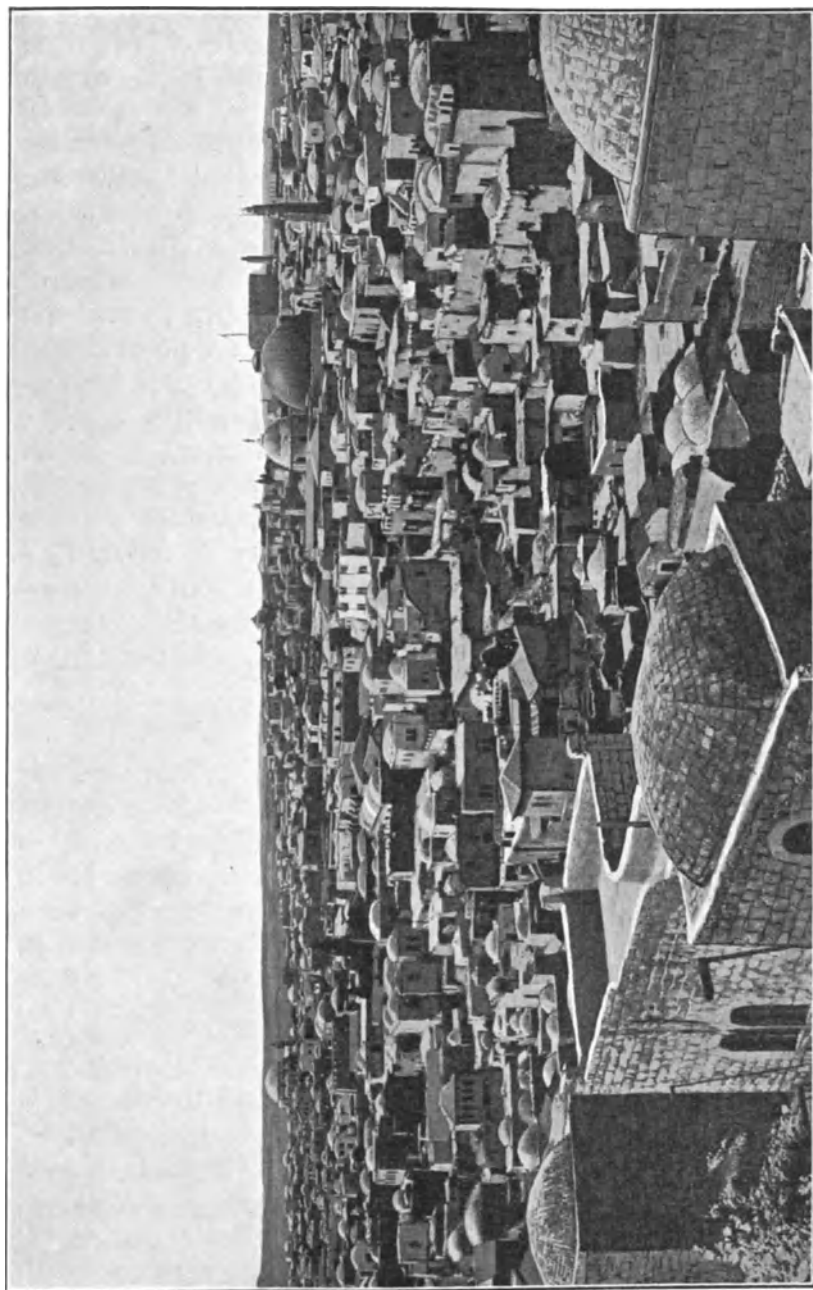
jemals, wie wir in dieser weltfernen, romanischen Moschee geungen haben: „O heiliger Geist, kehre bei uns ein.“

* * *

Die Gegend zwischen Sebastije und Nablus war die landschaftlich schönste Partie des Landweges von Nazareth nach Jerusalem. Im übrigen bieten die Wellenberge mit ihrem grauglänzenden Gestein wenig besonders Anziehendes. Einzelne Stellen erinnerten in ihrer Zerklüftung an die Alpen der Gotthardgruppe. Überall fehlt Wasser. Das ist es, was den Teil zwischen den alten Städten Samaria und Sichem auszeichnet, daß hier Wasser und damit Gartenkultur auftritt. Das Auge empfindet es als Wohlthat, etwas in Grün ausruhen zu können. Einige alte Bäume sind von fast abenteuerlicher Schönheit. Sie haben soviel Drehungen, Windungen, Schnörkel, daß es schwer ist, ihnen keine Seele zuzutrauen. Wenn sie aber Seelen haben, dann sind es alte, geprüfte, durch vielerlei Schicksal hindurchgegangene Frauenseelen. Unter dem Schleier kleiner blaugrüner Blätter liegt das kaum zu entwirrende Geäst rachsüchtigen, zornigen spöttischen, liebenden und biegsamen Gehölzes. Wenn die Abendsonne solche alte Bäume trifft, dann sind sie wie Menschen, die einen späten, aber seligen Frieden gefunden haben.

* * *

Nablus ist die anständigste Stadt zwischen Nazareth und Jerusalem. In ihrer Mitte stehen hohe moderne Häuser reicher Türken, von denen man uns erzählt, daß sie den Handel dieser Provinz in Händen haben. Ein Kaffeehaus mit Garten blickt nach dem Berge Ebal hinüber. In dichter Reihe sitzen die Männer mit dem Fez und der Margileh, der Wasserpfeife. Leider glückte es uns nicht, einen Samaritaner mit rotem Turban zu entdecken. 180 Familien sind es, die noch am alten Samariterglauben festhalten, eine wahrhaft alte Garde der Religionsgeschichte. Wie ein kleines Paradies liegt zwischen Zypressen und Limonen das Pfarrhaus des von der englischen Church-Mission angestellten deutsch-evangelischen Missionars Fallsheer. Wir besuchten ihn trotz Staub und etwas steifer Knie und fanden einen weißhaarigen Greis, der nach langen Jahrzehnten schwerer Arbeit treu auf seinem Posten beharrt. In seinem Vorsaal rauchten wir die landesübliche Zigarette und durften seine Familie begrüßen. Dieser Mann war es, der dann in unseren Zelten Mitwirkender bei einer



Jerusalem
vom Norden aus gesehen.

endlosen Verhandlung wurde, die sich zwischen uns und mehreren türkischen Beamten entspann. Es handelte sich um Inlandspässe. Offenbar wollten die Beamten Geld verdienen, und es gelang ihnen auch in beachtenswerter Weise. Unter einem alten, breiten Ölbaum zwischen den Zelten saß als einziger unter lauter stehenden Menschen der dicke oberste Beamte des Ortes. Vor ihm wiederholte unser Führer zahllose Male alle Gründe, warum wir nach Jerusalem müssen. Wir sind vom deutschen Kaiser eingeladen, sagt der Missionar. Beim Wort Imperator machen die Beamten eine devote Hand- und Kopfbewegung, aber ihre Pässe und ihren Bakschisch wollen sie doch. Der übliche Ausdruck für den Kaiser beim gewöhnlichen Volk ist übrigens Sultan von Preußen. Als Kaiser (Kesar) wird der Zar von Rußland bezeichnet. Schließlich bekamen wir Pässe, ausgestellt in Nablus, völlig in türkischer und arabischer Sprache, Denkzeichen, die wir mit in die Heimat nehmen. Der ganze Spaß hat uns zusammen etwa 80 Frank gekostet. Als innerhalb der Verhandlungen sich unser Führer, Herr Baldensperger, als Bürgen anbot, indem er darauf hinwies, daß er in Palästina Haus und Acker habe, wurde ihm geantwortet: „Wir können dich nicht brauchen; du bist ein Europäer; ein Europäer ist ein blankes zweischneidiges Schwert, das wir nicht angreifen können.“

* * *

Der Türke sagt: „Die Eile ist vom Satan“. Er hat recht, denn auf seinen Wegen kann man nicht eilen, man müßte denn geschaffen sein wie jener Amerikaner, der mit uns in Gilgal zu Abend aß und uns erzählte, er habe den Kaiser in Haifa photographiert und sei dann an einem Tag bis Nablus und gedanke in der Nacht des zweiten Tages nach Jerusalem zu kommen. Er saß wie ein Araber auf seinem breiten Sattel und verschwand in der Nacht, die in den dunklen Steineichen wohnte.

* * *

Der Jakobsbrunnen ist eine der Erinnerungsstätten, die echt sein kann. Schon dieses Gefühl wirkt wohltuend. Es ist denkbar, daß hier an der Zisterne, die, wie die Samariterin sagte, unser Vater Jakob gegraben hat, Jesus saß und über die Zeit redete, da man weder auf dem Garizim noch in Jerusalem anbeten werde. Wie wunderbar klingt inmitten der orientalischen Wirtschaft das Wort: Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in

der Wahrheit anbeten! Bis an die Stufen des Jakobsbrunnens geht der Handel um den Bakſchiſch. Es wurde angeboten, daß ſich ein Mädchen für einen Türfentaler (Medſchidije) als Samariterin an den Brunnen ſetzen wolle, um ſich photographieren oder zeichnen zu laſſen. Unſer Zeichner verzichtete auf dieſen Genuß. Wir ſammelten uns andachtsvoll im Sinne des Liedes: „Dir, dir, Jehova, will ich ſingen.“ Erſt draußen, außerhalb der Krypta, in der die Waſſergrube liegt, machten wir eine Gruppe, um am Jakobsbrunnen das Bild der Teilnehmer des Landritttes zu gewinnen. Schnell war die Aufnahme fertig, und wieder trotteten die Roſſe dahin, diesmal durch eine Ebene, an deren Ende Ölbäume ſtanden. Unter ihnen waren ſchon Teppiche gebreitet und Blechteller geſtellt. Die Gemeinſchaft nahm liegend ihr Frühſtück ein. Da wurde ſie zu ungeahnter Kunſtleiſtung gerufen. Durch die Einöde klang eine ſchrille Trompete als Ankündigerin eines Auskaſtens, wie wir ihn ähnlich vor faſt 30 Jahren in deutſchen Volkſchulen bewundern konnten. Für einen halben Franken durfte man ſich vor das runde Loch ſetzen und konnte nun ſehen, was den Beduinen als Kultur geboten wird. Alles durcheinander: Kreuzritter, der General Gordon, die Stadt Paris, der Oberſte der Teufel, der deutſche Kaiſer, eine ſchlafende Türkin, die Schlacht von Plewna uſw. Blaſend nahm der Wüſtenkunſtſfreund wieder Abſchied, und erwartungsvoll fragten wir den Dragoman, wie weit es wohl zur nächſten Quelle ſein möchte. So ging es durch die vier Tage von Nazareth nach Jerusalem. Den letzten Ritt von Gilgal aus beſchrieben wir ſchon. Nun ſitzen wir vor Jerusalem im Hauſe des Herrn Kappus, umgeben von den Kaiſertagen.

* * *

Jerusalem hat zwei große Heiligtümer, die Omarmoschee und die Grabeskirche. Von beiden iſt die Omarmoschee ohne allen Zweifel das beſſere Bauwerk und die wohlthuendere Kultusſtätte. Es iſt natürlich für einen Chriſten nicht angenehm, dies ſchreiben zu müſſen, aber was hilft es? Die Wahrheit iſt, daß in bezug auf Anſtand, Reinlichkeit, Weihe, Form und Kunſt der Mohammedanismus hier Beſſeres leiſtet als des alteingeſeſſene Chriſtentum. Es iſt geradezu ein Greuel, die chriſtlichen Erinnerungsſtätten zu ſehen. Wahrscheinlich war es nach Beſuch der Grabeskirche, als Kaiſer Wilhelm II. ſagte: „Ich habe ſchon viel Dreck geſehen, aber ſo viel auf einem Hauſen noch nie.“ Man verlange nicht, daß wir die Grabeskirche

beschreiben, dieses Labyrinth von Aberglauben, Dogmengeiz, Gestank und Geschwätz. Wenn man eine einzige Ecke in dem ganzen schmutzig-goldigen Gewirr sucht, in der man wirklich andächtig sein könnte, wird man von Männern und Weibern aller Farben aus einer Kammer in die andere geschoben und hat doch überall dasselbe Gefühl: der Herr war nicht an diesem Orte. Wir hoffen immer im stillen, daß niemand von allen diesen Verehrern des heiligen Grabes das rechte Grab hat. Es ist zu peinlich, sich vorzustellen, daß dieser Jahrmakel einer veräußerlichten Frömmigkeit sich gerade die heilige Ruhestatt Christi aussuchen durfte, um sein Heidentum auf ihr breit zu machen. Mag Jesus irgendwo sonst geruht haben, wo jetzt Schutt und Staub liegt oder wo arme Fellachen ihre Melonen bauen, an jedem Ort möchten wir ihn lieber wissen als da, wo sich jede Ostern die Christenpilger zanken, wenn der Türke sie zanken läßt. Luft, Luft! Mit diesem Stoßseufzer geht man aus der Grabeskirche heraus.

Die Omarmoschee enthält natürlich auch ein ganzes Bündel von nutzlosem Aberglauben, für uns Christen aber ist solcher Aberglauben in einer Türkenkirche weniger empfindlich, als in einem christlichen Heiligtum. Für die Moschee fühlen wir keine Mitverantwortung, während wir in der christlichen Kirche das Unbehagen nicht los werden: ich rechne mich zu einer Religion, die imstande ist, so zu entarten! Wir sehen den Stein und die Grotte ohne Teilnahme und ohne Groll und wandern durch die neben der Omarmoschee liegende Aksamoschee mit dem Gedanken: das wäre ein Gotteshaus für uns, wenn wir einmal Jerusalem hätten! Der Platz um beide Moscheen herum, Haram esch-Scherif, ist in seiner Art groß und bedeutend. Was hat er für eine Geschichte vom Tempel Salomos an bis heute! Hier hat Gott hebräisch, aramäisch, griechisch, lateinisch, arabisch und türkisch sich verehren lassen. Wahrhaftig, Gott ist geduldig! Hier floß das Blut der Opfer des alten Bundes, hier stieg der Weihrauch für den Jupiter Kapitolinus, hier klangen die Doxologien des griechischen Christentums, und hier breitet der Muselman seinen Teppich auf das Tempelfeld und beugt sich von Jerusalem nach Mekka. Was wird dieser Platz noch weiter erleben? Hat er jetzt seine letzte geschichtliche Form? Schlummert noch weitere Entwicklung in den Weissagungen über den Berg des Herrn, der höher sein soll als alle Berge? Jetzt ist er höher geworden durch den Schutt eines ruinenhaft gewordenen Judentums und Christentums. Das Gold, mit dem



Die Grabeskirche in Jerusalem.

die Koransprüche in die Kuppel hineingeschrieben wurden, war der Siegespreis, den die Kalifen von den Christen nahmen.

* * *

Es hat mehrere Tage gedauert, bis wir nur einigermaßen Geschmac an Jerusalem gewinnen konnten, und Freude haben wir auch heute noch nicht. Die Stadt als solche ist charakterlos. Man kann hier alles mögliche sehen und finden, aber keinen einheitlichen Grundzug. Auf der einen Seite sind moderne Häuser deutscher und englischer Anlage, auf der anderen ist ein Wust von Gemäuer, das gar nicht nach den Begriffen Straße und Haus gegliedert werden kann, ein Flickwerk von vielen Jahrhunderten, in dem man alles stehen ließ, was man nicht direkt ändern mußte. Nirgends in Jerusalem, außer auf dem Platz der Omarmoschee, findet das Auge an Steinen und Mauern seine Freude. Die alte Zitadelle ist ein Kolos ohne Glieder, die Mauer ist eine Klippe, um die der Schutt Wellen von zehn oder zwanzig Meter wirft. Wo ist hier ein ordnender Wille, wo eine Lust an neuem Wachsen? Draußen vor dem Tore gibt's nette deutsche und jüdische Häuser, aber kaum kann man sie recht zu Jerusalem rechnen. Sie sind eine Welt für sich, in der etwas von dem Wort sich verwirklicht, daß jeder wohnen soll unter seinem Ölbaum. Die Stadt ist ein Augiasstall, für den noch kein Herkules gekommen ist. Seit Jahrtausenden wird hier für zwanzig oder vierzigtausend Menschen Speise hereingebracht und nur der geringste Teil dieser Stoffe hat die heilige Stadt wieder verlassen. Es gibt im armenischen und jüdischen Quartiere Stellen, wo man umkehrt, obwohl der Weg weitergeht. Diese Dinge muß man vor sich gehabt haben, wenn man die grundverschiedenen Urteile der Pilger über Jerusalem würdigen will.

Jerusalem, du hochgebaute Stadt, was bist du der Seele auch unseres deutschen Volkes geworden! Du warst uns ein Märchen aus Gottes Garten, eine Pforte des Heils. Wir wußten, daß unsere Väter gern gestorben wären, um dich wieder frei zu machen. Selig nannten wir den, der mit betender Andacht den Leidensweg nachwandeln durfte, den das Lamm ging, das der Welt Sünde in Jerusalem trug. Wer vom Himmel reden wollte, der sprach vom oberen Jerusalem. Es zerfloß in unserer Phantasie das Diesseits und Jenseits dieser begnadeten Stadt in eins zusammen, wenn wir in deutschen Kirchen saßen und bei Orgelklang vielstimmig sangen: Von zwölf Perlen sind

die Tore; das war so prächtig, das ich im Geist geseh'n; wie wird's sein, wie wird's sein, wenn ich zieh' nach Zion ein! Wer weiß noch, was bei manchem Missionsfest „Jerusalem“ bedeutete? Wenn von dem berühmten englischen Volksprediger Whitefield erzählt wird, er habe das Wort Mesopotamien so innig aussprechen können, daß zweitausend Menschen zu Tränen gerührt wurden, wie muß es gewesen sein, wenn er das schöne Wort Jerusalem in seinen melodischen Mund nahm, dieses Wort von unauslöschlicher Fülle! Jerusalem schien wie ein Fuß Gottes an die wartende Menschheit. Jerusalem schien von der Erde zum Himmel zu ragen wie eine beständige Fürbitte der Erlösten für die in Nacht verfallne übrige Welt.

Etwas von diesen Erinnerungen haben wir alle beim Pilgern nach Jerusalem in uns gehabt, stärker oder schwächer. Wer es sehr stark in sich trug, vergaß vielleicht allen Staub und Moder und sah mit dem Auge des Glaubens hinter den Runzeln und Falten des heutigen Jerusalem die Schönheit der Braut Jehovas. Er ging durch die heilige Stadt, indem er weniger sah, was um ihn herum war, weil er dem Herrn ein Loblied sang unter den Mauern von Zion. Auf andere aber wirkte die Stadt ganz anders. Sie gingen, wie der Kaiser gesagt haben soll: von einer Enttäuschung zur andern. Sie gingen und frugen in ihrem Herzen: Jerusalem, das ich suchte, wo bist du? Jerusalem, wo bist du? Gestern fand ich dich nicht, deshalb ging ich heute nochmals dich zu suchen, dich, die Stadt Gottes, deren Brunnlein lustig rinnen, denn der Herr ist bei ihr drinnen. Wir aber gehörten nicht zu den Glücklichen, die eine heilige Stadt auf Erden gefunden haben. „Hin ist hin, jetzt haben sie den Türken“, wie Dr. Luther sagt. Wir sahen uns genötigt in unserem Innern eine ganz scharfe Scheidung vorzunehmen zwischen den vergangenen Tatsachen unseres Glaubens einerseits und dem heutigen Jerusalem andererseits. Beides geht sich nichts an. Nur so können wir den Aufenthalt an diesem Ort ertragen.

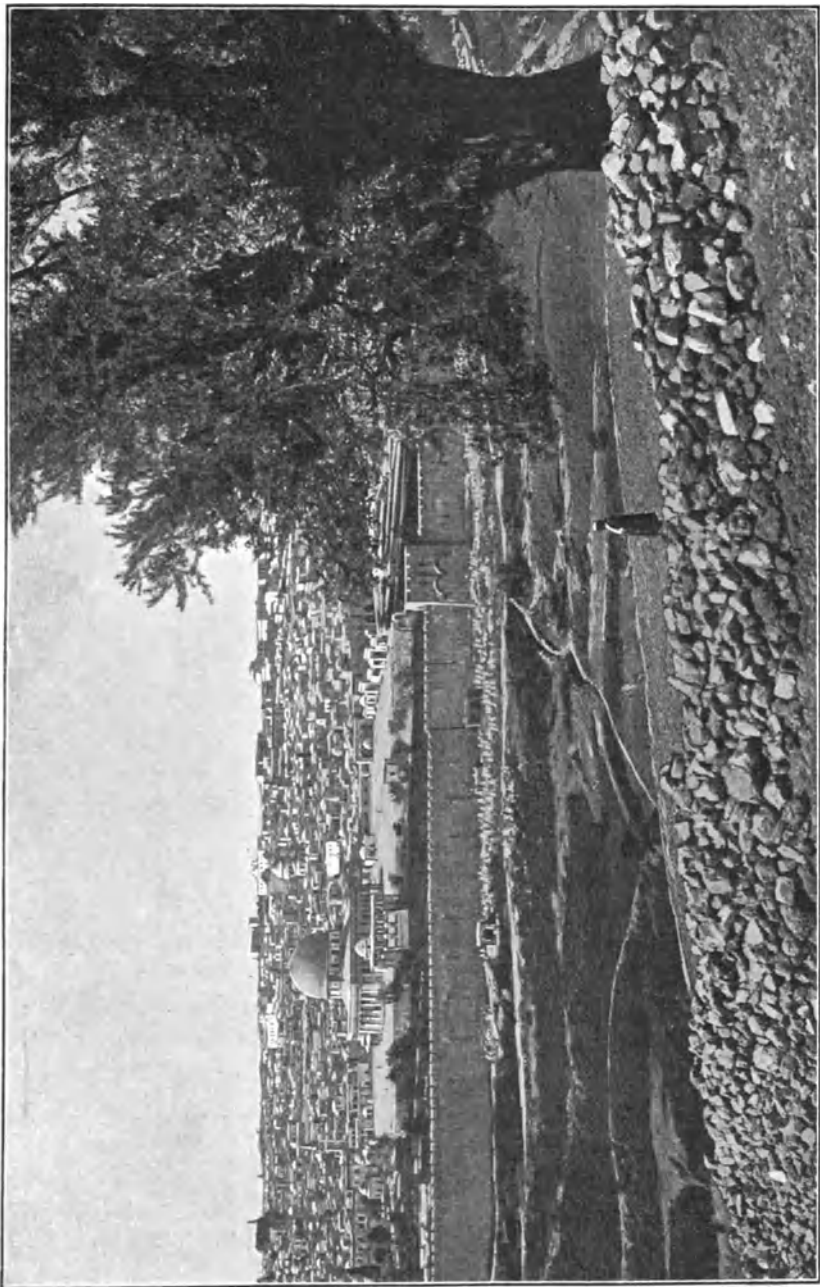
* * *

Wir wollten den Sonnenaufgang auf dem Ölberg erleben, aber durch eine der ortsüblichen arabischen Bummeleien kamen die Pferde zu spät. Wir ritten an den Felsengräbern und am Blutacker vorüber, als eben die Nacht der Morgensterne über dem Moabitergebirge aufging. Am Teich Siloah vorüber, das Kidrontal hinauf, zur Seite von zahllosen Jüdengräbern kommen wir zu den Ölbaumen von

Gethsemane. Hier ist das lateinische Gethsemane, dort ist das russische Gethsemane, wo ist das Gethsemane Christi? Überall verdrängt der Priester seinen Herrn. Gethsemane ist verloren, es war zu zart für dieses grobe Volk. Es ist gut, daß man nicht weiß, wo Jesus kniete. Gott sei Dank, daß man es nicht weiß! Es wäre zu greulich, zu glauben, daß der Ort für Bakschisch gezeigt würde, wo er sprach! Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir! Aber schlimmer als mit Gethsemane steht es mit dem Platz der Himmelfahrt. Dort bekommt man einen Stein zu sehen, in dem sich der Fuß Jesu beim Abstoßen zur Auffahrt abgedrückt hat. Die Maßverhältnisse dieses Abdruckes lassen auf einen Goliathkörper schließen. Gräßlich! Oft aber liegt das Schöne neben dem Gemeinen. Die Plattform innerhalb des russischen Besitzes auf dem Ölberg ist ein Punkt von wahrer, gottgegebener Schönheit. Hier war es, wo der Kaiser am Sonntag mit seinen Matrosen Feldgottesdienst hielt, und wo ihm beständig die Tränen aus den Augen quollen. Hier kniete er nieder und fand, was ihm Jerusalem nicht bot. Die Landschaft ist wirklich gut. Wir sahen sie bei günstigster Beleuchtung. Zwischen dünnbewachsenen trockenen Hügeln von milden weichen Farben windet sich das Kidrontal zum Toten Meer. Vor uns auf flachem Hügel ruht Bethanien. Das Tote Meer ist ein silberner Spiegel zwischen bergigen Zacken. Den Hintergrund bildet das immer wieder zur Bewunderung hinreißende Gebirge Moab. Einige Schritte seitwärts, und wir sehen die Stelle, wo der Jordan sein Süßwasser in das Salzwasser des Toten Meeres gießt. Ob wir Jericho sahen oder nicht, blieb uns zweifelhaft. Hier ist in der That eine Stätte, die Gott gemacht und die die Menschen noch nicht verderben konnten. Nach langen Vorverhandlungen durften wir auf den russischen Aussichtsturm steigen. Da lag Jerusalem! Mauern, Fenster grau in grau, ein breites Gewühl von menschlichen Hütten. Der Führer erklärt alle Türme und Kuppeln, aber welchen Zweck würde es haben, hier dies alles zu wiederholen! Der Bau der neuen deutsch-evangelischen Kirche ist würdig, aber nicht so architektonisch hervorragend, wie man wünschen möchte. Dem Turm fehlen etwa 10 Meter. Immerhin können wir mit unserem baulichen Auftreten zufrieden sein. Auch von hier aus ist die Omarmoschee das beste Stück der Stadt. Leider!

* * *

Im syrischen Waisenhaus führten uns der Inspektor Schneller und sein Schwager Bauer. Dieses Haus ist eine geistliche Festung



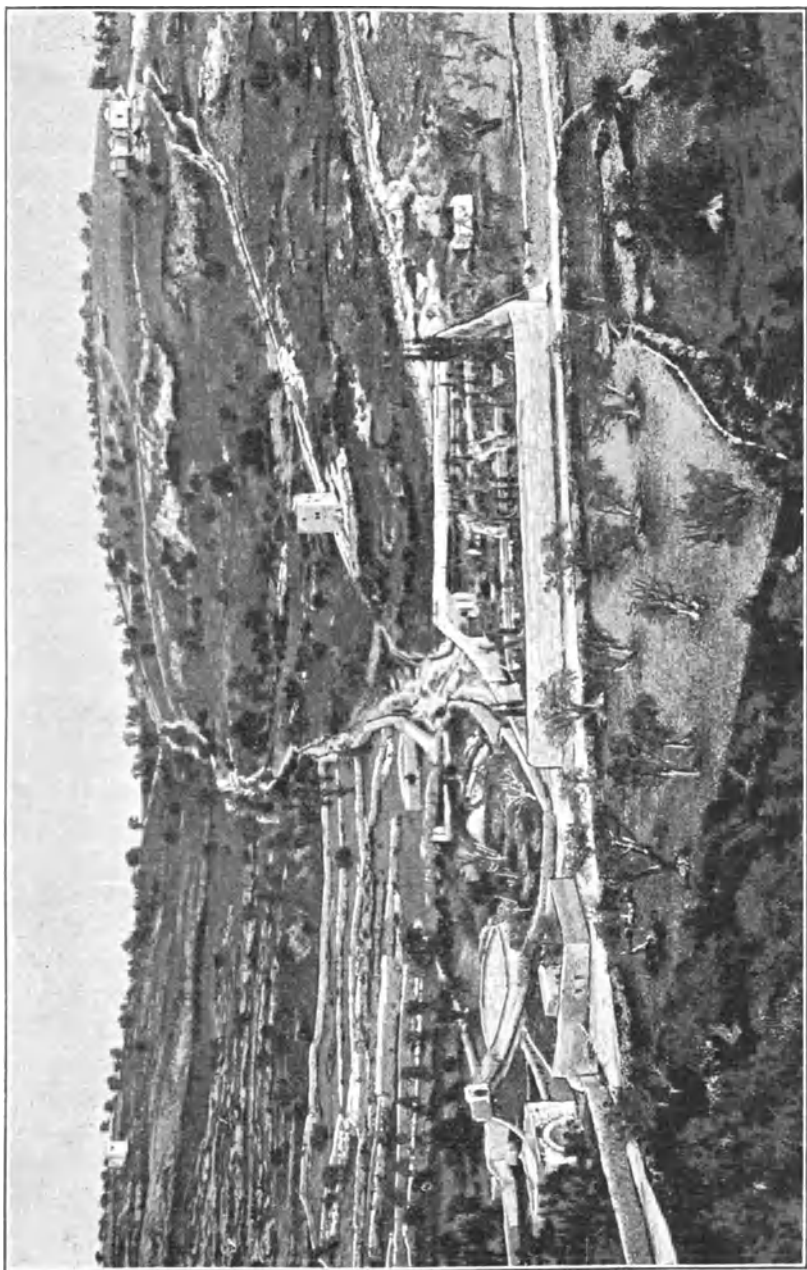
Jerusalem, vom Silberg aus gesehen.

Deutschlands. Es sieht in seinen Schlaffälen, Schulstuben, Arbeitsstätten, Betfaal, Küche nicht viel anders aus, als eine größere Anstalt der inneren Mission bei uns. Es ist eine ausländische Pflanze für Palästina, aber eine gute. In Gemeinschaft mit der Erziehungsanstalt Thalita Kumi und dem ähnlichen neuerbauten Waisenhause in Bethlehem arbeitet diese Anstalt an der Gewinnung eines Stammes christlicher Menschen aus der eingeborenen Bevölkerung. Selbstverständlich ist die Zahl der aus solchen Anstalten hervorgehenden Leute gering im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bevölkerung, aber wenn es gelingt, einige hundert Syrer, Araber und Armenier intensiv christlich zu beeinflussen, so ist damit doch etwas Bedeutendes geschehen. Leicht ist die Arbeit nicht. Eine Dame, die lange Jahre in dieser Arbeit steht, sagte uns: werfen Sie einen Feuerstein ins Wasser und warten Sie, bis er sich auflöst; das ist der Versuch, den Syrer ins Christentum zu bringen!

* * *

Über die Bedeutung des deutsch-evangelischen Elementes in Palästina wollen wir später sprechen. Jetzt beabsichtigen wir nur von dem unmittelbaren Eindruck der zwei vom Kaiser besuchten Gottesdienste in Bethlehem und Jerusalem zu sprechen. Er war im ganzen ein vorzüglicher. Die evangelisch-deutsche Kirche in Bethlehem ist in ihrer Art ideal, ein leichter, frischer Bau, ohne architektonische Tiefe, aber wohlgefällig, gut und nett. Aus weißen, gotischen Säulen heraus wölbt sich ein blauer Himmel, die Glasfenster dienen der Geschichte Bethlehems, die Orgel ist nicht rauschend, aber gut. Der Kaiser saß mit der Kaiserin am Altarplatz. Wir sangen unsere Choräle. Die Predigt war nicht hervorragend, aber innig und persönlich wahr. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn Bethlehems ganz besondere Bedeutung für alles Christentum stärker hervorgetreten wäre. Mit Herzensbewegung sang man den alten ehrwürdigen Schlußvers: „Lob, Ehr' und Preis sei Gott, dem Vater und dem Sohne und auch dem heiligen Geist.“ Hier verträgt man gesungene Dogmatik leichter als gesprochene.

Das Innere der neuen Erlöserkirche in Jerusalem ist bedeutend besser als das Äußere, in seiner Art ist es vollkommen, moderner Kirchenstil mit bescheidenen, aber bestimmten Farben. Wir hatten „Stehplatz rechts“, sahen alles gut und konnten uns ganz dem Eindruck der denkwürdigen Feier hingeben. Als der Kaiser in heller Glanzkleidung eintrat, begann die Blasmusik der Marine mit „Tochter



Gettjenmane.

Zion, freue dich, jauchze laut, Jerusalem!“ Das war ein Lied im höheren Chor. Die Weiherede von Dryander war formvollendet, gedankenreich, tadellos. Besser hätte es der verstorbene Kögel auch nicht machen können. Es war eine Rede im Sinne des Chrysostomus, des Mannes, dem die Bienen den Honig von den Lippen nahmen. Herrlich war in Jerusalem mit Marinemusik und Orgel „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Selten wohl gab es eine mannigfaltiger zusammengesetzte Versammlung: Kaiser, Kaiserin, Adel, Minister, Kammerherren, Generalsuperintendenten, Konsistorialräte, Popen, türkische Offiziere und Beamte, Johanniter, deutsche Offiziere aller Art, Engländer, Amerikaner, hohe Kirchenhäupter außerdeutscher, lutherischer Länder, Vertreter aller deutschen Landesteile und Berufskreise, die evangelische Gemeinde Jerusalem, die deutschen Orientpfarrer, ein Gemisch, wie es nie in Deutschland zusammenkommend, gemeinsam die Knie beugend, sang: Gelobt sei Jesus Christus!

* * *

Was hat der Kaiser in Palästina gewollt? Es ist offenbar, daß er in erster Linie seinem persönlichen religiösen Bedürfnis genügen will. Wer Gelegenheit hatte, den Kaiser in seiner religiösen Ergriffenheit zu beobachten, fühlte es, wie er dem Leben der Hast und Unruhe und der politischen Verantwortung auf kurze Tage entflohen ist, um in Jerusalem Christ, nur Christ zu sein. Seine Zeiteinteilung entsprach diesem Gesichtspunkte. Er ließ sich von einer religiösen Stätte zur anderen bringen, dazwischen schuf er sich Gelegenheiten zu religiöser Aussprache. Die Ansprachen, die er hielt, waren unpolitische, evangelische Glaubensbekenntnisse. Unsere Leser werden den Wortlaut dieser Reden in den Zeitungen gefunden haben, ehe unsere Darstellung die Heimat erreicht. Die erste dieser Ansprachen, diejenige an die deutsch-evangelischen Orientgeistlichen in Bethlehem, war allerdings in negativem Sinne politisch wichtig, indem sie jeden Wunsch, etwas vom osmanischen Besitz zu erlangen, bestimmt verneinte. Im übrigen war ihr Grundton derselbe, den die merkwürdige Kaiserrede in der Erlöserkirche besaß: praktisches, undogmatisches Christentum im Sinn und Geist unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi inmitten der mohammedanischen Welt. Wer die Kaiserrede in der Erlöserkirche gehört hat, denkt nicht nur an ihren Wortlaut, sondern auch an die ganze eigentümliche Situation. Der Gottesdienst war zu Ende, nach allen Seiten hin schob sich die Festgemeinde

durcheinander, lautes Gefurr erfüllte die Halle, da tönte plötzlich vom Altar her die scharfe, aber für den Raum nicht ganz ausreichende Stimme des Kaisers. Alles drängte dem Altar zu. Der Kaiser las etwas Selbstgeschriebenes. Er las, ohne die Hörer anzusehen, gleichsam für sich allein. Als er zu Ende war, wandte er sich um und hielt am Altar, dem Kreuze zugewendet, ein stilles Gebet. Das war seine Pilgerandacht. Der Wortlaut dessen, was er las, erinnerte stellenweise an die Art der hinterlassenen Bekenntnisse Wilhelms I. Direkten Bezug nahm er auf das Wort Friedrich Wilhelms IV.: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.

Ein religiöser Akt von politischer Bedeutung war die Überlassung des Landgebietes Zönakulum an den in Köln sitzenden Palästinaverein deutscher Katholiken. Unseres Wissens ist dies der erste Versuch, deutsche Katholiken im Orient als Deutsche zu organisieren. Bis jetzt liegt es so, daß die zahlreichen katholischen Auswanderer aus Süd- und Westdeutschland meist im Orient an vorhandene katholische Kirchen und Schulen sich anschließen und dadurch zwar katholisch bleiben, aber dem Deutschtum verloren gehen. Auf diese Weise haben wir schon die schwersten Blutverluste erlitten. Gelingt es, in Jerusalem, Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel deutsche katholische Gemeinden zu bilden, so wird damit dem kirchlichen und dem staatlichen Interesse zugleich gedient. Schon jetzt sind übrigens unter den Franziskanern Jerusalems nicht wenige Deutsche. Einen freundlichen, sehr gebildeten Pater aus Köln fragten wir: Gehören Sie zu einer deutschen Kongregation? Antwort: Nein, Herr, zu einer internationalen! Derartige vorzügliche Elemente müssen antworten lernen: *pro patria et papa*. Da wir Deutschen einmal aus zwei Konfessionen bestehen, können wir nicht anders, als auch draußen in der Fremde die Konsequenzen dieses Zustandes zu ziehen.

Indem der Kaiser das den deutschen Katholiken gegebene Gebiet in seinem Besitz behält und es ihnen nur zur Ruhenutzung überläßt, ein Verhältnis, das während der Übergabe durch Anfrage des Priors extra festgestellt wurde, übernimmt der Kaiser an dieser Stelle ein persönliches Protektorat über eine katholische Besetzung. Auf diese Weise beginnt praktisch an einer Stelle eine neue Regelung der viel erörterten Angelegenheit des französischen Einflusses. Sicher ist, daß wir auf dem besten Wege sind, diesen Einfluß langsam zurückzudrängen. Je mehr wir den deutschen Katholiken Stützpunkte geben, desto eher werden wir sie der französischen Bevormundung entziehen.

Anzuerkennen ist dabei, daß viele französische Anstalten durchaus gut geleitet sind. Wer schließlich geeignet ist, den Orient zu gewinnen, Evangelische oder Katholische, muß sich in langer schwerer Praxis zeigen. Wir glauben auch in diesem Fall an die Kraft unserer Konfession.

*
*
*

Ganz abgesehen von allem, was er sagt und tut, ist das Auftreten unseres Kaisers in Jerusalem ein politischer Vorgang. Der Sultan der Germanen imponiert dem Morgenländer mächtig. Ich saß mit einem lateinischen Christen aus Nazareth zusammen, schenkte ihm ein Glas Pilsener Bier ein, das von Gregory in Berlin gebraut ist, und fragte: Was sagt man vom Kaiser? O, er ist stark, er ist schön, er ist ein großer Mann! Von der Kaiserin wollte er leider weniger wissen. Wahrscheinlich fehlte ihr etwas orientalischer Anhauch. In unseren deutschen Augen war sie in Jerusalem ebenso anmutig wie sonst stets. Der Kaiser ritt mit der Kaiserin zusammen ein, später saß er meist zu Pferde, sie im vierspännigen Wagen. Die Uniformen des Kaisers wechselten, rechneten aber immer mit den Bedürfnissen des Klimas und mit dem berechtigten Wunsch des Morgenländers, etwas Glanz zu sehen. Nicht ganz ausreichend erschien die kaiserliche Begleitung beim offiziellen Einzug, bei dem die Matrosen und ihre Musik noch fehlten, später aber war alles, wie man es sich wünschen konnte, wenn man sich in die Seele des tausendköpfigen, schaulustigen Volkes versetzte: türkische Soldaten, etwas schlapp im Eindruck, türkische Militärmusik, schreiend, Wagnersche Dissonanzen überbietend, deutsche Reiter, der Kaiser, die Hofwagen, das Gefolge, darunter teilweise die ehrwürdigen, sorgengefurchten Gesichter der deutschen Konsistorialräte, türkische Beamte mit Fez und Orden, Johanniter, Popen, allerlei Herren, deutsche Marinemusik mit Pauken, Trompeten, Marinejoldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Es war ein Tamtam, das in Berlin ganz so nicht möglich gewesen wäre, hier aber allein richtig war. Man erinnert sich vielleicht des Gemäldes von Genß in der Nationalgalerie, das den Einzug des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jerusalem darstellt. Derselbe blaue Himmel liegt über den blendend hellen Mauern, Minarets und weißgekleideten Türkenweibern. Auf allen Dächern hocken sie, an allen Vorsprüngen kleben Menschen, aus allen Gittern gucken Gesichter, aus allen Ritzen blitzen Augen, kein Steinhäufen, der nicht von bunten, reinlichen und schmutzigen Männern, Weibern und Kindern besetzt wäre, kein Kauf-

laden, der nicht zwischen Limonen und Tomaten Kinderköpfe enthielt. So war es um die Erlöserkirche herum und ebenso um die Geburtskirche und Bethlehem. Besonders in Bethlehem war das Volksbild großartig, als das Kaiserpaar zu Fuß durch die Feze und Turbane ging und die Kaiserin einige französische Worte mit einheimischen Frauen sprach. Anfangs waren die Türken etwas schüchtern im Hochrufen. Wann haben sie auch Gelegenheit zu Ovationen, da sie den Staat nur in Gestalt fragwürdiger Beamten kennen? Ein Sultan ist seit Jahrhunderten nicht in Jerusalem gewesen. Napoleon und Ibrahim Pascha sind lange vergessen. Erst riefen die Deutschen da und dort mit hochgehobenen Hüten und schwebenden Tüchern hoch und hurra. Allmählich gewöhnten sich die Araber und Türken mitzurufen. Was sie gebrüllt haben, ist uns unklar geblieben, aber den Sinn verstanden wir: Es lebe Wilhelm, der Freund des Padiſchah! An vielen Häusern sah man drei Bilder: Kaiser und Kaiserin und zwischen ihnen im roten Fez der franke Mann von Konstantinopel. Eine merkwürdige Zusammenstellung: der Adler und der Halbmond. Es ist wahr, daß die Geschichte eine Würflerin ist. Sie schüttelt ihre Steine, lacht und wirft eine Kombination auf den Tisch, die ihre Unerlöschlichkeit spielend beweist.

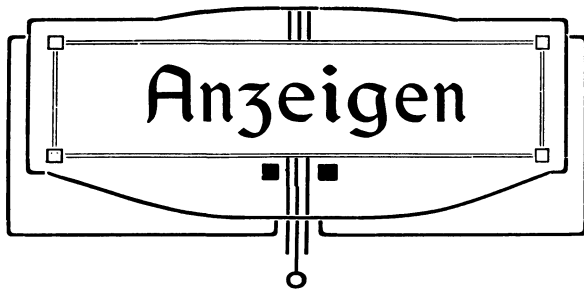
* * *

Wem wird Jerusalem gehören? Ein erfahrener deutscher Jerusalem-bewohner gab auf diese Frage die Antwort: Judenstadt! Andere urteilen anders. Es gibt Evangelische, die an eine religiöse Eroberung der heiligen Stadt für das Evangelium in seiner schlichtesten und wahren Gestalt glauben. Jesus soll noch einmal einziehen. Von der Via dolorosa her soll sich sein Bild mit der Dornenkrone erheben, wo jetzt über dem Tempelberg der Halbmond ragt, sollen Kreuze stehen zur Erinnerung an das einmalige Opfer, durch das alle alten Opfer überflüssig gemacht sind, vom Ölberg soll der Auferstandene seine innerlich auferstandene Heimat grüßen, das schlummernde Geheimnis soll den Schutt durchbrechen. „Zion hört die Wächter singen, das Herz will ihr vor Freude springen, sie wachet und steht eilend auf.“ In jedem Jahr führt ihr Lebensgang etliche Christen nach Jerusalem, die dem Jerusalem dienen wollen, das erst kommen soll. So kamen die ersten Krischonabrüder von Basel daher, in diesem Sinn warb auch der auf der Fahrt jetzt heimgegangene Kober für Zion. Engländer, Schotten, Amerikaner verschiedener Art kommen in derselben

Weise. Es sind Menschen, die durch die Wüste gehen und machen daselbst Brunnen. Gott segne euch, die ihr am Berge Gottes grabt! Ob ihr die Stadt gewinnt, steht ja dahin, aber umsonst ist keine Liebe und Treue. Auch wir Evangelische brauchen in Jerusalem Leute, die unsere Heiligtümer hüten. Wir geben ihnen kein heiliges Grab zu verwahren, aber ein lebendiges Bekenntnis: Herr, wohin sollen wir gehen? du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

* * *

Leider ist uns der Abschied von Jerusalem nicht schwer geworden. Es wäre uns viel lieber gewesen, wenn gerade diese Stadt unsere Seele gefangen genommen hätte. Vielleicht ist ein längerer Aufenthalt nötig, vielleicht auch ist die Ruhe der kaiserlosen Zeit innerer Vertiefung günstiger, vielleicht sind deutsche Seelen bei geringerer Hitze empfänglicher. Wir wollen niemand abschrecken, müssen aber von uns sagen, daß wir genug vom Staube Jerusalems hatten, als die Bahn mit uns bergabwärts nach Jaffa fuhr. Es war, als wäre ein Druck von uns genommen. In Jerusalem hatte man Religion finden sollen und fand sie nicht. Jetzt kam man wieder an Orte, von denen nichts Größeres verlangt wurde, als daß sie schön und interessant waren. Auf, laßt uns nach Afrika fahren! Im Abenddunkel strichen wir durch Jaffa. Am Hafen war ein Mohammedaner-gebrüll, das wohl imstande wäre, auch die größte Brandung dieser gefährlichen Küste zu übertönen. Uns aber grüßte das Meer nicht unfreundlich. An der Seite der deutschen Kaiserschiffe lag draußen unsere „Asia“. Man verpackte uns in großen schwankenden Rähnen. Die Ängstlichen befahlen Gott ihre Seele. Auf und ab schwebte der Kiel, singende Araber warfen lange Ruder in die schwarzen schimmernden Bogen, der Leuchtturm wechselte minutenweise sein Licht, ehe wir's wußten, waren die Klippen vorbei. Halb gesprungen, halb geworfen kam man auf das Schiff. Willkommen „Asia“, Asien, leb' wohl!



Deutsche Briefe

Sür Schule und Haus

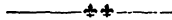
herausgegeben von

Johannes Benningfen

Mit Buchfchmuck von Professor Hans Christianfen, Darmftadt

Gebeftet M. 3.50

elegant gebunden M. 4.50



Die Bedeutung des Briefes zur Erkenntnis der Entwicklung des Volkslebens und der Volksbildung wird immer mehr anerkannt. Immer mehr lernt man die reichen Schätze an Geist und Gemüt, die in unserer Brieffliteratur vorhanden find, würdigen und benutzen. Aber während die bisher erschienenen Werke sich vorzugsweise an die literarisch Gebildeten wenden, ist unser Buch für den fchlichten Mann des Volkes und für die Jugend beftimmt. Es ist ein Volksbuch im beften Sinne des Wortes. Der Herausgeber hat mit gefchickter Hand aus der Fülle des Stoffes eine Auswahl folder Briefe getroffen, in denen Handlung vorhanden ist, und die dem Lefer Einblicke in das Leben und den Charakter bedeutender Menfchen aus den verfchiedenften Zeiten und Verhältniffen gewähren.

Vertreten find in dem Werke die Meifter des deutſchen Briefes von Luther bis auf unfere Zeit. Genannt feien von großen Dichtern und Denkern Gellert, Leſſing, Goethe, Schiller, Körner, Grimm u. a., von Muſikern Selix Mendelsfohn, Robert Schumann und Richard Wagner. Die nachklassiſchen Meifter find vertreten durch Friedrich Hebbel, Theodor Storm, Eduard Mörike, Gottfried Keller, Klaus Groth und Fritz Reuter. Aus der Zeit des nationalen Aufschwunges erwähnen wir die köftlichen Briefe Kaiſer Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes. In die Welt des Technikers führen uns die Briefe des Ingenieurs Max Eyth, in die des Arztes die Briefe des berühmten Chirurgen Theodor Billroth ufw. Eine knapp gehaltene Gefchichte des deutſchen Briefes erhöht den Wert des Buches.

Die Ausstattung ist glänzend und eigenartig vornehm, hat doch die Meifterhand von Prof. Hans Christianfen in Darmftadt den Buchfchmuck gefchaffen.

Erzählungen neuerer deutscher Dichter

Sür die Jugend ausgewählt
von

Johannes Benningfen

☛ Zwei selbständige, einzeln käufliche Bände ☛

Geheftet je M. 2.—, fein gebunden M. 2.50

Erster Band. Sechste Auflage

Inhalt:

Böblau, Die Ratsmädel laufen einem Herzog in die Arme.
Budde, Mannucklerle und Mannickerle.
Sontane, Ein Kapitel vom alten Scharow.
Srapan, Um zehn Pfennig.
Sebbel, Eine Nacht im Jägerhause.
Boizamer, Der alte Musikant.

Leander, Von Himmel und Bölle.
Liliencron, Die vergessene Bortenjie.
Larode, Ein Codesriff.
Rofegger, Als ich Christtagsfreude holen ging.
Schäfer, Claus Hinrich Ringhoff.
Trojan, Die Aufter.



Zweiter Band. Dritte Auflage

Inhalt:

Feiberg, Knabenstreiche.
Jacobowski, Liefe.
Riesel, Die Bandharmonika.
Ryber, Giftmärchen.
- „ - Weihnachtsmärchen.

Niese, Anfechtung.
Obst, Stickers Gatt.
Schmidt-Bonn, Musikantentod.
von Schönald-Carolath, Die Riesgrube.
Villinger, Jm Bahnwarthäuschen.

Unterhaltende und anregende Jugendbücher von ganz besonderer Eigenart. Hervorragende Meister der neueren Literatur haben sich darin vereinigt, um unsrer Jugend die besten Gaben ihres poetischen Schaffens darzubringen, und die den Inhalt bildenden Geschichten, aus den verschiedenen Lebensgebieten geschöpft, dürften als wahre Meisterstücke gedankenreicher und gemütvoller Erzählungskunst bezeichnet werden.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH



Admiral Togo
auf der Kommandobrücke.

Seehelden und Seeschlachten

in neuerer und neuester Zeit

Geschildert von

Korvetten-Kapitän a. D. **v. Holleben**

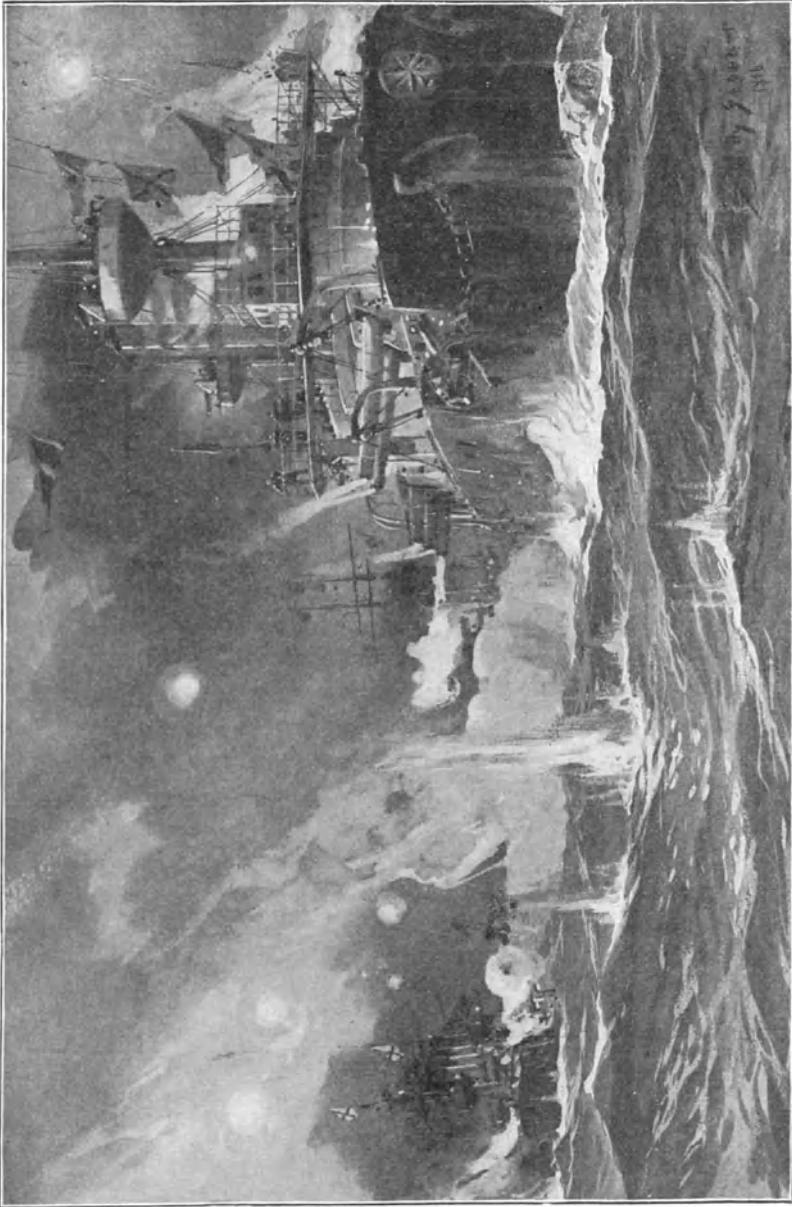
Mit 60 Abbildungen

Elegant gebunden M. 6.50

In diesem neuen Werke bietet der Verfasser des bereits in 10. Auflage erschienenen Deutschen Flottenbuchs unserer Jugend eine Reihe fesselnd geschriebener Lebensbilder großer Seehelden der verschiedenen

Nationen neuerer und neuester Zeit, die uns durch ihre Seesiege, welche zugleich Wendepunkte in der Weltgeschichte bezeichnen, den Weg auf das Meer gewiesen haben.

Von Don Juan d'Auftria, dem Helden von Lepanto, beginnend, bis zu Togo, dem japanischen Admiral, der erst jüngst wie ein Meteor in die Erscheinung trat, sind die gewaltigen Seekriege der Vergangenheit und Gegenwart in kurzen Zügen geschildert und bilden für die Jugend **eine ebenso belehrende wie unterhaltende Lektüre**. Der Band ist mit **zahlreichen vorzüglichen Abbildungen** versehen, er wird sicher, gleich dem Deutschen Flottenbuche, die Herzen der deutschen Jugend gewinnen und dem Flottengedanken immer breiteren Raum schaffen, durch den Hinweis auf das, was Völker groß machte und was unserm Vaterlande an der wahren Größe noch fehlt, auf **die Geltung zur See**.



Seeflacht bei Tsushima: Admiral Togo an Bord seines Schlachtschiffs „Mikasa“.
Aus: „Seeheben und Seefechten“ von Korvetten-Kapitän a. D. v. **Bolleben**.

Deutsches Flottenbuch

Erlebnisse eines See-Kadetten in Krieg und Frieden.

Von

Korvetten-Kapitän a. D. von Holleben

Dehnte vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit 122 Text-Abbildungen u. 4 Chromobildern
Geheftet M. 6.—. Gebunden M. 7.50

Seit das Deutsche Reich in die Reihe der Kolonial-Mächte eingetreten und in unmittelbarer Verbindung damit seine Flotte in raschem Aufblühen begriffen ist, hat sich naturgemäß auch das Interesse aller Kreise des deutschen Volkes der Marine zugewandt. Diese Anteilnahme zu hegen und zu pflegen, das Verständnis für die Aufgaben und die Tätigkeit der Kriegs- wie der Handelsflotte insbesondere bei der reiferen Jugend zu wecken und zu fördern, ist der vornehme Beruf des Hollebenschens Flottenbuchs! Der frische, lebendige Ton der Erzählung und der wohlthuende Humor, der die Schilderungen durchweht, machen das Buch bei allem sachlichen Gehalt zu einer außerordentlich anziehenden Lektüre, so daß man es immer wieder gern zur Hand nehmen wird. Die neue

Auflage ist textlich wie illustrativ verbessert, vor allem wurde überall den Fortschritten und **neueren Er-rungenschaften auf dem Gebiete der Schiff-technik** Rechnung getragen. Besondere Erwähnung verdienen die in Farbendruck ausgeführten, von Künstlerhand geschaffenen neuen Abbildungen, welche dem Buche zur prächtigsten Zierde gereichen.



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH



Christoph Columbus

Christoph Columbus

und die Entdeckung von Amerika

Für Jugend und Volk geschildert

von

Johannes März

Mit 46 Text-Abbildungen und einer

Karte der Reisen des Columbus

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

△ ▽ **Serdinand Cortez** ▽ △
und die Eroberung von Mexiko

Für Jugend und Volk geschildert von

Johannes Kleinpaul

Mit 48 Text-Abbildungen. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 5.50

△ ▽ **Francisco Pizarro** ▽ △
und die Eroberung von Peru

Für Jugend und Volk geschildert von

Johannes März

Mit 42 Text-Abbildungen. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 5.50

Die Entdeckung der Neuen Welt durch Christoph Columbus, sowie die Eroberung von Mexiko und Peru durch Serdinand Cortez und Francisco Pizarro gehören zu den denkwürdigsten Begebenheiten aller Zeiten. Im ersten Buche werden die vier Entdeckungsfahrten des großen Genuesen vorgeführt, dagegen schildern die folgenden Bände die kühnen Taten der Eroberer von Mexiko und Peru so lebendig und packend, daß sie sich wie spannende Romane lesen, und doch berichten die Verfasser nur historische Tatsachen. Die Illustrierung ist reich und authentisch und stellt teils die handelnden Personen dar, teils veranschaulicht sie die eigenartige Landschaft, den Schauplatz der Ereignisse in charakteristischen Ausschnitten. Eine fesselndere und anregendere Lektüre gibt es kaum.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Das alte Wunderland der Pyramiden.



Kopf der in Turin befindlichen Porträtstatue
Ramfes' II.

**Geographische, politische und
kulturgeschichtliche Bilder**

aus der Vorzeit,
der Periode der Blüte sowie des Verfalles
des alten Ägyptens.

Von

Dr. Karl Oppel.

Sünfte umgearbeitete
und vermehrte Auflage.

Mit **250** Text-Abbildungen
und Karten,
sowie **4** Tafeln in Farbendruck.

Geheftet M. 7.—.

Sein gebunden M. 8.50.



Oppel hat sein Buch mit Begeisterung für das „Wunderland“ und seine alten Bewohner geschrieben; er wollte dadurch die Jugend und die weiteren Kreise der Gebildeten bekannt machen mit jenem merkwürdigen Lande und Volke, von dem die andern Völker am Mittelmeer einen großen Teil ihrer Kultur erhielten, und das dadurch auf die Entwicklung des Menschengeschlechts einen wesentlichen Einfluß ausübte, wernschon nicht einen so großen, wie früher angenommen wurde. Überdies darf Ägypten ein noch erhöhtes Interesse beanspruchen, seitdem seine engen Beziehungen zu Vorderasien bekannt geworden sind. Die schwere Aufgabe, dieses Buch der neuen Forschung entsprechend umzugestalten, ohne ihm zugleich seinen wesentlichen Reiz zu rauben, ist von dem Bearbeiter der fünften Auflage in vortrefflicher Weise gelöst worden, und das Buch liegt verjüngt und dem Stande der heutigen Wissenschaft entsprechend vor, ohne den Geist, in dem Oppel es schrieb, zu beeinträchtigen. Die prächtige Illustrierung, bei der tunlichst die Schöpfungen der Ägypter selbst zur Darstellung gebracht wurden, erleichtert das Verständnis für die Weltanschauung der ältesten Kulturvölker.

Das Buch eignet sich vorzüglich als **Geschenkwerk für die studierende Jugend**, doch kann es auch jedem Freunde des Altertums warm empfohlen werden, insbesondere aber auch allen denen, die sich auf eine **Reise nach Ägypten** vorbereiten wollen.

Das Moderne Ägypten

von A. B. de Guerville

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

Mit 200 Abbildungen nach
photographischen Aufnahmen

Preis: Geheftet M. 8.50,
elegant gebunden M. 10.—.

Ein hochinteressantes, flott und amüſant
geschriebenes Buch über Ägypten wie
===== es jetzt ist =====

Der Tourist, dem es um das sonnige Klima sowie Kenntnis des fremden Landes, seiner Bevölkerung und seiner Sitten zu tun ist, der Politiker, der die Verwaltung studieren will, der Finanzmann, der sich neue Gebiete untertan machen, der Kaufmann, der sich neue Märkte erschließen will, der Beobachter, der das fremdartige Gemisch von Rassen und Glaubensbekenntnissen mit Streiflichtern beleuchtet sehen will, — sie alle sollten dies Buch unbedingt lesen, denn der Verfasser bietet jedem etwas Wertvolles und Wissenswertes.

Ganz besonders kann das Buch allen
Besuchern Ägyptens dringend emp-
fohlen werden; es dient vortrefflich
zur Vorbereitung für die Reise und
bildet zugleich eine ebenso unter-
haltende wie lehrreiche Reiselektüre.



JAPAN Das Land der aufgehenden Sonne

einft
und
jetzt

Nach seinen Reisen und Studien gezeichnet von

Dr. Joseph Lauterer

Dritte, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage

Mit 108 Abbildungen nach japanischen Originalen sowie nach photographischen Naturaufnahmen.

Preis: Geheftet 7 M., elegant gebunden 8 M. 50 Pf.



Japanischer Bauer mit Grasmantel.

Dr. Lauterer bietet in diesem Buche zum erstenmal eine zusammenhängende, populäre Darstellung des japanischen Reichs, seiner geschichtlichen Entwicklung und seines gesamten Kulturlebens. In fesselnder Weise und nach eigener auf mehrjährigen Reisen durch ganz Japan gewonnener Anschauung entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild des Landes. Er schildert den Bodenreichtum Japans, seine Tier- und Pflanzenwelt, die geographischen und klimatischen Verhältnisse, insbesondere aber seine Bewohner in ihren eigenartigen Sitten und in ihrer ganzen Lebensweise.

Besonders hervorzuheben sind die dem Werke beigegebenen, vorzüglich ausgeführten Illustrationen. Eine Reihe von Reproduktionen nach Darstellungen der berühmtesten japanischen Künstler vermittelt die Anschauungs- und Denkweise des Inselvolkes, während zahlreiche photographische Naturaufnahmen uns mitten in das volle Leben und Treiben hineinführen.

Lauterers Buch bietet ein getreues Bild des alten und des heutigen Japans und damit für jeden Gebildeten einen Schatz der Belehrung und Unterhaltung. Von großem Nutzen ist es dem Kaufmann, welcher sich über die japanischen Verhältnisse unterrichten will. Auch für den Japanreisenden enthält es zahlreiche wertvolle Ratschläge und Winke, die ihm für den dortigen Aufenthalt von größtem Nutzen sein werden.

Korea Das Land des Morgenrots

Nach seinen Reisen gezeichnet von

Angus Hamilton

Mit 110 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen sowie einer Karte.

Geheftet 7 M., elegant gebunden 8 M. 50 Pf.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH



Hafen von New York

Buch I

Berühmter Kaufleute

Männer von Tatkraft und Unternehmungsgeist

Für Jugend und Volk geschildert von

Wilhelm Berdrow

Mit 52 Text-Abbildungen ≡ Geh. M. 6.50, eleg. geb. M. 8.50

Das Buch berühmter Kaufleute zeichnet in kurzgefaßten Bildern das Leben und Schaffen der hervorragendsten Männer auf dem Gebiete des Handels und der Unternehmungstätigkeit. Von den Bardi und Peruzzi des alten Florenz, den Suggern und Welfern Augsburgs, den mittelalterlichen Handelsfürsten Englands, gelangt der Verfasser zu den Roryphäen des modernen Welthandels, den Siemens, Astor, Vanderbilt, Carnegie, Cecil Rhodes. Er sucht sie bei ihrer Arbeit auf und spürt den innern Triebkräften nach, die zum Erfolge führten. Aber nicht nur den königlichen Kaufmann, den weltumspannenden Unternehmer schildert er, sondern auch seinen Einfluß auf die Entwicklung des gesamten wirtschaftlichen Lebens der Völker.

Ein solches Werk ist für jeden **Gebildeten** hochinteressant und dürfte hervorragend geeignet sein als Geschenk für jüngere Kaufleute, für Söhne von Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Industriellen.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

In Nacht und Eis

Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896

VON

fridtjof Nansen

3 Bände mit über 1600 Seiten, 297 Abbildungen,
12 Chromotafeln und 4 Karten
Elegant gebunden Mark 50.—

ist das **einzigste Werk**, in dem **Nansen selbst** über seine Erlebnisse und Beobachtungen auf seiner kühnen, erfolgreichen Polarreise berichtet.

Was in den stattlichen Bänden enthalten ist, klingt an die alten Sagen an, die uns von der urwüchsigsten Kraft und dem Wagenmut germanischer Helden Kunde geben. Wo die früheren Expeditionen in den Eiswüstenen vor Hunger elend umgekommen sind, wird Nansens Schiff vom **Eise** stetig dem Pole entgegengehoben. Wohl kamen **Augenblicke der höchsten Gefahr**, aber dank der geschickten Bauart des Schiffes konnten die finstern Mächte jener Region ihm nichts anhaben.

Das kühnste Wagstück vollbrachte Nansen, als er sein Schiff verließ und nur in Begleitung von Leutnant Johannsen näher zum Pole zu gelangen versuchte. Mit Schlitten und Hunden und auf Schneeschuhen geht es über hochaufgetürmte Eismassen, über breite Spalten, bis sie, nur 50 Meilen vom Pole entfernt, umkehren müssen. Der dritte Winter kam, **die Forscher mußten die lange Polarnacht in einer engen Höhle wie Eskimos verbringen**.

Wo aber mochte seine „Fram“ sein? Dieser Gedanke ängstigte Nansen noch mitten im unendlichen Jubel, der ihm bei der Heimkehr entgegenschallte. Und acht Tage darauf kommt die erstaunliche Kunde, daß die „Fram“ in den heimatischen Hafen einläuft! Sie hatte eine Reise gemacht, wie nie ein Schiff zuvor. Nansens Schilderungen geben in ihrer schlichten, ungekünstelten Darstellung **ein großartiges Bild des abenteuerlichen Lebens** einer Handvoll mutiger Männer in den Eiswüsten des Nordpols.

Im dritten Band schildern zwei hervorragende Begleiter Nansens ihre Erlebnisse auf der kühnen Polarexpedition. Nordahl berichtet über die dreijährige Drift der „Fram“ durch das Polareis und schildert mit dramatischer Lebendigkeit vor allem das Leben der Mannschaft an Bord der „Fram“. Der zweite ist Leutnant Johannsen, der einzige Begleiter Nansens auf der tollkühnen Schlittenreise.

Die illustrative Ausstattung des Werkes ist ebenso reich als elegant; besonders hervorragend sind die 12 Chromotafeln nach Nansens eigenen Aquarellen und Pastellen.

Globus Verlag G. m. b. H., Berlin W. 9.

Meine
zweite Durchquerung
Äquatorial-Afrikas

vom Congo zum Zambesi
während der Jahre 1886 und 1887

Von

Hermann von Wissmann

262 Seiten mit 92 Abbildungen
nach Zeichnungen Bellagrewes und Klein-Chevaliers, sowie 5 Karten
Preis M. 5.—



Gebriider Paetel Verlag in Berlin W.

Indische Reisebriefe

von

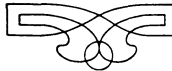
Ernst Haeckel

Vierte Auflage. Mit dem photographischen Bildnis des Reisenden und mit 20 Lichtdrucken (nach Photogrammen und Original-Aquarellen des Verfassers) sowie mit einer Karte der Insel Ceylon

Großoktav. 26 Bogen und XVI Seiten

Preis geheftet M. 16.—, in Halbfranz gebunden M. 18.—

Es ist längst anerkannt, worin der Wert und der Reiz dieser Reisebriefe besteht: in der **Verschmelzung wissenschaftlicher Forschung mit einer von einem unmittelbar fortreizenden Temperament getragenen Darstellung persönlicher Erlebnisse.** Die dadurch erzielte Eindringlichkeit der Schilderungen übt heute wie in der Zeit der ersten Veröffentlichung des **weltberühmt** gewordenen Buches die stärkste Wirkung aus und macht das Werk für den **Gelehrten** wie für den **Laien** gleichermaßen lesenswert.



== Zu beziehen durch alle Buchhandlungen ==

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Aus den Tiefen des Weltmeeres

von

Carl Chun

Schilderungen von der Deutschen Tiefsee-Expedition

Mit 6 Chromolithographien, 8 Heliogravüren, 32 als Tafeln
gedruckten Vollbildern, 3 Karten und 482 Abbildungen im Text.

Zweite unacarbeitete und **stark vermehrte** Auflage

Preis M. 18.—, gebunden M. 20.—

Inhalt: I. Einleitung. II. Ausrüstung. III. Im Nordatlantischen Ozean. IV. Die Kanarischen Inseln. V. Die Äquatorialströme und der Guineastrom. VI. Kamerun. VII. Am Congo. VIII. Die große Fischbai. IX. Im Südatlantischen Ozean. X. Von Kapstadt zur Bouvet-Insel. XI. Im Antarktischen Meere. XII. Letzter Vorstoß nach Süden. XIII. Die Kerguelen. XIV. Im südlichen Indischen Ozean. XV. Sumatra. XVI. Im Mentawai-Becken. XVII. Die Nikobaren. XVIII. Nach den Malediven. XIX. Diego Garcia. XX. Die Seychellen. XXI. Nach Ostafrika. Die Tiefseefauna. XXII. Die Grundfauna der Tiefsee. XXIII. Die pelagische Tiefseefauna. XXIV. Zur Biologie der Tiefseeorganismen.



Reisewerke von Otto E. Ehlers

Von dem in der Blüte der Jahre auf seinen kühnen Forschungsreisen ermordeten, in der ganzen gebildeten deutschen Lesewelt so außerordentlich beliebten Reiseschriftsteller erschienen wohlfeile, für unsere Jugend bearbeitete Ausgaben folgender Originalwerke:

Samoa, Die Perle der Südsee

Mit 5 Bildern und einer Karte; vierte verbesserte Auflage mit erweitertem Nachwort: **Samoa unter deutscher Herrschaft.** 88 Seiten

Elegant gebunden M. 1.—

Inhalt: Australien. — Neuland und die Fahrt nach Samoa. — Apia und samoanisches Leben. — Ein Besuch bei der Plantagengesellschaft und bei den feindlichen Parteien. — Nachwort: Samoa unter deutscher Herrschaft.

Im Osten Asiens

Mit 5 Bildern und 2 Karten; vierte verbesserte Auflage mit erweitertem Nachwort: **Kiautschou und die Chinawirren.** 170 Seiten

Elegant gebunden M. 1,25

Inhalt: Hongkong. — Canton und Macao. — Von Hongkong nach Schanghai. — Tschifu und Tientsin. — Von Tientsin nach Peking. — Auf Mautiliers Rücken in der Mongolei. — Peking, die Stadt der Städte, und das Königreich Korea. — Nachwort: Kiautschou und die Chinawirren.

Im Sattel durch Indo-China

Zwei Bände. Band I mit 8 Bildern und einer Karte, 145 Seiten
Elegant gebunden M. 1,25

Band II mit 8 Bildern. 122 Seiten. Elegant gebunden M. 1,25

Inhalt des 1. Teiles: Vorbereitungen zur Reise. — Aufbruch von Moulmein. — Zur siamesischen Grenze. — Von Naguin bis Mailungyi. — Unter Kawas und Kaos. — Chiengmai. — Marsch nach Chieng Hai und Chieng Sen. — Ubergreifung der Shan-Grenze. — Marsch nach Chieng Tung. — Von Chieng Tung nach Chieng Hung. — Aufbruch von Chieng Hung. — Zum dritten Male über den Melong. — In Siptong Pana. — Von Moung Wo zur Grenze Tonkings.

Inhalt des 2. Teiles: Tonking. — Von Poofang zum Schwarzen Fluß. — Querdurch vom Schwarzen zum Roten Fluß. — Stromabwärts nach Hanoi. — Von Tonking nach Anam und Cochinchina. — Singapore. — Von Singapore nach Bangkok. — Bangkok. — Ausflug nach Ayuthia. — Die Wat Pob und das siamesische Theater. — Beim König auf Kosbi-Chana.

➤ Ausführliche Prospekte über die obige Bände enthaltende

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend

in Verbindung mit W. Capelle herausgegeben von Hans Vollmer

stehen jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Japan

Nach Reisen und Studien im Auftrage
der Königlich Preussischen Regierung

dargestellt von

J. J. Rein

Professor der Geographie an der Universität Bonn

Erster Band:

Natur und Volk des Mikadoreiches

===== Zweite, neubearbeitete Auflage =====

Mit 2 Abbildungen im Text, 26 Tafeln und 4 Karten

Gr. 8°. 1905. Geheftet M. 24.—, in Leinen gebunden M. 26.—

Inhalt: Die Natur Japans. I. Zur Orientierung. II. Küstengestaltung, Meeresteile, Strömungen. III. Geologische Verhältnisse. IV. Physiographie. V. Hydrographie des Landes. VI. Klima. VII. Die Flora der japanischen Inseln. VIII. Die Fauna der japanischen Inseln. — Das japanische Volk. I. Geschichte des japanischen Volkes. II. Anthropologie und Ethnographie. III. Topographie.



